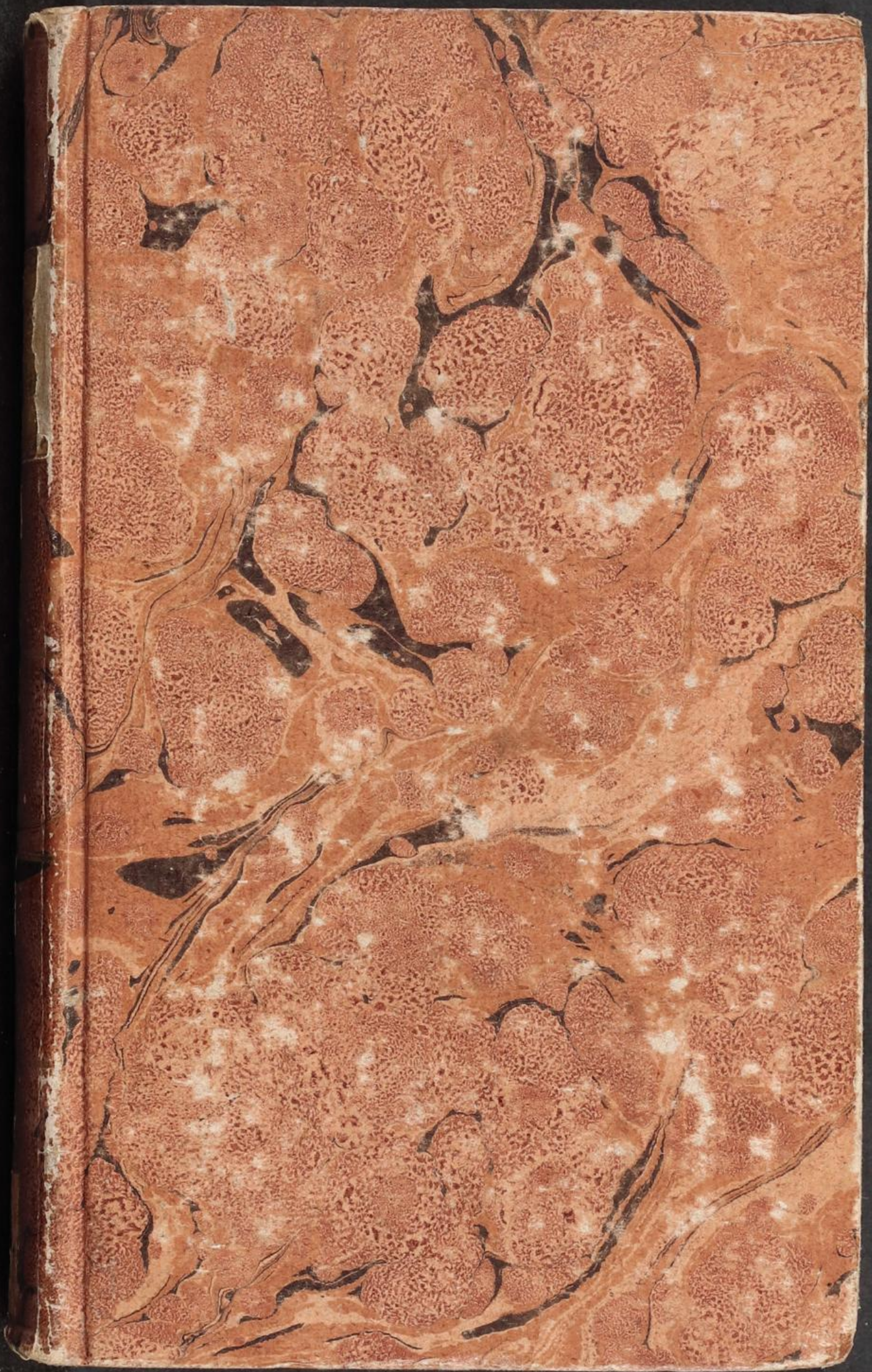

A Thaer
Thaer
633

Univ.-Bibl.
Giessen

G. 2. 4.

633
C. T. 3
e

Der Hausvater

in

systematischer Ordnung,

vom

Verfasser der Hausmutter.

BIBLIOTHEK
D. KÖNIGLICHEN
ACADEMIE
DES LANDBAUES
ZU MOEGLIN

Fünfter und letzter Band.

Leipzig
bey Johann Friedrich Junius. 1786.

Deutschlands

Oekonomen

und

unter diesen vorzüglich

den

Schäfereyherren

gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

Haben wir nach unsrer gegenwärtigen Lage in Deutschland, uns eine der angelegentlichsten Wirthschaftssorgen in vollem Ernst vorzulegen, so ist es gewiß diese: wie wird es mit der Nachwelt, vieler Orten aber auch um uns selbst schon aussehen, wenn der Holzmangel immer mehr bey uns einreissen sollte? Eine Frage, die uns aus einem langen Schlummer gleichsam erwecken, und jedem Oekonomen die Cultur der Waldbäume höchst interessant machen muß. Auch der geringste Stadt- und Landwirth, der nur Besitzer eines kleinen Erdraums, nur eines sonst zu wenig oder gar nichts zu gebrauchenden Winkels gleichsam ist, sollte ihn doch als anwendbar zur Bepflanzung mit einem oder dem andern Waldbaume ansehen, und es sich zum Verdienst um Welt und Nachwelt anrechnen, wenn er in Beziehung auf Zahl oder Beschaffenheit der Bäume unter den Baumpflanzern auch nur den untersten Platz einnimmt, falls es ihm einen hö-

hern zu erlangen, seinen Umständen nach nicht möglich ist.

Nicht jeder Waldbaum wächset an jedem Orte mit gleich gutem Fortgange, daß in solchem Maaße das Vergnügen des Baumpflanzers damit so fortwachsen kann, wie solches die Augenlust derjenigen ausmacht, die für jede Baumart den rechten Platz getroffen; aber auch sofort mit trauern, wenn ihre Bäume gleichsam trauern, d. i. einen zu schlechten Fortwuchs gewinnen, oder gar abstehen. Nichts ist auch für Nacheiferung, für Aufmunterung zu Baumpflanzungen bey Andern mehr tödtend, als wenn sie an ihren Vorgängern das Mißgerathen ihrer Bemühungen täglich vor Augen haben. Diesen und andern Hindernissen der Holzvermehrung habe ich nun in dem Kapitel von den Waldbäumen, als dem ersten dieses Bandes, mit der Anweisung entgegen streben wollen, wie und wo? jede Baumart cultiviret und aufs beste genützet werden müsse. Wo meine eigene Erfahrung nicht hinreichend gewesen, da habe ich solche mit dem Unterricht unsrer bewährtesten Schriftsteller über die Holzcultur ergänzet.

Unsre Pferdezucht ist bey weitem noch nicht durchgängig das, was sie unter uns auch bey gemeinen Landwirthen seyn sollte. Für diese, und nicht für eigentlich sogenannte Stutereyen, oder vornehme Landwirthe, deren Vermögen zu großen Unternehmungen hinreichet, ist eigentlich

das

das zweyte Kapitel geschrieben. Und diejenigen, welche zwischen dem gemeinen und vornehmen Landwirth das Mittel halten, haben sich dasjenige zuzueignen, was aus einigen Schriftstellern beygebracht worden, die für die Manege oder Reutschule eigentlich nicht geschrieben haben. Was ich aber von der Abrichtung der Kutsch- oder Wagenpferde gelehret, wird sich auch mancher eben nicht zum gemeinen Manne gehörende Landwirth in mehr denn einer Absicht zu Nutze machen können. Von den Pferdekrankheiten sind nur die gemeinsten nebst ihren Gegenmitteln berühret worden.

Die höchst simplificirte Theorie der Schaafzucht, die im dritten Kapitel vorgetragen wird, kann als alt und neu zugleich angesehen werden. Alt kann sie deßhalb heißen, weil sie den Erfordernissen der alten Mutter Natur so ganz entspricht. Als neu aber mögen sie diejenigen ansehen, welchen das Neue mehr Reiz ist, als das Alte. Neu heiße ich sie aber aus dem Grunde, weil sie mit der alten bisherigen Schaafzucht der Deutschen nichts gemein hat. Sie hätte ihre Entstehung bey mir vielleicht früher erreicht gehabt, wenn mir von der Vorsehung ein Wohnort wäre angewiesen worden, wo Schäfereyen gehalten werden, weil ich mich sodann sofort nach den Quellen würde umgesehen haben, aus welchen alles bisherige Unglück bey der Schaafzucht herzuleiten ist. Immittelst hätte die Verstopfung der Unglücksquellen schwerlich

ein Ort mehr, als der hiesige, bewähren können; ein Ort, der von den ältesten Zeiten her den adelichen ehemaligen Gutsbesitzern allhier niemals eine Schäferey bestehen lassen wollen; ein Ort, den alle Schäfer, auch die allererfahrensten, wenn sie dessen überaus niedrige, mit lauter Wässergräben angefüllte Fluren übersehen, sogleich als einen zur Schaafzucht im höchsten Grade ungesunden oder untauglichen Ort verwerfen.

Hat aber diese Theorie bey mir ihren Ursprung Beobachtungen und Versuchen mancherley Art zu verdanken, die seit einigen zwanzig Jahren mit der genauesten Aufmerksamkeit von mir angestellet worden, so kann ich sie um desto mehr dem Publikum empfehlen, je weniger Künsteleyen damit verwebet sind. Blühender, dächt' ich, könnten Deutschlands Schäfereyen und die darauf gegründeten Wollmanufacturen, dieser Hauptzweig des städtischen Gewerbes, wohl nicht werden, als wenn vorgedachter Theorie gemäß die kleinartige und zugleich kurzlebige Schaafrasse zur großartigen und hiemit zugleich langlebigen Rasse umgeschaffen wird.

Da die neue Schaafzuchtstheorie nur auf drey Hauptpunkten beruhet, so werden viele Schäfereybesitzer die beyden ersten vermuthlich ohne Widerrede gelten lassen. Allein wider den dritten Punkt, die Schaafe in ihren Ställen der frischen, freyen Luft genießen zu lassen, möchten sich wohl die meisten Schäfer empören,

und

und auf der hergebrachten gleichsam angeerbten Meinung bestehen, daß ihren Thieren nicht mehr Güte oder Pflege erzeigt werden könne, als wenn sie recht warm, d. i. in fest verschlossenen Ställen, also bey eingekerkerter Luft, gehalten werden, so wie sie glauben, daß etwa dem Menschen recht wohl ist, wenn er in einer warmen Stube sitzen, oder in einem warmen Bette schlafen kann. Hier nun muß ich die neuesten Versuche ausländischer Naturforscher mitsprechen lassen, die nach mir auf die gleiche Spur gekommen sind, und mit mir folgenden richtigen Schluß gemacht haben: die Natur erwärmet den Leib der Wollthiere mit ihrem Pelze zur völligsten Gnüge, und erkläret hiemit, daß sie zum Leben in der freyen, frischen Luft gemacht sind. Ihnen solche entziehen, ist also nichts anders, als ihnen das Leben verkürzen, sie vor der Zeit schwach und hinfällig, oder zu allerley Krankheiten aufgelegt machen.

Hr. Daubenton, der durch seinen Unterricht für Schäfer und Schäfereyherren auch unter uns berühmt geworden, hat seit 18 Jahren das Experiment in Frankreich gemacht, daß die in freyer Luft lebenden Schaafe weit weniger Krankheiten unterworfen sind, als eingestallte Schaafe, und daß das Sterben nie unter jene komme, wie es so oft unter diese kömmt.

Hr. d'Isjonval hat in der Abhandlung, die er in der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgelesen, noch mehr Facta über die Lebens-

art der Schaafe in freyer Luft bekannt gemacht, aus welcher Hr. M. C. A. Wichmann in dem Leipz. Int. Bl. v. J. 1785. S. 449. ff. uns einen Auszug mitgetheilet.

Hatte Hr. Daubenton seine Schaafe aus guten und schönen Rassen des Landes zusammengebracht, und dadurch die Bedenklichkeit veranlasset, daß kleine und schwache Schaafe die Probe nicht aushalten möchten, so ließ Hr. d'Isjonval 102 Schaafe am 1sten December 1782 aus einem warmen und dicht vermachten Schaafstall, wie sie sammt und sonders in Berry sind, (hier ist die geringste Art im ganzen Königreiche,) kommen, und that sie in der Nähe von Paris, (74 Stunden nördlicher, als sie hergekommen waren) in einen geräumigen Hordenstall, wo sie vom 9ten December an, seitdem sie angelangt waren, allem Wind und Wetter blosgestellt gewesen sind. Der damalige Winter, der wegen seiner Naßkälte, und insonderheit wegen des beständigen Nordwestwindes, (des einzigen Windes, der dem Schaafe zuwider ist,) besonders merkwürdig wurde, war eben deswegen dem Experimente nichts weniger als günstig; und doch war am 1sten April 1783 von allen 102 Stücken nur ein einziges gestorben. Da Hr. Daubenton den Schaafen bey anhaltendem schlechten Wetter auf einige Tage ein Obdach verstattet hatte; so versagte Hr. d'Isjonval dergleichen ganz seiner kleinen Schäferey. Ja er gieng noch weiter, und ließ am 1sten April seine kleine

Heerde

Heerde scheeren, ob es gleich damals einen für diese Jahreszeit scharfen und durchdringenden Frost gab; wie es denn in der folgenden Nacht sogar schneyte, ohne daß daraus nachtheilige Folgen entstanden wären. Dieses waren aber lauter Hämmel, die im folgenden Frühlinge und Sommer stark und fett, im Herbste aber an einen Schlächter verkauft wurden.

Ehe ich in dieser Erzählung weiter gehe, muß ich folgende Anmerkung einschalten: die Hämmel müssen in der Winterfütterung gut gepflegt gewesen seyn, weil sie sonst den Frost nach der Schur nicht so gut würden ausgestanden haben. Wenn bey uns den so schlecht nach gewöhnlicher Art durchgewinterten Schaafen, bey oder bald nach der Schur, eben dergleichen wiederfahren sollte, so würden sie im Freyen bald erstarren und sterben. So begegnete es z. B. vor einigen Jahren einer großen, einige Meilen von mir entfernten, Schäferey, daß am Tage der Wollschur im Maymonath kaltes Wetter einfiel. Die abgeschornen Schaafe wurden aufs freye Feld auf die Weide getrieben. Sie fiengen an zu erstarren, und der Schäfer konnte nun den Schaafstall mit den Schaafen zu ihrer Wiederbelebung nicht erreichen. Der Schäfereyherr mußte daher in Eil so viel Wagen aufbieten, als nur immer möglich war, um die erstarrten, halbtodten Schaafe nach Hause fahren zu lassen, wobey es dennoch nicht verhin-

dert

dert werden konnte, daß nicht einige 40 Stück ein Opfer des Todes geworden wären. Meinen großartigen Schafen ist dergleichen nie begegnet, ob sie auch schon nach der Wollschur Frostwetter auf der Weide, und zwar nicht im Schauer, im Walde, sondern auf freyem Felde ausstehen müssen. Man kann auch aus diesem Umstande sehen, warum ich in der Theorie meiner neuen Schaafzucht die zum Grunde gelegten drey Hauptpunkte derselben ein Ganzes nenne, deren kein Theil oder Hauptpunkt ohne den andern bestehen kann. Man kann aber auch aus eben diesem Umstande sehen, weßhalb Schäfer und Schäfereyherren so sehr auf warme Ställe bisher haben halten müssen. Ihre Schaafe sind, besonders zu Ausgange des Winters verhungerte, nur fast noch aus Knochen und Haut allein bestehende Thiere, welche, besonders gleich nach der Wollschur, bey mäßiger Kälte erstarren.

In Frankreich ist es eine bekannte Sache, daß das Kirchspiel Villedieu gerade die schwächste und elendeste Schaafrasse in der Provinz Berry habe. Dahin reiste also Hr. d'Isjonval selbst, um damit im nächsten Winter ein neues Experiment zu machen. Er langte mit 170 Stück, die zum allergrößten Theil aus Mutterschaafen bestanden, in den ersten Tagen des Decembermonaths an, welche gleich darauf erst vom Reif, und dann auch vom Schnee überfallen wurden, welche das Vorspiel zu einem harten Winter machten, der in Frankreich noch

lange

lange merkwürdig bleiben wird. Da es nun in der Nacht zwischen dem 31sten December 1783 und dem 1sten Januar 1784 auf 9 Zoll tief geschneyet hatte, so fand sich am folgenden Morgen, daß die Schäferey unsichtbar geworden (mit Schnee bedeckt) war, ohne daß ein einziges Stück dabey mißvergnügt oder krank geworden wäre. Hr. d'Isjonval hatte unter diesen von ihm selbst abgehohlten Schaafen vorsetzlich 20 Stück mitgenommen, welche ihm kränklich vorgekommen waren, indem sie Miene machten, faul zu werden, oder an der Lungensucht zu sterben. Drey Viertel davon wurden gesund; aber 5 Mutterschaafe giengen drauf.

Ein drittes Experiment ward von dem Hrn. d'Isjonval in dem nächst darauf folgenden Winter gemacht. Der Erzbischof von Bourges, der die Ausbreitung physikalisch wahrer Grundsätze in einem großen Lande für wichtig genug erkennt, um die Bemühung seiner Prälatenwürde nicht für unanständig zu achten, läßt seit 3 Jahren die Experimente des Hrn. Daubenton mit eben so viel Sorgfalt, als glücklichem Erfolge nachmachen. Aus der zahlreichen Schäferey dieses Prälaten nahm Hr. d'Isjonval 165 Stück, die samt und sonders mit der hartnäckigsten Räude behaftet waren, welches von dem unüberlegten Ankauf einiger Böcke herrührte. Die mehresten dieser Stücke bestanden in Lämmern von 8 bis 9 Monathen alt, wurden aber doch in die Nähe von Paris gebracht, wo die

Hälfte

Hälfte dieser Heerde im Januar und Februar ganz kahl wurde, weil den Thieren von der Räude, mit der sie über und über behaftet waren, die Wolle ausgieng; sie mußten also bey Hrn. d'Isjonval in diesem Zustande unvermeidlich den Regen und Schnee des Jahres 1785 aushalten, waren aber dennoch nach der Zeit gesund, stark, und eben so gut bey Leibe, als bey Wolle. Hr. d'Isjonval nahm den Entschluß, diese kleine Heerde den Frühling und Sommer über beysammen zu behalten, damit jedermann in Paris sehen möchte, daß das Leben in freyer Luft zu allen Jahreszeiten sowohl für die Gesundheit des Schaafs, als für die Veredlung seiner Wolle, das beste Mittel sey. —

Man siehet nun, wie weit es dem Hrn. d'Isjonval geglückt sey, seit 4 Jahren die Schaafe auch über Winter im freyen Felde zu erhalten, so wie solche in Spanien und England gleichfalls keine andere Decke, als den freyen Himmel haben. Er irret sich aber, wenn er durch das Leben der Schaafe in freyer Luft die Räude geheilet zu haben vermeinet. Es hatte ein Oekonom hiewider in dem Leipz. Int. Bl. v. J. 1785. S. 432. gleich erinnert, daß es wohl möglich gewesen seyn könne, durch solche Verfahrungsart die Leberfäule geheilet zu haben; aber an der Heilung der Räude zweifelt er mit Recht, weil Hr. d'Isjonval selbst gestehet, daß seine Schaafe die Wolle verlohren haben, welches bekanntlich bey allen räudigen Schaafen geschiehet,

schiehet, welche nicht auf gehörige Weise besorgt werden, so wie die Räude auch nicht eher wieder kömmt, als bis die Wolle von neuem etwas gewachsen ist.

Am Ende der neuen Schaafzuchtstheorie habe ich von meinen Schaafen gesagt, daß sie von der Ansteckung der Räude nicht frey geblieben sind, und daß ich solche durch einen äußerlich aufgeschmierten Tobacksſyrup habe müssen heilen. Nur in dem Stück nahmen sich diese angesteckten Schaafe vor andern, den kurzleibigen oder kleinartigen nämlich, aus, daß sie nicht, wie diese, von der Räude entkräftet oder gar aufgerieben wurden. Sie blieben sich vielmehr, in Ansehung der übrigen Gesundheit und Leibesstärke, immer gleich, ob ich sie schon an die 3 Jahr gehen ließ, ohne sie zu schmieren, der Meinung, daß die Räude von selbst wieder vergehen sollte. Da aber solches nicht erfolgte, und ein Theil der Mutterschaafe im Februar und März immer die Wolle verlohr, so ward obgedachtes Mittel dawider gebrauchet.

Hat nun aber Hr. d'Isjonval durch obbeschriebene Versuche unter den Augen des Pariser Publikums dem ganzen Frankreich gezeiget, daß die Schaafe ohne allen Schaden auch im strengsten Winter unter freyem Himmel leben können, so muß meine Theorie auch von dieser Seite her die völligste Bewährung bekommen, und zwar um so mehr, als solche für Deutschland nur Ställe fordert, die auf allen vier Seiten

ten dem freyesten Durchstreichen der Luft völlig geöffnet sind. Es ergiebt sich ferner hieraus, daß Deutschland bey Erbauung neuer Schaafställe ungleich wenigern Aufwand zu machen haben wird. Es werden allenfalls nur ganz leichte sogenannte Schuppen den Schaafen ein hinreichendes Obdach geben, worunter sie wider Regen und Schnee gedeckt sind; aber allemal vorausgesetzt, daß die Thiere durch eine reichliche Winterfütterung bey vollen Kräften erhalten werden. Solche Zurückführung der Schaafe in ihr Naturleben wird nun die beste Besorgung ihrer mehrern Gesundheit und Dauerhaftigkeit hauptsächlich ausmachen.

Mir bleibt nun in Ansehung der Schaafzucht gar kein anderer Versuch mehr übrig, als die Veredlung der Wolle, als worinn schon so viele Schäfereyherren, besonders in Sachsen, mittelst Spanischer und andrer feinwolligter Schaafböcke so gute Fortschritte gethan, und rühmlichst noch thun. Vielleicht gelingt es mir neben diesem unter uns immer gemeiner werdenden Mittel noch ein anderes daneben auszufinden, wodurch solche Veredlung der Wolle vermehrt oder gleichsam verdoppelt werden kann. Wenigstens denke ich von der Spur dazu nicht mehr weit entfernt zu seyn.

Den Beschluß dieses Bandes macht das Kapitel von der Bienenzucht aus, von welcher alle Künsteleyen gänzlich ausgeschlossen sind. Denn was die darinn beschriebene Erfindung des

Hrn.

Hrn. M. Spitzners, die das Ablegermachen mittelst des Abtreibens der Bienen zum Inhalt hat, anbelanget; so ist solche der Natur der Bienen ganz gemäß, und meine eigene am Ende des besagten Kapitels vorgetragene Methode Ableger zu machen ist eben so einfach, als natürlich.

Das Bedenken, das gegenwärtige Werk nicht noch mehr zu vergrößern, hat mich abgehalten, mehrere, zum Theil minder wichtige Wirthschaftsartikel abzuhandeln. Es hätte sonder Vermehrung oder Vergrößerung dieser Bände geschehen können, wenn ich die darinn befindlichen Kapitel mehr abgekürzet hätte. Sie würden aber darüber an ihrer Ausführlichkeit verlohren haben. Da ich mir aber vorbehalte, von Zeit zu Zeit noch kleine Beyträge zur Ergänzung und fernerer Berichtigung meiner Werke ans Licht zu stellen, so werde noch einen und den andern fehlenden Artikel zugleich mitnehmen können, als wozu ich mir vielleicht mehr als Jemand anders vorlängst den Weg gebahnet.

Ich habe nämlich seit mehrern Jahren bey mir ein Institut errichtet, worinne ich viel Nachfolger zu haben wünschte. Dieses besteht darinn, daß in jedem Monath, an einem Sonntage, gegen die Abendzeit, in meinem Hause eine Versammlung der fähigsten Ackerwirthe dieses Ort bey mir gehalten wird, um solche nicht an andern Tagen von ihren gewöhnlichen Arbeiten abzuziehen.

In dieser Versammlung nun bin ich theils Vorleser, und zwar meistens eines interessanten Artikels aus des Hrn. D. Krünitz ökonomisch-technologischer Encyklopädie, theils Lehrer nach Socratischer Art in Fragen und Unterredungen. Ich bin aber auch in gewisser Absicht Lehrling. Es giebt auch Denker unter den Bauern. Zum öftern empfehle ich ihnen dieses oder jenes zu beobachten, und das Resultat kann vielmals nicht besser gewünschet werden, da ich durch sie zu Erfahrungen komme, die mir, ohne Mitbeobachter gehabt zu haben, allein entgangen seyn würden. Lese ich ihnen aus nurgedachter Encyclopädie eine Materie vor, so freuen sie sich mit so mancherley in andern Ländern üblichen, und von den unsrigen sehr verschiedenen Wirthschaftsoperationen bekannt zu werden; und mit unter trifft sich was, woraus sich einer und der andere etwas zur Nachahmung oder Verbesserung seines eigenen bisherigen Verfahrens herausnimmt; auch finde ich zu Zeiten, daß ein mechanischer Kopf aus den vorgezeigten Kupfertafeln der Encyklopädie ein Modell aufgefaßt, und sich davon nach seiner Art Geräthschaften nachmacht, so wie er solche zu seinem besondern Gebrauche gut findet. Auf diese Art verbreite ich mit der Encyclopädie die Nutzen und Vergnügungen zugleich unter hiesiges Landvolk, und bekomme mit jedem neuen Bande derselben einen immer neuen Zuwachs angenehmer und nützlicher Unterhaltungen.

Kann

Kann man aber mittelst dieser ökonomischen Encyklopädie sich einige tausend Thaler ersparen, weil sie ein Auszug aus so viel leicht kosten könnenden Büchern ist, so ist es immer einer meiner stärksten Wünsche gewesen, daß solche in den Händen, wo nicht aller, doch der meisten Männer meines Standes zu gleichem Gebrauche seyn könnte. Eben so ist es ebenfalls einer meiner stärksten Wünsche, daß der weltberühmte Hr. Verfasser dieses Werks auch der Vollender desselben dereinst noch selbst seyn möge! Wir haben wenig Gelehrte in der Welt, die mit so ununterbrochenem Fleiße Tag für Tag in der Studierstube sitzen und arbeiten können, und wohl keinen, der mit täglichen Anfällen einer der peinlichsten Krankheiten, die Deutschlands Aerzten immer noch ein unaufgelösetes Räthsel bleibet, dennoch fortarbeiten kann. Er siehet es bey dem körperlichen Elende seines Leibes und Lebens als eine große Aufmunterung seines von uns zu bewundernden Fleißes an, daß der Verleger seines für Leute aus allerley Ständen so gemeinnützigen Werks, Hr. Pauli in Berlin, solches um den möglichst mäßigen Preis in die Hände seiner Leser zu bringen, seine sehr zu lobende Begierde der Welt mehr, als sich selbst nützlich zu seyn, so ganz zu Rathe ziehen wollen, und es rühmlichst noch thut.

Dem Ermunterungen aller Art so sehr verdienenden Schriftsteller aber muß die Huld seines großen Mäcens über alles seyn, von welchem er

so oft aus der Hülle seiner Einsamkeit, zur Theilnehmung an wieder aufheiternden Gesellschaftsfreuden, gleichsam ans Licht hervorgezogen, und hiemit zum rechten Frohwerden seines mühsamen Lebens aufs innigste erwecket wird. Und dieser alle gemeinnützige Künste und Wissenschaften eben so sehr begünstigende, als sich selbst darinn mit unvergleichlichem Ruhme hervorthuende Mäcen, ist der Königl. Preuß. Präsident des Oberconsistorii, **Herr Thomas Philipp von der Hagen.**

Für die Unvergänglichkeit dieses Namens stehen die Annalen der Preußischen Diener des Staats und der Republick der Gelehrten. Er sey aber auch für alle diejenigen besonders unvergeßlich, welche die Krünitzische Encyklopädie in die Hände nehmen. Denn der Verfasser lebet immer in vollen Freuden des dankbarsten Herzens, wenn er diesen Namen nennet, oder nennen höret. Ich bin sein Zeuge, und danke hiemit seinetwegen vor Welt und Nachwelt dem **edlen Manne,** dem ein Krünitz die frohesten Stunden seines Lebens verdanket.

Schlalach, bey Treuenbriezen
den 21sten April 1786.

Christian Friedrich Germershausen.

Erstes

Erstes Kapitel.

Die Waldbäume.

Es werden die Waldbäume, oder wilden Bäume den Obstbäumen entgegen gesetzt, weil diese um der Früchte willen, jene aber hauptsächlich um des Holzes willen zum Bauen, Brennen, und Verfertigung allerley Geräthe angebauet werden, ob schon unter letztern einige Arten, z. B. Eichen, Büchen u. s. f. sind, deren Früchte theils Thieren, theils Menschen genießbar sind.

Bis gegen die erste Hälfte unsers gegenwärtigen Jahrhunderts war es eine in Deutschland fast durchgängig angenommene Maxime, daß die Axt der Sense weichen, d. i. die Hölzungen in Ackerland verwandelt werden müssen; und Hr. v. Eckhart schrieb in seiner sogenannten Experimentalökonomie zur Unterstützung des nurgedachten Satzes: von Holzmangel stirbt kein Mensch, aber wohl von Kornmangel. Hätte aber dieser Schriftsteller und mehrere andre sich doch in die Lage einer geringen Familie hineindenken und betrachten wollen, ob ihr nicht der Bissen

Brodts sehr verbittert werde, wenn sie wegen des zu theuren Brennholzes keine warme Speisen anrichten, keine warme Stube haben, und mit starren und vor Kälte zitternden Händen, durch Flachs- und Wollespinnen, als dem gemeinsten Geschäfte des gemeinen Volks, besonders der Weiber und Kinder zur Winterszeit, keinen Erwerb machen kann. Gesetzt, der Staat erbauet Häuser, und übergiebt sie Colonisten zum Eigenthum, werden diese sich lange darinn aufhalten wollen, wenn sie finden, daß ihnen die Unterhaltung derselben im baulichen Stande, des zu hohen Holzpreises halber, zu schwer, und das Bewohnen derselben, aus Mangel des Brennholzes, verwünscht werde? Werden sie sich nicht als armselige Gefangene ansehn, die, da sie die weite Welt vor sich sehen, die Freyheit suchen, und dahin gehen werden, wo sie wohlfeiler bauen und sich besser wärmen können?

Vor einigen 20 Jahren kaufte einer meiner Bekannten ein Ritterguth, dessen größte Stärke in Gehölzen bestehet. Er ließ ohnweit des Dorfs eine Anzahl kleiner Häuser erbauen, um sie mit Tagelöhnern, daran es dem Guthe mangelte, zu besetzen, die er auch gar bald bekam. Da er aber mit seinem Holze sehr eigen war, solches in zu hohem Preise verkaufte, und die Tagelöhner weit und breit umher kein Holz haben konnten, so geschahe, was ich ihm voraussagte; nämlich, daß seine Tagelöhner die Häuser würden stehn lassen. Sie hielten ein paar Jahr aus, so lange ihr mitgebrachtes Vermögen noch zureichte, sich das zu theure Brennholz anzukaufen. Hierauf verließen sie einer nach dem andern ihre Wohnungen, so daß selbige nach der Zeit leer und verschlossen stunden, und da solche Häuser an der Landstraße liegen, allen Vorbeyreisenden die Frage ablocken:

locken: warum neue, durch das Nichtbewohnen ganz in Verfall kommende Häuser, unbewohnt dastehen?

Mir sind in hiesigen Gegenden Dorfschaften bekannt, neben welchen seit 40 bis 50 Jahren, Tagelöhner oder Häuseler, sich in solcher Menge aus eigenen Mitteln kleine Häuser erbauet haben, daß ihre Menge der Hälfte, oder der Anzahl der alten Dorfseinwohner völlig gleich kömmt. Und dieses sind Dörfer, welchen es nicht an Holz fehlet, und wo die anbauenden Häuseler, solches in der Nähe, und im erträglichen Preise haben können. Denn beydes Nähe und mäßiger Preis müssen beysammen seyn. Wäre das Holz etwa ein paar Meilen vom Wohnorte herzuhohlen, so würde es dem Häuseler, wenn er es schon an Ort und Stelle nicht theuer findet, doch um der Fuhre willen, die er bezahlen muß, schon zu theuer. Und eben bey obgedachten Dörfern bemerke ich die solideste Volksvermehrung, womit dem Staate am meisten geholfen ist. Ein Bauer kann unter mehrern Kindern, nur ein einziges auf seinem Bauerhofe erhalten, wenn er von der Wirthschaft abgehet. Die übrigen müssen sehen, wo sie bleiben. Finden sie keine Häuser, um eigene Familien haben zu können, so werden sie zu alt über dem Warten darauf. Was verliert aber in solchem Falle nicht der Staat, wenn die Bauerkinder über 30 Jahr alt werden, bevor sie zur Heyrath kommen? Was gewinnt er aber nicht bey frühern Ehen an der Volksmenge, wenn das Landvolk 10 Jahr eher oder wenig später mittelst der Ehen, zum Kinderzeugen gelanget? Und die Ehen werden allein dadurch erleichtert, wenn das junge mannbare Volk einen eignen Heerd haben kann. Denn aufs Einmiethen auf dem platten Lande ist wenig zu rechnen. Dazu sind die Bauerhäuser nicht

eingerichtet, und die Bauerwirthschaft verträgt sich auch nicht mit Miethsleuten, weil selbige auf dem ganzen Hofe Blöße hat, und nicht ins Enge, oder unter dem Schlosse, gleich den Bürgerwirthschaften in Städten gehalten werden kann. Sind also Dorfwirthschaften, in deren Nähe das Bau- und Brennholz in mäßigem Preise zu haben ist, so bauet der Bauer seinem Sohne oder Tochter ein Häuslein, so bald sie Lust zum Heyrathen bekommen, und diese meldet sich bald an, wenn sie nur wissen, wo sie ihre bleibende Stäte haben können, und daher nicht als Miethsleute in Sorge seyn dürfen, bald hie bald dorthin umher getrieben zu werden. Ein Staat also, und besonders ein militärischer, muß die Ehen des Landvolks erleichtern. Und hierzu hat er kein gewisseres Mittel, als die durchgängige Beförderung des Holzwuchses. Vom Verfalle der Manufakturen und Fabriken durch den Holzmangel will ich jetzt nichts gedenken.

Sollte jemand noch mehr Beweis hievon verlangen, daß die Wohlfeilheit des Bau- und Brennholzes die Volksmenge sehr begünstige, der denke nur an die Wenden in der Lausnitz, Westphälinger und Niedersachsen. Die Wenden gehen im Sommer, besonders gegen die Aerndte, gleichsam in Heereszügen aus ihrem Vaterlande bis nach Thüringen hin, um durch Feldarbeit Verdienst in den reichen Kornländern zu haben, und kehren mit selbigem gegen den Winter in ihre Heymath zurück. Warum ist ihnen ihr mageres kornarmes Vaterland lieber, und warum ziehen sie nicht mit Weib und Kindern in jene fette kornreiche Länder hin, wo sie kein schwarzes Brod, wie zu Hause essen, auch des Winters noch Arbeit finden könnten? Sie wollen Weib und Kinder im Winter nicht frieren lassen. Mit den

West-

Westphälingern und Niedersachsen ist es eben so, welche unter dem Namen Hollandgänger bekannt sind. Sie gehen jährlich nach Holland, bleiben daselbst eine Zeitlang, verrichten meistens sehr schwere Arbeit, verdienen mehr als sie verzehren, und kommen mit dem mehr oder weniger erübrigtem baaren Gelde wieder nach Hause, die meisten dieser wandernden Arbeiter gehören in den westphälischen Provinzen zu Hause; doch gehen auch viele aus den Bremischen, Lüneburgischen und angränzenden Ländern, diesem Verdienste nach. Ihre Anzahl ist zum Erstaunen groß, so daß ihre Ankunft und Abzug im Sommer, einer Völkerwanderung ähnlich ist. Auf allen Heerstraßen findet man Gesellschaften, öfters mehr als 100 an der Zahl, welche entweder Arbeit suchen, oder mit ihren eroberten holländischen Gulden nach Hause gehen. In Holland werden sie mit einem verächtlichen Namen, Muffen, genennt, sonder Zweifel darum, weil sie um des Winters willen nicht in Holland bleiben. Alle diese Muffen nun, lassen sich den weiten Weg Jahr aus Jahr ein nicht verdrießen, und haben ihr Vaterland aus der einzigen Ursach lieber, als das geldreichste Land auf Erden, weil in selbigem das Holz übertheuer ist, und zum Theil gar nach dem Gewichte verkauft wird. Können uns aber diese viel tausend Muffen nicht belehren, daß der Staat kein gewisseres Mittel zur Hand habe, sein Volk vest zu halten, und alle Auswanderungen zu verhüten, als wenn er die Holzcultur sich nach gerade mehr, als den Kornbau angelegen seyn lässet?

Auswanderungen? Ja! Oberdeutschland klagt darüber nach Rußland, nach Gallizien hin. Sollte wohl nicht der meiste Theil dieser Ausgewanderten aus Mangel eigner, oder aus Holmangel zu theuer ihm

gewordenen Wohnhäuser, die sogenannten Weinländer mit jenen rauhen Ländern zu vertauschen, veranlaßt worden seyn? Sollten diese Ausgewanderte wohl nicht zum Grundsatz angenommen haben: Lieber keinen Wein, nur eine warme Stube?

Herr Prof. Beckmann gab 1769 (S. Grundsätze der teutschen Landwirthschaft §. 232) mit folgenden Worten den Wink zur Erhaltung und Anbauung der Holzungen: Der Mangel des unentbehrlichen Holzes, und also auch der Preis desselben, nimmt jährlich dergestalt in Teutschland zu, daß jedweder Landwirth die größte Ursach hat, auf die vernünftige Nutzung, Erhaltung und Anbauung seiner Holzungen zu sehen. Sollte dieses so wackern Mannes Ermunterung seine Landsleute wohl seit solcher Zeit mehr thätig als vorhin gemacht haben?

Ein Patriot äußert in dem Leipz. Intell. Blatte v. J. 1785. S. 372. f. seine Bekümmerniß hierüber also: Man klagt nach den neuesten Nachrichten aus England über den immer größer werdenden Mangel am Bauholze. Dieser war aber schon seit langer Zeit, und es ist bekannt, daß das allermeiste Bauholz aus Schweden nach England gebracht wird. Aber bey dieser Gelegenheit ist die Anmerkung wohl nicht zur Unzeit angebracht, ob es nicht nützlich seyn dürfte, in jedem Lande eine Generalrevision anzustellen, wie es mit den ausgewachsenen und bestandenen Holzungen, auch Waldungen, besonders aber mit dem jungen nachwachsenden Holze stehe? Beynahe könnte man aus einigen bekannten Ländern und Gegenden versichern, daß der geglaubte Bestand und Vorrath ausgewachsener Hölzer, sich nach der Wahrheit, an theils Orten kaum zum 5 — 4 oder 3 Theile finden dürfte, es aber mit dem Nachwuchse noch betrübter aussehe. Es ist gewiß die höchste

Zeit,

Zeit, daß Deutschland ein ernstes Einsehen habe, wie es mit Versorgung der Länder, mit Bau- Brenn- auch Nutzhölzern, in 20 bis 30 Jahren aussehen möchte, um die deshalb möglichst besten Vorkehrungen noch in Zeiten werkthätig zu treffen. —

Es ist wahr, wir haben bisher überall genug über Baumpflanzungen und Holzvermehrung theoretisiret, die Praxis ist aber bey weitem noch nicht dahin, wo sie seyn sollte, um Deutschland von einer androhenden Gefahr zu retten, die, wenn sie nicht schleunigst abgewendet wird, Auswanderungen und Entvölkerungen nach sich ziehen kann. Wer retten kann, der helfe sein Vaterland retten, und lasse an seinem Theile nichts unversucht, um unzählige Lücken in der Holzcultur ausfüllen, und noch überall leere Felder dieses ökonomischen Fachs mit Rath und That anbauen zu helfen. Es fehlt uns nicht an den besten Vorkehrungen der Landesregierungen, zur Abwendung des täglich mehr einreißenden Holzmangels. Jeder Stadt- und Landwirth aber, wenn er auch noch so wenig Raum auf dieser Erde besitzet, muß selbst mit Hand anlegen. Und wenn er es nicht aus Patriotismus thun kann oder will, so thue er es aus Selbstliebe, aus Eigennutz. Denn die Zeit ist ganz nahe, da sich Grund und Boden durch den Holzanbau weit mehr, als durch den Kornbau verinteressiren werden. Jeder adlicher Guthsbesitzer, jeder Bauer in den meisten Gegenden unsers deutschen Vaterlandes kann sicher darauf rechnen, daß wenigstens seine erste Generation den Nutzen davon ziehen werde, wenn er ihn seinem ganzen Umfange nach, bey seinen Lebzeiten nicht schon selbst genießen sollte. Es werden in der Folge dieses Kapitels allerley Räthe und gute Vorschläge vorkommen, um den Holzanbau zu einer solchen Nationalangelegenheit zu machen, welche uns

kummerlose Aussichten in die Zukunft, in Ansehung dieser äußerst wichtigen Sache, verschaffen können und sollen.

1. Die Eichen.

Die Eiche kann mit Recht als die Königin aller unsrer Waldbäume angesehen werden, weil sie solche nicht nur an Dauer und Stärke des Wuchses, sondern auch an Kostbarkeit und Nutzen des Holzes übertrifft, da uns dieses zum Schiffsbau, Zimmer- Tischler- Böttcher- und Wagnerarbeiten ganz unentbehrlich ist, so wie die Borke oder Rinde den Gärbereyen, die Frucht aber zur Viehmast vorzüglich brauchbar ist. Dieserhalb verdienet der Anbau und die Vermehrung der Eichen unsre vorzüglichste Aufmerksamkeit, und man darf sich daher gar nicht verwundern, daß die beyden Holländischen Provinzen Oberyssel und Geldern ein so nachahmungswürdiges Beyspiel vor einigen 30 Jahren allen übrigen Staaten zur Beförderung der Anpflanzung der Eichen gegeben haben. Die Regierung gedachter Provinzen publicirte nämlich: wer Lust habe, junge Eichen auf der Heide nach vorgeschriebener Anweisung anzupflanzen, dem sollten die jungen Stämme aus den dazu angelegten Pflanzgärten des Staates unentgeldlich gereichet; und so viel Land er damit bestecken würde, ohne Abgabe umsonst erb- und eigenthümlich zugeschrieben werden; ja, wer nach dieser Maaße 100000 Eichen pflanze, und er wäre sonst von ehrlichem Herkommen, der solle in den Freyherrenstand der Provinz, vor sich und seine Nachkommen, aufgenommen werden. Diese Maaßregeln hatten die erwünschteste Wirkung. —

Nichts

Nichts hat unter uns die Eichen seltner, und ihre Anpflanzung weniger allgemein gemacht, als das gemeine Vorurtheil: die Eichen wachsen unter allen Bäumen am langsamsten, und der Anpflanzer erlebe von ihnen keinen Gebrauch. Dieses Vorurtheil ist aber sehr irrig, und soll in der Folge durch bewährter holzgerechter Männer Erfahrung und Ausspruch widerleget werden. Ich selbst gehöre unter diejenigen, welche aus eigner Erfahrung solchem höchst schädlichen Irrthume widersprechen müssen. Ich habe vor 4 Jahren in meinem Garten eine Eiche abhauen lassen, um daraus so genannte Tröge zu Hirsestampen machen zu lassen. Diese Eiche war nur 36 Jahr alt, und konnte kaum von 2 Männern mit den Armen umspannet werden. Eine andre von 20 Jahren habe noch stehen, die im Schafte so dicke ist, daß ich solche mit den Armen nicht mehr ganz umspannen kann. Ferner habe einige Dutzend theils Sommer- theils Wintereichen, die 8 bis 10 Jahr alt sind. Unter jenen sind einige, welche schon zweymal dicker, als ein Harkenstiel sind, und von nun an erst anfangen, den meisten Wachsthum in der Dicke zu machen. Vor 15 Jahren fand ich beym Spazierengehn in hiesiger Ackerheide 2 junge zweyjährige Eichen, die wegen des allzumagern Bodens schon ganz verkrüppelt schienen, und kaum eine halbe Spanne lang waren. Damit sie nicht von Schaafen oder Haasen abgefressen werden möchten, so zog ich sie aus, und verpflanzte sie hinter meinen Garten, auf einen, einige Ellen hohen, Damm von Erde, wo sie fortgingen, und schon vor 3 Jahren anfingen Eicheln oder Eckern zu tragen. Sie sind gegenwärtig im Schafte weit dicker, als der stärkste Mannsarm, und sie würden bereits 3 bis 4 mal dicker seyn, wenn ich sie nicht auf einen Wall, der todten, ma-

gern, aus dem Grunde gehobenen Sand enthält, gepflanzet hätte. Man merkt es ihnen aber an, daß ihr Wachsthum seit ein paar Jahren sehr zunehme, je mehr sie nun mit ihren Wurzeln in den Grund hineinkommen, und somit besseres Erdreich zur Nahrung ergreifen können, daß es also nur auf den Boden, noch mehr aber auf die Art und Weise ankömmt, wie die Eichen gepflanzet und gewartet werden, um selbiger bald in Ansehung ihres Holzes und ihrer Früchte recht froh werden zu können.

Wir theilen unsre Eichen in **Winter-** und **Sommereichen**, von welchen man annimmt, daß sie aus einem und eben demselben Samen, der Eichel, hervorgekommen seyn sollen. Nichts ist gewisser, als daß sie weiter unaufhörliche Abänderungen erzeugen, und daher so viele Namen erhalten haben.

a) Die gemeine **Wintereiche, Viereiche, Berg- Dürr- Eis- Eisholz- Harz- Knopper- Spat- Stein- Trauben- Truf- Stein- Winterschlag- Wintertrauben- Eiche.** Die Blätter dieser Eiche haben eine länglichte Gestalt, welche oben breiter ausfällt, und an der Seite tiefe Ausschnitte hat. Diese Blätter sind ferner oben platt, grün und glänzend, unten etwas heller und matter. Bey der Sommereiche sind sie etwas hellgrüner und weicher. Da die Eichen überhaupt unter unsern Waldbäumen, im Frühlinge am spätesten ausschlagen, so treiben die Wintereichen noch langsamer als die Sommereichen; und ob sie gleich im Herbste auch eher und geschwinder, als andre Bäume mit ihrem Triebe aufhören, so pflegen sie doch viele ihrer zusammengeschrumpften Blätter, auch sogar den Winter hindurch an sich zu behalten, vornämlich wenn ein früher Herbstreif eher eingefallen ist, als die Blätter von selbst, und besonders an ihren Stielen, verwelkt

sind,

sind, welches letztere gemeiniglich an den Wintereichen wahrgenommen wird, als wovon sie muthmaßlich, wie auch von ihren sehr spät reifenden Früchten den Namen bekommen haben. So wie nun die Blätter dieser Wintereichen später als an den Sommereichen ausbrechen, so kommen auch Blumen und Früchte später, als welche letztere im November reif werden.

Die nur kleinen Früchte der Steineichen sitzen auf ganz kurzen Stielen, so daß sie dicht auf den Zweigen zu liegen scheinen, es stehn derselben 4, 6, 9 bis 12 Stück bey einander, und daher hat man dieser Eiche den Namen Trauben- oder Trufeiche gegeben. Man findet Bäume dieser Hauptänderung mit eyförmigen, und andere mit spitzigen Früchten. Diereiche nennet man sie aber, weil sie mehrentheils 4 neben einander sitzende Früchte hat. Die äußere Rinde bey den jungen Zweigen ist weißlich und glatt, bey ältern aber am Stamme braun, zerrissen und ausgefurchet. Das röthliche Holz ist gegen das Holz der Sommereiche mürbe und bönhicht, und trägt deßwegen, in der Länge geschnitten, nicht so gut; auch nehmen es die Stabholzschläger nicht gerne, weil sie aus einem gleich dicken Stücke Holze von der Sommereiche eher zween, als aus dieser einen Stab machen können. Zu Säulen, Riegeln u. d. gl. hat es jedoch mit dem bessern Holze der Sommereiche gleichen Nutzen, wenn es nur der Nässe nicht ausgesetzt seyn darf. Die Tischler wählen dieses Holz auch nicht gern, weil es beym Hobeln leicht einbricht, und ihre Arbeit verzögert. Die Mast ist bey einfallenden frühen Herbstfrösten, allemal verdorben; denn öfters ist die Eichel zu dieser Zeit kaum reif geworden, und wenn sie schon abgefallen ist, so wird sie vom Laube nicht gehörig bedeckt, und gegen die Kälte geschützet.

tzet. Auf hohen gebürgigten Gegenden ist die Cultur der Wintereichen vorzüglich anzurathen, weil sie wegen des später ausschlagenden Laubes, hieselbst von der länger fortdauernden Kälte nichts leiden, da hingegen die früher treibenden Sommereichen daselbst zu Grunde gehn. So ist auch die Anpflanzung dieser Hauptveränderung unsrer Landeseiche auf der Ebene, wenigstens zum vierten Theile aus dem Grunde gegen die Sommereiche gerechnet, anzurathen, weil wir öfters an den Sommereichen von den späten Mayfrösten, Blätter und Blumen, folglich die ganze Mast verlieren, da unterdessen die Wintereichen wenig oder nichts leiden, und wenn der Herbst einschlägt, sehr gute Mast tragen können. Wie es denn auch erfahrungsmäßig ist, daß die Wintereichen, welche auf dem Stamme noch nicht zu alt geworden, oder noch nicht ganz aus ihrem Wachsthume heraus sind, eben so gutes zähes, und noch wohl festeres steinhartes Holz haben, welches dem Holze der Sommereiche in Ansehung dieser Eigenschaft wohl noch vorzuziehen ist. Und um dieser Eigenschaft willen führen dergleichen Eichen den Namen Steineichen, weil ihr noch grünes Holz so steinhart ist, daß Axt und Beil zurückspringen, und kaum anfassen wollen.

b) Die Sommereiche, Augst- oder Aust-Ferkel- Früh- große breitblätterichte, Hasel- langstielige, Loh- Mast- Roth- oder Tanneiche. Die Blätter haben eine mehr dunkelgrüne Farbe, und sind vorne nicht so breit, als die von der Wintereiche, auch sind die Stiele kürzer, hingegen die Fruchtstiele länger, und die Früchte wachsen einzeln, oder doch nur 2 bis 3 neben einander. Von ihrer Art sind ebenfalls Bäume, sowohl mit ovalen, als zugespitzten Früchten vorhanden, die man als Abarten ansehn kann. Die Rinde ist der vorigen gleich,

das

das Holz selbst aber weißlicher, zäher und biegsamer, jedoch dabey noch fest genug, daß es seine Last trägt. Je höher der Boden liegt, auf welchem diese Eichen wachsen, desto fester ist das Holz. Weil die Eicheln früher reifen, folglich früher abfallen, so kann ein Forsteigenthümer die Mast im August sichrer, als die der Wintereichen in Anschlag bringen, da letztere, wie zuvor gesagt worden, bey etwanigen frühen Herbstfrösten gar leicht verderben kann, und also auf solche weniger sichere Rechnung gemacht werden kann. Eine Anmerkung, welche die Forstbediente bey Besichtigung und Taxirung der Mast, öfters zu sehr aus der Acht lassen, und hiemit machen, daß die eingefehmten Schweine Hunger leiden, oder vor der gesetzten Zeit aus der Mast genommen werden müssen. Dieserhalb ist es in Ansehung dieses Umstandes, um bey Ehre und gutem Namen zu bleiben, für Forstbediente rathsam, in Ansehung der Wintereichen den Mittelweg zu halten, und die Anzahl der einzufehmenden Schweine zu mäßigen, daß dabey auf eine sogenannte Nachmast Rücksicht genommen werde, und durch solche die gut durch den Herbst gekommenen Eicheln der Wintereichen, die man hier zu Lande gemeiniglich Trufmast nennet, zuletzt genutzt werden. Wobey in Ansehung der nach vorzunehmenden Ansäung oder Anpflanzung der Eichen sehr anzurathen ist, daß nicht beyderley Arten unter einander gemenget werden, wenn man, wie es doch überall auch seyn soll, auf die Mast Bedacht nehmen will. Sommereichen vor sich also allein, und Wintereichen auf ihrem eigenen abgesonderten Platze. Denn wenn die Schweine die Sommereicheln erst gekostet haben, so überlaufen sie die Wintereicheln, weil sie nicht so süß, als jene schmecken. Eine Ursach, weshalb in manchen Forsten nichts rechts aus den Schweinen werden

will.

will. Denn zuerst an die bessern Früchte gewohnt, laufen sie, wenn diese sparsam geworden sind, überall umher, suchen die Ueberbleibsel hie und da zusammen, daß sie darüber sehr abschlagen. Kommen sie aber aus dem Restere der Sommereicheln ganz hinweg, so können sie keinen Unterschied zwischen bessern und schlechtern Eicheln täglich mehr machen, und sind daher genöthiget, das allein zu fressen, was ihnen keine Auswahl verstattet.

Ist aber vorher die mehr oder weniger helle Farbe der Blätter, als ein Unterscheidungszeichen der beyden Hauptveränderungen unsrer Landeiche angegeben worden, so ist solche Farbe doch nebst andern Gestalten der Blätter im Anfange an dem jungen Triebe, und hernach an dem Laube sehr veränderlich, daß alle Kennzeichen der Blätter zuweilen sich ändern, und letztere eine ganz fremde Gestalt annehmen, zumal an den Samentrieben, welche dem morgenländischen und andern fremden Eichenlaube nicht selten ähnlich, und gegen einander sehr unkenntlich werden. Mit dem spät ausbrechenden Laube kommt die gelbliche Blüthe der Eiche, und manchmal bey uns noch in oder gar nach der Mitte des Maymonaths, welche von den Bienen stark besuchet wird, und ihnen mehr als irgend eine andere stärkend, dabey auch zugleich sehr nährend ist, nachdem sie von dem Besuche der mancherley Obstblüthen sehr matt, und mit einem Durchlaufe befallen worden. Ich habe daher seit langen Jahren bemerket, daß die Bienen an denjenigen Orten am muntersten sind, und die frühesten Schwärme bringen, wo sie Eichen in der Nähe haben, und ihre Blüthen benutzen können. Dieserhalb gönne ich auch um meiner Bienen willen den Eichen gern ihren Platz längst dem Gehege des Gartens, und ich leite die Hauptursach des ungleich geringern Honiggewinnstes

zu

zu unsern Zeiten, in Vergleichung mit den Zeiten unsrer Vorfahren, von den zu sehr verminderten, oder gänzlich abgegangenen Eichen in den meisten Gegenden her. Die physikalische Ursach aber von der Gedeihlichkeit der Eichenblüthe für die Bienen ist diese, daß selbige zusammenziehende Kräfte hat, und solche an den Eingeweiden der Bienen aufs Beste beweiset, und zwar in der Zeit, da selbige die Baumblüthe nebst den Acker- und Wiesenblumen sehr frühe in den Morgenstunden, wenn solche noch zu kalt oder mit Reif und Eis wohl gar noch belegt sind, nicht unbesucht lassen, und von dem eingesogenen Safte eine Erkältung der Eingeweide, hiemit aber eine Erschlaffung derselben, und folgends den Durchlauf sich zuziehen, als wovon sie sich sehr spät wieder erhohlen: beym Genusse eines Gegenmittels aber, wie die Eichenbaumblüthe wirklich ist, bald wieder hergestellet werden. Dieser einzige Nutzen der Eichbäume wäre schon hinreichend, Stadt- und Dorfgemeinden aufzumuntern, Eichen um sich her auf den bequemsten Plätzen anzubauen. Eines noch stärkern Aufmunterungsgrundes zum Anbau der Eichen, da sie, sich als Gewitterableiter beweisen, und Städte und Dörfer wider das Einschlagen des Blitzes beschützen, wenn sie am rechten Orte stehen, werde unten gedenken.

Hat aber die Wintereiche kleine und mehr runde als lange Eicheln ohne Stiele, welche vom Geschmacke schlechter und etwas bitterer sind, auch daher von den Schweinen, wenn sie, wie kurz zuvor gesagt worden, die Wahl haben können, zurückgesetzet werden; so hat die Sommereiche große, oder doch allezeit größere und süßere Früchte vor jener, auf langen Stielen. Die erstern pflegt man Berg-Klunch- Harz- oder Trufeicheln, die letztern

aber

aber Dachs- oder lange Eicheln, wegen ihres langen Stiels, Stieleicheln, und als die besten Mast- oder Ferkeleicheln zu nennen.

Man will bemerkt haben, daß die Wintereiche in einem fetten Wasserboden zwar geschwinde wächset, aber schlechteres Holz und mehr bitter schmeckende Eicheln giebt. (Bey mir finde das Holz auf einem feuchten Boden nur schlecht, wenn die Wintereichen, wie schon vorhin berührt, nicht mehr jung sind.) Ueberhaupt hat aber doch die Wintereiche einen langsamern Wuchs, als die Sommereiche, einen niedrigen, aber stärkern Stamm, denn ihr Wachsthum richtet sich überall nach der Länge und Strenge des Winters. Hingegen behaupten die Forstbediente, daß im trocknen sandigen Boden, die Sommereichen nicht gut fortkommen, man solle daher daselbst Wintereichen aussäen oder anpflanzen. So viel ich bemerket, ist dieses sehr richtig, und setze in Ansehung der auf trocknem sandigen Boden stehenden Sommereichen nur noch hinzu, daß die Früchte derselben hieselbst kurz und schmal werden. Vielleicht ist hieran der Uebergang der Sommereiche in die Wintereiche entstanden, daß jene auf zu dürrem und nahrlosem Sande nach und nach immer kleiner und kürzer geworden, bis sie endlich ganz die Form der Wintereichen angenommen. Es ist daher ferner muthmaßlich, daß wir die Wintereichen nach und nach durch wiederhohlte Generation auf einem guten Boden, wieder zu der ersten Gattung zurück führen können, weil wir, wie Anfangs gedacht worden, so viele Abänderungen der Früchte finden.

Aus der Menge der Blüthe läßt sich nicht immer sicher aufs volle Maaß schließen. Außer dem Frost- und Insectenschaden können auch anhaltende Regen das Blumenmehl, so wie beym Obste und

Ge-

Getreide geschiehet, beständig abspülen, daß wenig oder nichts aus den Früchten werden kann. Man rechnet daher unter 4 bis 5 Jahren, der darinn befindlichen häufigen Blüthe ungeachtet, nur auf eine gute und volle Mast. Die Sommereichel wird in heißen Sommern um die Mitte, in gemeinen Jahren aber vom Ausgange des Septembers, bis den October hindurch, bey uns reif, worauf die Wintereichel folget. In manchen Jahren und auf manchen Bäumen ist die Frucht nur einzeln, aber sehr groß und vollkommen, wie unter andern bey der Sprengmast. In andern Jahren, Gegenden, und auf einzelnen Bäumen, welche halbe oder auch eine volle Mast zeigen, sitzt sie sehr häufig; alsdenn ist sie aber auch kleiner, daß man öfters einen Baum in den andern gerechnet, oder von einem einzelnen Baume im guten mastigen Grunde, wohl 2 bis 3 Scheffel erhalten kann. Wo aber die Eichenbäume außerhalb des Waldes auf Feldern, Viehtriften u. s. f. vor sich allein stehen, und sich mit ihren Zweigen überall umher, so weit sie kommen können, ungehindert verbreitet haben, hat man in fruchtbaren Jahren von einer einzigen Eiche wohl über ½ Winspel Eicheln auflesen können. In einigen fruchtbaren Gegenden, giebt es unter der Menge der ansehnlichsten Eichen hin und wieder einzelne Stücke, deren Früchte eine 3 und 4 fache Größe, und einen bessern Kern haben. Und diese Früchte sind es vorzüglich werth, daß sie besonders zum Säen aufgelesen und angewendet werden, um hievon stark treibende Stämme, und eben so große Eicheln zu gewinnen. Ja, in letzterer Absicht wäre es zu versuchen, daß man junge Eichen mit den besten Sorten beimpfete, um hievon die möglich größten Früchte zur Saat zu bekommen, weil es uns um die Frucht doch eben so sehr, als um das Holz zu thun seyn soll. Denn da

in manchen Jahren, wie so eben gesagt worden, nicht volle Mast werden kann, so würde man nichts verlieren, wenn die dafür nur einzeln angewachsenen Früchte noch einmal so groß, als gewöhnlich sind, welches, wie bey andern Fruchtbäumen, höchstwahrscheinlich durch das Impfen zu erlangen seyn würde. Fortes fortibus creantur. Großer Same bringt große Frucht, große Sameneicheln also größere Bäume und größere Früchte. Die Insecten, welche uns die Hoffnung Mast zu bekommen, in den meisten Jahren vereiteln, sind die Raupen und Maykäfer.

Die Eichenraupe ist eine Gespinnstraupe, deren Puppen an den Spitzen der Zweige sehr in die Augen fallen. Wenn die Eichen noch von mittlerer Höhe sind, so können sie leicht, wie an den Obstbäumen, abgemacht, aufgelesen und verbrannt werden. Man muß dieses Abraupen an den jungen Eichbäumen überhaupt als keine gleichgültige Sache ansehen, wenn man schon nicht auf ihre Früchte sehen will. Sie wachsen noch einmal so geschwinde, wenn das Abraupen jährlich geschiehet. Denn die Eichenraupe ist unter allen Baumraupen die häufigste und gefräßigste, welche die Eichen in kurzer Zeit in Besenreiser verwandelt. Nichts hält aber den Wachsthum der jungen Eichbäume mehr zurück, als wenn sie vom Raupenfraße, ein Jahr nach dem andern entblättert werden. Man darf sich daher gar nicht wundern, wenn so viele Holzliebhaber über den so langsamen Wachsthum ihrer Eichen klagen. Sie sind selbst Schuld daran. Wenn ein Guthsbesitzer oder eine Commune einen Planteur hält, oder andre dazu abgerichtete Leute an der Hand hat, so macht es nur geringe Kosten, eine ansehnliche Eichenplantage im Herbste und Winter abzuraupen. Die darauf gewandte Mühe und Kosten werden durch den so sehr

ver-

vermehrten Wachsthum und Fruchtertrag, falls die Eichen bereits tragbar sind, aufs reichlichste ersetzet. Die meisten Raupennester findet man in Plantagen und Gehölzen an dem Rande, oder der Sommerseite derselben, von wannen die Raupen immer weiter in das Gehölze oder Plantage hineingehen, und ihre Verheerungen fortsetzen. Es sind gesellschaftliche Raupen, die zu Heereszügen fortwandern, und falls beym Abraupen was versäumet worden, immer noch leicht zu tilgen sind, wenn sie auf der Erde oder an den Stämmen weiter wandern.

Die Maykäfer kommen nicht alle Jahre, und auch nicht in gleich großer Menge, und sind nicht immer allein im Maymonathe, sondern nach Beschaffenheit des Jahrganges, oft erst im Brachmonathe gegenwärtig. Eine zweyte Generation kömmt bisweilen noch erst zu Ausgang des Augusts. Wenn sie häufig sind, so können sie die Eichen noch geschwinder, als die Raupen, kahl machen. Sie sind dagegen leichter zu tilgen, und ihre Vertilgung kann dem Federviehe zum Unterhalte so dienen, daß es dabey alles andern Futters entrathen, und völlig davon fett werden kann. Enten und Truthühner fressen diese Käfer lieber, als Korn. Man darf sie nur unter die Eichbäume hinführen, und die Käfer beym Sonnenscheine abschütteln. Sie lesen die, als tod vom Schütteln zur Erde gefallene Käfer, begierigst auf, und lernen bald den Schüttelnden auf dem Fuße nachfolgen, um von seinen Bemühungen die gänzliche Sättigung zu erwarten. Hat man eine große Plantage, so muß man auch die gemeinen Hühner damit fett machen, und sie sodann zum Verkauf in die Städte schicken. Zu dem Zweck müssen Hühnereyer von Truthühnern ausgebrütet, und die jungen Hühner von solchen auch geführet werden. Hievon werden die gemeinen Hüh-

ner so zahm, daß sie den Truthühnern auch noch im nächstfolgenden Jahre, ohne Scheu oder fliegend zu seyn, überall im Felde zu Fuße nachfolgen. Nur muß kein jähriger Hühnerhahn, wenn er schon vordem Truthühner zu Brutmüttern und Führerinnen gehabt hat, mit unter die Geflügelheerde kommen, weil er sich mit den alten Truthühnern kämpfet, zur Flucht gezwungen, und hiemit die Hühner seines Geschlechts ihm zur Nachfolge und Zerstreuung gereizet werden.

Das Abschütteln der Maykäfer ist die leichteste und lustigste Sache, weil dazu kein Klettern, keine Leitern erfordert werden. Der Putenhüter oder Hüterinn, führet bey sich eine lange leichte, oben am Ende mit einem eisernen Hacken versehene Stange, an welcher er, wenn es Noth thut, noch eine zweyte lange Stange anbindet, um den Gipfel damit, wenn er zu hoch wäre, erreichen zu können. Denn diesen ergreift er zuerst mit dem Haken, und schüttelt ihn, damit die abfallenden Käfer von den untern Zweigen nach der Ordnung von oben herab abgeschüttelt werden, und keiner auf den untern Zweigen liegen bleibe. Je heller und wärmer der Tag ist, desto besser fallen sie. Im Kühlen, besonders gegen die Abendzeit, fliegen sie davon. Hätte man aber kein Geflügel zum Auffressen der Käfer bey sich, so müssen sie in einem Sacke aufgelesen, und zu Hause den Enten oder Hühnern vorgeworfen, oder in einem Loche mit einer Keule todtgestampfet oder verbrannt werden. Scharret oder gräbt man sie ein, so kriechen sie aus der Erde wieder hervor.

Die Eiche erreichet unter allen unsern Bäumen das höchste Alter, und man nimmt gemeiniglich an, daß sie 3 bis 400 Jahr im Wachsthum stehe, und nach-

nachher noch einmal so alt werden könne. Und da ihr an der Dicke, gleichfalls keine andre Bäume gleich kommen, so findet man Beyspiele von außerordentlich hohen und dicken Eichen aufgezeichnet. Gottsched erwähnet in Flora Prussica, S. 213. einer bey Welau in dem Dorfe Oppen gestandenen Eiche, deren Umfang 27 Ellen, im Durchschnitte also ungefähr 18 Fuß betrug. Plütt beschreibt in seiner Naturgeschichte von Oxford eine Eiche, deren Aeste, vom Stamme angerechnet, 54 Schuh hoch waren, und 304 Reuter, oder 4374 Fußgänger mit ihren Schatten bedeckten. Kalm hat in England eine gemessen, deren Stamm einige Fuß über der Erde 15 Ellen, und die Breite der Aeste von Abend nach Morgen zu, 58 Ellen gewesen. Es ist daher leicht abzunehmen, warum der Eichbaum nächst seiner Fruchtbarkeit bey den alten Griechen und Römern, dem Vater der Götter gewidmet, und ein Gegenstand der Ehrerbietung bey den Alten gewesen, so wie unsre alten Deutschen unter demselben ihre Opfer darbrachten, auch unter dem Schatten derselben ihre Versammlungen und Gerichte hielten. Als der heilige Bonifacius, der bekannte Apostel der Deutschen, in Hessen bey Grismao eine ungeheure große Eiche, worunter die Deutschen ihren Gottheiten opferten, antraf, so legte er selbst mit einigen andern Hand an, diesen Baum umzuhauen. Sobald das Landvolk davon hörete, versammlete es sich in großer Anzahl: nicht nur, um die Beleidigung zu rächen, die seinem Gottesdienste zugefüget wurde; sondern auch, weil es gewiß erwartete, daß der Donnergott selbst die ihm geheiligte Eiche schützen, und den Bonifacius mit seinen Gehülfen verzehren würde. Das Zerfallen der angehauenen Eiche in Stücken machte aber die Zuschauer so bestürzt, daß sie alsbald vom

Christenthume anfingen sich höhere Gedanken zu machen, und ihm geneigter wurden.

Noch können wir in unsern Tagen diesen Baum in gewisser Absicht zum Gegenstande unsrer Achtung machen, weil wir nur durch ihn, als Pflanzer, unser Andenken bis auf die späteste Nachwelt bringen können, und solche als Pyramiden gleichsam ansehn, die so viele Jahrhunderte nach uns unsern Namen auf die späte Nachwelt bringen können, ohne daß uns solche Stiftung unsers Andenkens große Mühe und Kosten verursachet. Ich kenne noch hin und wieder im Preußischen Abkömmlinge solcher Voraltern, theils des Mittel- theils des gemeinen Standes, welche öfters ihren Kindern und Freunden, die Eichbäume zeigen, welche ihre Vorfahren unter der Regierung Friedrichs des ersten Königs in Preußen angepflanzet haben, da es unter ihm Gesetz war, daß die Heyrathenden ohne Baumpflanzung nicht in die Ehe treten sollten. Ich selbst habe mit einem vor einigen 20 Jahren bereits verstorbenen Beamten, oftmals einen Spaziergang des Sommers nach ein Paar von seinem Wohnorte nicht allzuweit entlegenen Eichen anstellen müssen, welche sein Vater bey seiner Verheyrathung angepflanzet hatte. Gemeiniglich nahm er seine Kinder zum öftern auch mit zu diesen Eichen, um unter dem Schatten dieser Bäume gleichsam die Schatten ihrer Großältern zu ehren, und darunter eine kleine Collation zu halten. Das Feyerliche dieser Familien hatte solche Wirkung auf Enkel und Enkelinnen, daß sie Baumpflanzungen sich zu einem Lieblingsgeschäfte machten, und somit um sich her, Nacheiferung erwecken konnten.

Die Vermehrung der Eichen geschiehet entweder durch Besäung eines schicklichen Platzes mit dem Saamen, auf welchem Platze sie ohne Versetzung bleiben,

oder

oder durch Verpflanzung derselben aus eigenen Baumschulen, die man gemeiniglich Eichenkämpe zu nennen pfleget.

Herr Hofrath Gleditsch erkläret sich vor den ersten Ort, und sagt: warum will man von der natürlichen Vermehrung der Wälder, und besonders der Eichen abgehen, und erst säen, hernach die jungen Pflanzen wieder herausnehmen, an ihren Wurzeln verletzen, und endlich wieder zum Wachsthume nach besondern Ein- und Absichten verpflanzen? Das heißt, durch doppelte Kosten und Arbeit die jungen, zum Pflanzen am geschicktesten, Eichen von 2, 3, 4 Jahren in ihrem Wachsthume zurücksetzen. Die Länge der Pfahlwurzel ist an solchen jungen Pflanzen wohl nicht umsonst so ansehnlich; sie zeiget eine gewisse Vorbereitung zu einer ansehnlichen Höhe, und einem nachfolgenden starken Triebe, den man beym wilden Holze nicht stören muß, wenn man anders ansehnliche Stämme daraus zu erhalten wünschet. Nicht alle Bäume haben eine Pfahlwurzel, und daher können auch einige besser als die andern verpflanzet werden. Diese ist bey den Eichen, die ohngefähr 4 bis 5 Zoll dicke sind, auf 4½ Fuß lang, und an jungen 6 bis 8 Zoll hohen Saateichen, wird man in lockerm Grunde, selbige schon 1 bis 1½ Fuß lang finden, und muß auch, wenn das Ausheben auch noch so behutsam geschiehet, nothwendig beschädiget werden. Herrn du Hamels Vorschlag, die Eicheln außer der Erde keimen zu lassen, und den hervorgekommenen Keim abzuschneiden, und dadurch den Austrieb der Pfahlwurzel zu verhindern, ist theils mühsam, theils sehr mißlich, allemal aber widernatürlich, da die Eiche dergleichen haben soll.

So gut diese angeführten Gründe auch seyn können, so finden sich doch sehr viele Fälle, bey welchen

die Anpflanzung der Besäung vorzuziehen seyn muß. Es darf nur ein mäßiger Wildstand wo seyn, so wird die Besäung sehr zu widerrathen seyn müssen. Denn Hasen, Rehe und Hirsche verbeißen die jungen zarten aufgegangenen Pflanzen, daß sie entweder nach abgebissener Spitze vergehn, welches in trocknen Sommern ohnfehlbar geschiehet, oder fahren fort, den Wiederausschlag abzufressen, daß, wenn ja die Eichen dennoch fortgehn, nur Buschholz oder struppichte Sträucher, und keine langgeschäftete Bäume davon erwachsen können. Ist aber Schwarzwildbrät des Orts auch nur noch so wenig vorhanden, so wird der besäete Platz so lange von solchem umgebrochen werden, bis aller oder der meiste Saamen, der von den wilden Schweinen leicht ausgewittert wird, aus- und aufgefressen worden. Kommt ein langer und hochliegender Schnee, so machen sich die Hasen an die obschon lang gewordenen, aber nur noch Fingersdicke jungen Eichen, und schälen die Rinde ab, daß sie davon absterben, wie solches hin und wieder im Winter 1784 häufig gesehen worden. Es kann aber auch ein Platz, der mit Eichen besäet werden soll, so krautartig seyn, daß, ohngeachtet selbiger vor der Besäung gut vorbereitet worden, Kräuter und Gräser alsbald wieder die Oberhand bekommen, und die meisten jungen Pflanzen ersticken, oder nur kümmerlich und schmachtend empor wachsen lassen. Denn Kräuter und Gräser unterdrücken die jungen Eichenpflanzen weit mehr, als Dornen und Hecken, unter welchen man sie fröhlicher hervorwachsen siehet. Endlich kann man auch mit der Eichelsaat auf Triften und Viehhüthungen nicht in die Höhe kommen, oder es sollen hie und da nur einzelne Stellen oder Straßen und Feldraine damit besetzet werden, so sind solches alles Fälle, die der Besäung zuwider sind, und es

kömmt

kömmt nur auf eine schickliche Behandlung der zu versetzenden Eichen an, daß sie gut einwachsen und bestehen, als wovon wir in allen Ländern die lehrreichsten Beyspiele vor uns finden.

A. Zubereitung der zu besäenden Plätze.

Wenn man keinen schweren Boden vor sich hat, darf man ihn nur einmal mit dem Pfluge aufreißen, oder umpflügen, damit der einzusaende Eichelsaame in die Furchen falle, und hernach mit der Ege wieder zugezogen werden könne. Diese Furchen müssen eben nicht tief seyn, da die Erfahrung überall gelehret, daß 2 Zoll Tiefe, zum Aufgehen des Saamens die beste sey.

Ist der Boden schwer oder krautartig, so muß er zuvor, wie zum Getraidebau, durch mehrmaliges Pflügen zugerichtet werden. Man kann auch solche Feldfrüchte auf dergleichen Boden anbauen, z. B. Hülsenfrüchte, um ihn dadurch mürbe zu machen. Ist der Boden zu unartig, so wird man ihn durch Bepflanzung mit Ertüffeln oder andern Früchten, die ein Behacken erfordern, bezähmen können. Wo Wald- und Haselmäuse sind, hat man wahrgenommen, daß sie die in gerade Furchen ausgestreueten Eicheln auf so gebahnten Wegen aufgesucht und verheeret haben. Man hat daher dienlich gefunden, die Furchen nicht in gerade Linien fortlaufen zu lassen, sondern sie entweder von Abstand zu Abstand zu unterbrechen, und etwa 1 Elle weit das Erdreich abstehen zu lassen. Oder noch besser hindert man den Mäusen ihre Bequemlichkeit, wenn man die Furchen, nach dem bekannten Zeugmuster, gebrochener Stab, anleget. Die Einfriedung des besäeten Platzes wider das Einbrechen der Schweine und des Weideviehes, macht man

also: Es wird rings um denselben ein tiefer Graben gemacht, so, daß die Erde einwärts auf den Platz geworfen, und hiedurch um selbigen herum eine Erhöhung gemacht wird. Auf dieser Erhöhung verfertiget man einen dichten Zaun, so daß man eichene Pfähle 4 Fuß von einander in die Erde stößt, an denselben 3 Reihen von Stangen befestiget, an diesen Stangen aber Dornen und anderes Gebüsche, welches man zugleich mit dem untersten Ende in die Erde stecket, fest bindet.

Das Aussäen der Eicheln geschiehet, in Ansehung ihrer Weite von einander, verschiedentlich. Einige säen sie nur so dünne, daß auf dem Platze eines Fusses ins Gevierte, 4 bis 5 Stück zu liegen kommen, und sodann zugeeget werden. Andre säen sie noch dicker aus, damit sie in der Folge die krummen oder sperrhaft wachsen wollenden Pflanzen ausziehen, oder auch die geraden, wo sie allzudicke stehn, anders wohin verpflanzen können.

Auf bergigen Gegenden, die keine gar zu schwere und thonigte, oder keine mit festem und in einander gewachsenem Rasen bezogene Erde enthalten, können die Eicheln gleich ohne vorhergegangenes Umhacken in die Erde gebracht werden. Es werden nämlich die zum Einlegen der Saateicheln verordneten Leute mit Beuteln oder weiten Taschen versehen, und hängen sie an ihre linke Seite. Mit der rechten Hand ergreifen oder führen sie eine Spitz- oder Breithacke. Bey jedem Hiebe, den sie damit thun, und womit sie die Erde 1 höchstens 2 Zoll dick aufheben, lassen sie eine von den aus dem Beutel genommenen Eicheln in die gehauene Spalte fallen, und ziehen alsdann die Hacke zurück und heraus. Solchergestalt bringen sie alle Eicheln nach der Lage der Oerter streifenweise, und eine von der andern ungefähr ½ Fuß entfernt, in die

Erde.

Erde. Diese Methode ist in solchen Fällen, wenn es in lebendigen Häuen an Eichenaufschlag fehlt, und man dergleichen darinn mit erziehen will, oder wenn man unter Kiefern- oder Tannenaufschlag, Eichen zu mischen Ursache hat, die beste.

Hr. v. Brocken, welcher die Vermehrung der Eichen durch das Pflanzen, der Vermehrung durch das Säen vorziehet, preiset folgende Methode, die zu den Eichelkämpen bestimmten Plätze vorzurichten, an: Im Frühjahre wird das zu Eichelkämpen bestimmte Terrain, mit einem starken Holzpfluge, Furche an Furche übers Kreuz zum erstenmal gepflüget, wenn man nicht lieber mit der Spade, als welches freylich besser ist, das Land umarbeiten will. Hierauf wird der Rasen mit schweren Egen in Stücken zerrissen. Das Pflügen wird im Julius in der Länge, und endlich im September, ingleichen das Egen bey jedem Male wiederholet. Im folgenden Jahre wird der Platz zur Habersaat zugerichtet, und sodann der Haber eingesäet. Nach der Abärndtung des Habers, wird das Land wieder gepflüget und gerade geeget; alsdann mit einer Harke gerade 4 Zoll tiefe, und 6 Zoll breite, 3 Fuß von einander laufende Furchen gezogen, worinn zu Ende des Octobers die Eicheln so dick, als möglich, geworfen, und die Furchen darauf wieder zugezogen werden. Der Hr. v. Brocken braucht nach dieser Art auf einen Morgen von 180 Quadratruthen (vermuthlich rheinländisch Maaß) 12 Berliner Scheffel, oder 20 Brschw. Himbten. Die Saameneicheln werden seiner Anweisung zu Folge alsdann von den Bäumen geschlagen, wenn sie anfangen zu fallen; und werden zu Erlangung der Nachreife, noch 8 Tage auf einen Boden dünn aus einander gebreitet.

So bald das Gras und Kraut auf diesem Kampe zu wachsen anfängt, werden die 3 Fuß breiten Gän-

ge zwischen den Linien, wenn es ein Sandboden ist, mit einem Schiebeisen, dergleichen die Gärtner gebrauchen, ausgeschoben; ist aber der Boden steinig und schwer, so wird solcher mit Hacken umgehauen, damit Gras und Kraut, welches die Eichen an ihrem Wachsthume hindern, vertiget werde.

Um die Kosten des Reinhaltens zu ersparen, erfand Hr. v. Brocken diesen Vortheil: Er erlaubte den Hirten, Häuslern und seinen Hausvögten, daß sie in der Mitte der 3 Fuß breiten Gänge eine Reihe Ertüffeln pflanzen dürften. Sie nahmen dieses mit Dank an, und warfen unter jede Ertüffel etwas kurzen Mist. Diese wurden behacket und rein gehalten. Es kostete ihm also dieses nichts, und er erhielt dadurch den Vortheil, daß das Land locker gehalten wurde, und daß der Regen an die Wurzeln kommen konnte. Die Ertüffeln gaben den jungen Eichen Schutz. Wie die Ertüffeln ausgegraben wurden, war es so gut, als wenn das Land noch einmal wäre umgegraben worden. —

Bey dieser aus der Forstwissenschaft und Beantwortung einer Preisfrage, des Hrn. Verf. im Auszuge beygebrachten Methode bemerke dreyerley. 1) Die so öftere Umarbeitung des Platzes, ist, wie oben gelehret worden, nach Beschaffenheit des Bodens nicht überall nöthig. Und wo der Boden auch ein mehreres Pflügen erfordert, da kann er vielmals schon, nachdem das Aufreissen im Frühlinge, das Wenden im Sommer, und das Pflügen zur Saat zu Ende des Septembers geschehen, ohne vorgängige Bestellung mit Haber oder Roggen, gleich im ersten Jahre mit Eicheln besäet werden, ohne daß selbige ein Jahr weiter hinaus verspätet werde. 2) Das Einbringen der Saateicheln in die Erde muß nicht über 2 Zoll tief seyn, weil sie, genauen Beobachtungen gemäß,

mäß, nicht nur überall besser aufgehen, sondern auch besser wachsen. Die Eichel hat das Eigene an sich, daß sie mit ihren Wurzeln mehr als alle andre Bäume, gleich in die Tiefe hinabgehet. Wenn die Saateichel daher noch höher zu liegen kommt, so schadet es ihr, wenn anders Boden und Witterung nicht entgegen sind, im mindesten nicht, wie wir solches Jahr aus Jahr ein an Eicheln sehn, die von Spechten, Holzschreyern, Eichkatzen und dergl. zerstreuet worden, daß sie im Moose, unter abgefallenem Laube auskeimen, die Erde unter sich durchbohren, in den Grund gehen, und bestehen. 3) Die 3 Fuß breite Gänge zwischen den Linien sind sehr geschickt, daß, wenn sie einige Jahre hinter einander kleinen Leuten zum Reinhalten durch Bestellung mit mancherley Küchengewächsen eingeräumt gewesen, zuletzt wenn die junge Eichen bereits Höhe genug im Wachsthume erreicht haben, mit allerley Unterholz besaamet werden, um den Platz bald zu lebendigem Schlagholze nutzen zu können. Zu diesem Zwecke sowohl, als zur Beförderung eines noch schnellern Wachsthums der jungen Eichen würde es dienlich seyn, wenn gedachte lange Reihen mit geraden Querreihen, gleich einem Dammbrette durschnitten wären, um die jungen Eichen mit Graben oder Hacken, um der in solchen Querlinien gleichfalls bestellter Gemüse willen, bis an den jungen Stamm hin, recht rein vom Unkraute sowohl, als auch in Dünger zu halten, der ihm aaf solche Art näher gebracht wird. Denn eben dieses hat bey mir in meinem Küchengarten den Wachsthum der jungen Eichen eben so sehr mit befördert, daß sie in ihren ersten Jahren, vor ihrer Verpflanzung an ihrem beständigen Standorte hin, unter und neben den Küchengewächsen, des Düngers frey mit genießen konnten.

Es

Es sind einige, welche nach du Hamels Rathe, wenn sie die Eicheln im Frühjahre aussäen, und der Boden, wenn ein trockner Sommer einfallen sollte, leicht zu trocken werden könnte, unter und mit den Sandeicheln Haber aussäen, damit selbiger den jungen aufgehenden Eichen wider die austrocknende Sonnenhitze zum Schirm und Schatten dienen möge. Es muß aber der Haber mit hohen Stoppeln abgemähet werden, damit die jungen Eichenpflanzen von der Sense nicht getroffen werden. Es kann aber bey der Abärndtung des Habers schlechterdings nicht vermieden werden, daß von den Arbeitsleuten und Abfahren des Habers von seinem Orte nicht viele Eichpflanzen zertreten, wohl gar eingeknickt und gänzlich verdorben werden. Manche Forstbediente rathen dieß Verfahren ihren Herrschaften aus Eigennutz, um nur auf einen gut zubereiteten Platze den Korngewinnst zu bekommen, wohin auch das Verfahren zielet, wenn der Eichelkamp, der nach der vom Frühjahre an gehabten Bestellung in den verschiedenen Pflugarten im Herbste mit Roggen, oder im folgenden Frühlinge erst nach solchen Bearbeitungen mit dem Pfluge, mit Haber besäet wird, da doch, wie oben gesagt worden, schon im Herbste die Eichelsaat hätte mit Nutzen können vorgenommen werden.

Auf trocknen, mit Moos und Heide überzogenen Höhen, kann man die Eicheln ganz flach, nur einfährig, d. i. ohne daß der Platz eine Zeit zuvor wäre umgerissen gewesen, unterpflügen Birkensaamen sodann überherstreuen, nachdem man die umgekehrte leichte Ege darüber gehn lassen. Der Birkensaamen gehet leicht auf, die jungen Stämme wachsen schnell heran, geben den Eichen Schatten, und vertilgen Moos und Gras. Und da die Birken mit ihren Wurzeln auf der Oberfläche der Erde hinlaufen,

werden

werden sie den tiefgehenden Wurzeln der Eichen nicht viel Nahrung entziehen. In vielen Gegenden, wo die Birken nicht so gut fortwollen, nimmt man Fichtensamen. Dieser geht nur mit seiner Zapfenwurzel, allein später und nicht so weit in die Tiefe. Die Eichen kommen ihm darinn vor, und vertragen sich recht wohl mit den Fichten, die mit ihren Wurzeln in der Oberfläche des Bodens umherlaufen. Dieß wird jeder Reisender durch dergleichen mit Eichen vermengte Fichtenwälder am Rande der Wege gewahr. Nicht die daran stehenden Eichen, sondern die Fichten allein sind es, deren ganz flach an der Erde hinlaufende Wurzeln das Stoßen der Wagen in den Fahrgeleisen, wo sie oft ganz bloß liegen, verursachen. Nirgends findet man aber Wurzeln von Eichbäumen so flach liegen, daß man sie, gleich jenen sehen, oder von ihnen Wagenstöße empfinden sollte.

B. Der schicklichste Boden.

Oefters muß man den Boden nehmen, nicht wie man ihn haben will, sondern wie man ihn haben kann.

Gemeiniglich wird von Schriftstellern ein sandigter Boden als untauglich zu Eichenpflanzungen angegeben, da doch ein großer Unterschied unter dem Sande zu machen, indem mancher freylich für Gewächse allerley Art als unfruchtbar, andrer aber als das Gegentheil anzusehen ist, als worüber bereits im ersten Bande dieses Werks genugsame Auskunft gegeben worden.

Man findet ansehnliche Eichenwaldungen, deren Boden aus lauterm Sande bestehet. Da aber solcher im Grunde entweder nicht allzutrocken, oder eine bes-

fere

sere Erde hat, so findet man junge Eichen darinn im schönsten Wachsthume, alte aber von solcher Größe und Stärke, daß nichts darüber seyn kann. So findet man z. B. sogenannte Sandschellen, auf welchen kein Gras wächset. Aber es stehen alte Eichen darinn, weil sie im Grunde recht gute frische Erde oder Sand haben. Werden solche Sandschellen gebunden, d. i. so verwahret, daß der Wind mit dem auf der Oberfläche befindlichen Sande nicht mehr spielen, und ihn weiter treiben kann, so wird ein solcher Platz, wenn noch eine andre Holzsaat, z. E. Fichten, damit verbunden wird, dennoch zur Annehmung einer Eichelnsaat geschickt werden, wie solches in unsern Tagen von manchen klugen Wirthen bewerkstelliget worden. Wachsen hieselbst im Anfange zwar die jungen Eichen langsam, so kommen sie doch nach, sobald sie nur erst mit ihren Wurzeln in die Tiefe herab kommen können. Und gesetzt, es gelangten die Eichen hieselbst mit der Zeit nicht zu dem Wachsthume wie in besserm Grunde, so wird man sich doch daran begnügen müssen, wenn man die Wahl des Platzes nicht in seiner Gewalt gehabt. Findet sich aber unten ein harter kießiger und felsichter Boden, so wird freylich die Wurzel nicht eindringen, und keinen tüchtig wachsenden Eichbaum hervorbringen können. Ein lockerer Boden läßt die Eichen tiefer mit ihren Wurzeln eindringen, daß sie daher sattsame Nahrung einziehen, und frischer wachsen können.

Ein zu thoniger, festlehmiger und strenger Boden, der dabey trocken ist, und wohl nur in einer geringen Tiefe von 2 Fuß, darunter sich ganze Lagen obschon nicht völlig zusammenhängender Steine befinden, bringt gleichfalls nur geringe, niedrige und schwache Stämme, deren Wachsthum in den ersten 70 bis 90 Jahren so vorbey ist, daß ihr Absterben so-

sodann erfolget. Auf solchen Plätzen wächst lauter geringes Buschholz, welches man Eichenquast oder auch Horseleichen zu nennen pflegt. Hieselbst muß man lieber die jungen Eichen als Schlagholz behandeln, oder welches am besten, ihnen gleich den Rüstern von Zeit zu Zeit die Zweige, aber nicht ganz nahe am Stamme abkappen, und solche zur Feurung im Kachelofen gebrauchen. Denn das so feste Eichenholz hitzet weit stärker als das Nadelholz, ob es schon keine so helle Flamme giebt, und daher zum Kochen auf dem Feuerheerde weniger Dienste thut. Hat man aber Zäune und Gehege zu unterhalten, so kann man zu Pfosten oder Stacken kein besseres Holz, als die abgeschälten, und sodann gut ausgetrockneten Aeste oder Stangen von solchen jungen Eichen gebrauchen. Sie können in der Erde ein halbes Jahrhundert fortdauren, welches wir uns von keinem anderm jungen Landholze versprechen dürfen. Man kann zu solchem Zweck die Aeste nach der Mitte des Augusts etwa eine halbe Elle weit vom Stamme, oder noch weiter abhauen lassen, um das Laub zur Viehfütterung noch mitzunehmen. Wo knappe Viehweide ist, da wird solches Laub, wenn es auch noch im vollen Safte ist, von Kühen und Schafen nicht ungern gefressen.

Es wird von vielen behauptet, daß hohe Gegenden ein festeres Holz liefern, als tief gelegene nasse Oerter, woselbst die Eiche zwar stark treibe, allein bald faule, und zum Bauen und Feuern schlechtes Holz gebe. Diese Behauptung aber kann nicht für alle Gegenden gelten. Denn in den sogenannten Buschdörfern des Chur-Sächsischen Amts Belzig ist ein Strich Ellernwald, einige Meilen lang, der sehr tief bruchigt, und nicht in allen Jahren in den Sommermonathen einmal austrocknet. Hier siehet

man die ältesten und stärksten Eichbäume, die sehr festes und der Axt sehr widerstehendes Holz haben. Das Alter dieser Eichen gehet weit über 4 bis 500 Jahre hinaus. Es muß also eine besondere Beschaffenheit des Bodens noch hinzukommen, wenn jene Behauptung statt finden soll. Du Roi versichert gleichfalls, und nennet einige Gegenden, wo in Thälern, welche einen Theil des Jahres hindurch sehr naß sind, die festesten Eichen zu Kniehölzern und Schiffbrettern gefunden werden.

Man kann es noch jetzt bemerken, wie die Saateicheln in Ellernbrüchern, die den größten Theil des Jahres hindurch nicht trocken sind, doch aufgehen und bestehen können. Die Ellern haben nämlich um sich her einen Hügel, welcher mit der Länge der Zeit aus den abgehauenen Stämmen oder Stangen derselben, wovon ein Theil in Vermoderung übergegangen, und mit zarter Lauberde bedeckt ist. Hier siehet man immer noch die von Vögeln, auch Eichkatzen und Mäusen, auf gedachte Hügel ausgestreueten Eicheln aufgehen, und zwischen den Ellernstangen recht freudig aufwachsen, welches wegen der so fruchtbaren an den Stämmen der Stangen befindlichen Holz- und Lauberde auch erfolgen muß. Auf solchen Hügeln nun kann eine junge aufgegangene Eiche an die 6 bis 8 Jahre stehn, bevor sie mit der Zapfenwurzel den Grund erreichet, und damit unter Wasser zu stehen kömmt, worauf sie sich denn fortan um so mehr erhält, als in den meisten Sommern das Wasser abläuft oder vertrocknet.

C. Sammlung und Aufbewahrung der Saateicheln.

Es ist unstreitig die beste Weise, die Saateicheln in ihrem reifsten Zustande zu nehmen, wenn sie freywillig von den Bäumen oder bey gelindem Winde abfallen.

Sollte man in der Nothwendigkeit seyn, nasse Eicheln sammeln zu müssen, so muß man sie auf einem luftigen Boden dünne ausstreuen, und mit der Harke oft umwenden lassen. Heitere und stille Tage sind aber freylich der Eichelnlese günstiger, als Regenwetter. Denn wenn die Eicheln auf dem Boden unter ihren Bäumen einige Tage in der Nässe liegen müssen, so gehen sie leicht an, und werden stockig.

Die vom Winde abgeschlagenen Eicheln können nicht durchgängig für reife angesehen werden. Wenn dergleichen schon einige Tage unter einem Eichbaume gelegen hätten, können sie durch die bereits veränderte Farbe von den frischen und reif abfallenden, leicht unterschieden werden.

Man geht mit der Eichelnlese am sichersten, wenn man sich erst im Herbste, wenn bereits einige kalte Nächte eingetreten sind, damit beschäftiget. Mäßiger Frost schadet noch nichts, wenn es nur nicht den Tag vorher geregnet hat. Eicheln, die im September und vor den ersten kalten Nächten abfallen, pflegen nicht die besten, zum Theil auch madicht zu seyn. Der Ausgang des Octobers ist daher die eigentliche Jahreszeit, die Saateicheln einzusammeln.

Die gesammelten Eicheln muß man nicht in den Säcken stehen lassen. Wenn sie schon nicht naß sind, und bleiben nur einige Tage in den Säcken, so brennen sie sich, werden inwendig mehlicht und schwarz, und taugen nichts mehr zur Saat.

Es werden aber die eingesammleten Eicheln auf dem Boden, oder in einer luftigen Kammer bis zur Aussaat dergestalt verwahret, daß sie im Beete, 3 bis 4 Zoll, oder einer Querhand hoch aus einander gebracht werden, bis sie ihre Nachreife erhalten haben, welche daran erkannt wird, wenn sie sämmtlich braun geworden sind. Die Eicheln aber, welche bey Regenwetter haben gelesen werden müssen, dürfen nicht so hoch wie jene, sondern nur einzeln neben einander gelegt, gekehrt und getrocknet werden, bis sie zuletzt immer dicker zusammen gebracht werden. Je kürzere Zeit man sodann hier die Eicheln ruhen läßt, oder je eher die gelesenen Eicheln wieder in die Erde gebracht werden, desto besser geht alles von statten.

Wenn die auf vorbesagte Art aufgeschütteten Eicheln einige Tage gelegen haben, werden sie anfangen zu schwitzen, so daß sie auswendig auf der Schale, wenn sie auch noch so trocken eingebracht worden, ganz naß werden. In diesem Zustande werden sie täglich ein-, bis zweymal umgeschüppet, oder mit der Harke tüchtig durchgearbeitet, weil sie sonst leicht stocken, schwarz werden, und der Keim zum Wachsen untüchtig wird; oder aber, wenn sie auf der Erde oder auf einem Lehmboden liegen, leicht auskeimen.

Um keine madichte und daher zum Aufgehen untüchtige Saateicheln zu haben, kann man sie vor dem Aussäen in ein Faß mit Wasser schütten, welches unten einen Zapfen hat, um das Wasser davon wieder ablaufen zu lassen. Die oben schwimmenden Eicheln sind madicht, die zu Grunde gehenden aber gut. Jene werden daher oben abgenommen und weggeworfen.

D. Zeit der Aussaat.

Die beste Zeit der Aussaat ist diejenige, welche von der Natur selbst angewiesen wird, nämlich der Herbst, zu Ausgange des Octobers bis den ganzen November hindurch, wenn es die Witterung noch zuläßt. Zu dieser Zeit sind die Eicheln mit dem natürlichen Safte und Oele noch angefüllet, bringen ihre eigene Kraft mit in die Erde, und können sich gleich an den Orten, wo sie einwurzeln sollen, ausdehnen, und ihre Keimen aussetzen. Denn man siehet, daß der sich selbst aussäende Saame gemeiniglich so gar auf schlechtem Boden so freudig aufschießet.

Und hierinn sollte man der Natur auf einem hohen, trocknen und sandichten Boden, hauptsächlich nachgehen. Denn wenn man auf selbigem im Frühjahre erst die Aussaat unternehmen wollte, und es erfolgte eine trockne Witterung, so können viele, oder gar die meisten Eicheln so zurückbleiben, daß sie entweder nicht aufgehn, oder nach dem Aufgehn nur kümmerlich fortwachsen. Hat man aber einen Boden zu besäen, der das Gegentheil von dem obbesagten ist, kann man die Aussaat wohl bis in den Frühling, aber so, versparen, daß man damit nicht zu lange warte, bis die Winterfeuchtigkeit den Boden schon verlassen hat. Denn man muß immer besorgen, daß eine auf die Saatzeit folgen könnende Dürre das Auskeimen des Saamens zurücksetzen könne.

Um die Saateicheln zur Frühlingssaat gut aufzubewahren, kann man sich folgender Methode bedienen: Man nimmt ein Faß oder einen Kasten, bringt unten eine etwas starke Lage trocknen Sandes in denselben, darauf eine Lage Eicheln, hierüber wieder eine Lage Sand, und so weiter fort, doch so, daß die ober-

ste Lage ebenfalls, wie die unterste, viel Sand wird. Der trockne Sand verhindert, daß die Eicheln sich nicht erhitzen und keimen; zugleich sind sie hiermit vor den Mäusen gesichert.

E. Das Verpflanzen der jungen Eichen.

Vieler Orten hat man nur Triften und Hüthungsplätze, auf welchen man nicht anders, als mit ausgepflanzten jungen Eichen aufkommen kann. Der vor einiger Zeit verstorbene Sächsische Förster **Kröhne**, welcher sich so sehr um sein Vaterland verdient gemacht, hat eine aus eigner Erfahrung bestätigte Methode bekannt gemacht, wie die jungen Eichen zu verpflanzen und fortzubringen sind, die den Holzliebhabern bekannt gemacht zu werden verdienet. Hier ist sie.

1. Wie muß der Erdboden zum besten Wachsthum der Eichen beschaffen seyn?

Ein lehmigter, mit schwarzer Lauberde und Sand melirter Boden ist der vorzüglichste. Denn ob sie zwar in einem schwarzen fetten Boden stärker wachsen, so findet man doch an dem Holze nicht die Dauerhaftigkeit, die der vorher beschriebene Boden zuwege bringt. Feuchter Boden giebt schöne Stämme, wenn die Eichen von Jugend auf, (nämlich aus dem Saamen gezeugt) gleich daran gewöhnt sind; sumpfigter und allzunasser Boden aber taugt gar nicht zu ihrem Anbau. Wenn man also Eichen, die ein gedeihliches Wachsthum geben sollen, an einem Orte anbauen will, so ist ferner nöthig, den Boden an einigen Orten 4 bis 5 Fuß tief zu untersuchen, ob sich etwan in solcher Tiefe Steine, oder harter Kiessand finden; denn alsdenn müssen die Löcher, worinn die Stämme

ge-

gepflanzt werden sollen, 4 bis 5 Fuß tief gemacht werden.

2. Wie stark müssen die Eichen im Durchschnitt seyn, wenn sie auf Hütungen und Trifften gepflanzet werden sollen?

Diejenigen Pflanzen, welche 8 bis 12 Fuß hoch, $1\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll im Durchschnitt stark und wohl gewachsen sind, sind die besten zu diesem Behuf.

3. Was ist für Vorsicht beym Ausroden der jungen Pflänzlinge anzuwenden?

Daß 1. ihre Thau- und Nahrungswurzeln, die meistentheils in der Oberfläche der Erde liegen, so viel als möglich unbeschädigt herausgebracht werden; und 2. ihre Pfahl- oder Befestigungswurzel nicht abgerissen, oder sonst verderbet werde, weil auf diesen beyden Stücken das gute Gedeihen des Baumes beruhet.

4. Wie ist dieses zu bewirken?

Wenn man einen Eichelgarten oder sogenannten Eichelkamp hat, wo die jungen Abkömmlinge in Menge beysammen stehen, so läßt man 3 Fuß breit, und eben so tief einen Graben machen, so, daß die Pflänzlinge, die man ausheben will, noch 2 Fuß weit vom Graben abstehen; die Erde wird rückwärts auf eine Seite geworfen. Nun hat jeder meiner Arbeiter einen von hartem Holze gemachten spitzigen Pfahl, der 4 Fuß lang, und 2 Zoll dick seyn kann; mit diesem wird die Erde unter dem Rasen durchbohrt, und locker gemacht, sie sodann in den gemachten Graben fällt, und mit einem Grabscheide rückwärts herausgeworfen wird. Auf diese Art wird fortgefahren, bis man ganz an die Stämme und an die Pfahlwurzeln

zeln kommt. Nun sind auf solche Art an der Seite des Grabens, alle Thauwurzeln frey gemacht, und durch den spitzigen Pfahl ganz unbeschädiget geblieben, und weil der Graben auch auf 3 Fuß tief ist, so greifen, je nachdem die Eichen groß sind, 2. 3. oder 4 Arbeiter, eine junge Eiche nach der andern ganz unten an der Erde an, ziehen sie herein nach dem Graben; und wenn sie auf der gegenüberstehenden Seite noch starke Thauwurzeln haben sollten, so sticht einer von den Arbeitern mit einem scharfen Spaten solche 2 Fuß lang vom Stamme durch, oder wenn man sie sehen kann, schneidet man solche mit einem scharfen Messer ab. Ein Mann muß wenigstens allemal dichte am Stamme neben der Herzwurzel beym Ausziehen mit unter die Wurzeln greifen, damit sie alle ganz gut herausgebracht werden; und auf solche Art ziehen sie die Pflanze, ohne die Herzwurzel im mindesten zu verletzen, recht gut aus der Erde heraus. Alle diese aufgehobenen Pflanzen werden sodann gleich ohne Verzug rückwärts wieder in lockere Erde eingeschlagen, weil sonst, wenn die kleinen Thauwurzeln nur eine Stunde an der freyen Märzluft liegen sollten, sie sogleich austrocknen, und zum gedeihlichen Einwachsen untüchtig gemacht werden würden.

5. Wie viel Pflanzen muß man auf einmal ausroden?

Man darf nicht mehr Pflänzlinge auf einmal ausheben, als man weiß, daß in demselben Tage auch noch wieder eingepflanzt werden können. Denn wenn man sie auch noch so gut wieder in die Erde einschlägt, so ist doch im Frühjahre der Witterung nicht allemal zu trauen; und ich habe es mit Schaden erfahren, daß dergleichen ausgehobene, und recht gut eingeschlagene Pflanzen, nachdem im März noch Frost

und

und großer Schnee gefallen, wohl 14 Tage haben liegen müssen, da sie denn nach dem Verpflanzen lange nicht so gut, als die frisch ausgehobenen gediehen sind. Seit dieser Zeit, hebe ich Vormittags so viel aus, als ich diesen Tag wieder einpflanzen kann; diese transportire ich sogleich nicht auf einem Wagen, sondern sie werden durch meine Leute an Ort und Stelle getragen, an den Ort, wo sie eingepflanzt werden sollen, und da lasse ich gleich wieder eine mäßige Anzahl in die zum Pflanzen fertigen Löcher hier und da einschlagen, und gut mit Erde bedecken. Nun komme ich auf das Verpflanzen selbst.

Da ich bereits oben gezeiget, in welchem Boden die Eichen am besten gedeihen, so muß ich noch erwähnen, daß es besser sey, wenn man die zum Pflanzen nöthigen Löcher, den Sommer über, oder doch wenigstens noch im Herbste in Vorrath fertigen lässet. Der oben befindliche Rasen wird auf eine Seite geleget, sodann kommt die gute schwarze Thauerde, und endlich der untere schlechte Boden, jeder auf eine Seite besonders. Dieses hat den Vortheil, daß Frost, Regen und Thau, die ausgegrabene Erde locker machen, damit diese die salzigen Theile davon besser annehmen könne, und dadurch zum gedeihlichen Wachsthume der Pflanzen vorbereitet werde.

6. Wie groß und tief müssen die Löcher ausgegraben werden?

Man muß sich nach der Größe der Stämme richten, die man zu pflanzen hat: und da hat man denn zu Eichen, die 2 bis 3 Zoll im Durchschnitte halten, Löcher von 4 bis 5 Fuß breit, und wenigstens 3 Fuß tief nöthig. Zu den kleinern aber sind sie von 3 Fuß breit, und 2 Fuß tief, groß genug.

7. Was sind beym Pflanzen für Vortheile zu beobachten.

1. Lege ich den Rasen insgesammt umgekehrt, so daß die Wurzeln oben kommen, zu unterst in das ausgegrabene Loch, 2. bedecke ich diesen Rasen mit guter lockerer Erde, und zwar so weit, daß das Loch noch 1 Fuß tief leer bleibt. Diese Arbeit kann, wenn die Löcher im vorherigen Jahre gemacht worden, noch im Herbste, oder zeitig im Frühjahre geschehen; denn man kommt sodann mit dem Pflanzen selbst desto geschwinder fort. Der Planteur darf mit keinem Fuße in das Loch treten, weil die Erde ganz locker liegen bleiben muß. Nun nehme ich eine von meinen in der Nähe eingeschlagenen Pflanzen, ich besehe ihre Wurzeln, und schneide die etwan abgestoßenen, oder bey dem Ausziehen sonst beschädigten, mit einem scharfen Messer von unten herauf schief ab, daß der schiefe Schnitt unten auf dem Boden zu liegen kommt; weil der Schnitt auf diese Art besser verwächset, und sich sogleich im ersten Jahre daran die schönsten Thauwurzeln ansetzen, und solcher mehrentheils mit junger Rinde überläuft, und daher den Stamm vor Fäulniß bewahret. Nach diesem besehe ich den Stamm oben, ich putze ihn von unten hinauf aus, und lasse ihm an der Krone so viel Aeste, als er in Verhältniß seiner Wurzeln zu Einsaugung der nöthigen Nahrungssäfte gebrauchet, den Hauptschuß oder Gipfel aber verkürze ich niemals, weil solcher den künftigen Baum in die Höhe führen muß. Bey dem Abschneiden der unnöthigen Aeste wird man an jedem Zweige nahe am Stamme, einen von der Natur selbst gebildeten Ring sehen, der uns die Anweisung giebt, daß wir den Zweig nahe über demselben wegschneiden sollen, da denn der Schnitt binnen 1 bis 2 Jahren, durch diesen Ring sogleich mit Rinde überläuft, und

die

die Wunde völlig zuheilet, sie läßt auch keine Fäulniß in den künftigen Baum eindringen. Wenn dieses alles genau beobachtet worden, so nehme ich den Stamm, oder die Pflanze, und setze ihn in gerader Linie mitten in das Loch auf die lockere Erde. Ist seine Pfahlwurzel lang, so grabe ich mit dem Spaten so tief hinein, daß solche senkrecht darinne zu stehen Platz genug hat, und breite sodann alle Thau- oder Nahrungswurzeln gehörig aus, damit jede in ihre ordentliche Lage komme, und meine Handarbeiter werfen mir die beste lockere Erde zu, die ich, als Planteur, mit den Händen ganz behutsam an und unter die Wurzeln bringe, wobey ich die Pflanze immer in die Höhe ziehe, damit die kleinen Wurzeln ganz oben in die gute Thauerde gelangen, und darinnen fortgehen können. Wenn alle Wurzeln mit guter klarer Erde bedeckt sind, so wird, nach der Größe der Pflanze, ein ganzer oder halber Eimer (6 bis 12 dresdner Kannen) Wasser ganz behutsam an die Pflanze gegossen, immer lockere Erde zugeworfen, und der Stamm so lange bewegt und in die Höhe gezogen, bis das Wasser alle Wurzeln mit feiner klarer Erde völlig angeschlämmet hat, und er dadurch ziemlich befestiget worden ist. Sodann wird die unten aus dem Loche gegrabene schlechte Erde vollends locker über und um den Stamm herum angeworfen; und wenn man nicht in der Nähe herum gute lockere Erde genug hat, so muß ein Mann mit einer Brettkarre (Radeberge) 1 bis 2 Karren voll von weitem herbey holen, wovon an die Pflanze ein kegelförmiger Haufe, 2 Fuß hoch, und unten so breit als das Loch gewesen, ganz locker gemacht, und nur mit dem Spaten, oder Grabescheide, etwas glatt und rund gemacht, der aber niemals mit dem Fuße feste oder derb getreten werden darf.

Hat

Hat man alle diese in der Erfahrung gut befundene Vortheile und Handgriffe ganz genau beobachtet, so hat man sich auch das gedeihlichste Wachsthum seiner Anlagen gewiß zu versprechen; und ich kann deutlich zeigen, daß ich bey diesem Verfahren auf jedes 100 Stück Pflänzlinge, kaum 1 bis 2 Stück verlohren habe.

8. Wie viel Leute muß ein Planteur bey und um sich haben, wenn er vortheilhaft pflanzen will?

Wenn die Löcher, wie oben angeführt worden, das Jahr vorher, oder im letzten Herbst gemacht sind, so hat der Planteur nur noch 3 bis 4 Leute nöthig, weil ihm mehrere nur hinderlich seyn würden. Der Planteur hat genug zu thun, die Eiche an Wurzeln und Zweigen vorzurichten, einzusetzen, alle Wurzeln in ihre Lage zu bringen, sie gerade in die Linie einzuhalten und dann, wenn sie mit Wasser gut eingeschlämmt und mit klarer Erde gut beworfen ist, zu sehen, daß sie feste stehet; alsdenn gehet er von dieser Pflanze ab, nimmt eine andere vor sich, die er einstweilen an Wurzeln und Zweigen vorbereitet, da indessen seine Arbeiter den Haufen an die Pflanze verfertigen, und einer davon mit der Radeberge Erde herzu führet.

9. Wie viel Eichen können 4 Leute in einem Tage pflanzen, wenn die Stämme 8 bis 12 Fuß hoch sind?

Wenn die Löcher völlig fertig gemacht sind, können 4 Personen in einem Tage mehr nicht vortheilhaft und gedeihlich einpflanzen, als 40 zum allerhöchsten 50 Stück, und letztere nur in dem Fall, wenn die Pflanzen aus der Baumschule nicht allzuweit hin zur Plantage zu tragen sind, oder wenn solche kleiner

ner wären, als hier gesagt worden. Wer mehr in einem Tage verpflanzen will, dem sage ich frey heraus, daß seine Pflanzungen schlecht gedeihen werden, und daß er in künftigen Jahren mit doppelten Kosten viel nachzupflanzen haben wird, ohne den Schaden zu berechnen, wodurch er die jungen Pflänzlinge gänz muthwillig ums Leben und Wachsthum bringet.

10. Wie tief sind die Eichen einzupflanzen?

Da in der Oberfläche der Erde allemal der beste Boden ist; so müssen alle Thauwurzeln in solcher obenhin gehen, weil diese dem Baume die mehreste und beste Nahrung zuführen; hingegen verschaffet die Herz- oder Befestigungswurzel dem Baume, bey ermangelnder Feuchtigkeit, die Säfte aus der Tiefe, und beschützet solchen im Sturm und Wetter.

11. Ist es unumgänglich nöthig, daß man Pfähle an die Eichen setze?

Wo man Pfähle aus jungen 30 jährigen Stangendickungen, nämlich von Schwarzholze, nehmen kann, und solche wegen des Transports nicht zu viele Kosten verursachen, kann man solche mit Nutzen dazu anwenden; nur rathe ich, daß solche abgeschält, und alle daran befindliche Aeste rein abgeputzt werden, der Pfahl auch wenigstens 12 Fuß lang sey, und jederzeit an die Abendseite, hinter die Pflanze eingesetzt werde, da denn der Stamm 3 bis 4 mal mit jungen Weiden fest angebunden wird; wodurch auch das Reiben am Pfahle verhütet werden kann, welches den Baum sonst ganz unfehlbar verderben würde.

12. Wo aber keine dergleichen Pfähle zu haben, wie kann man sich behelfen?

Hat

Hat man junge Birken, Weißbuchen, oder Erlen in seinem Revier, die in der Größ den Eichenpflanzen gleich kommen, so thut man wohl, wenn man an jede lange, schwache, sich selbst noch nicht vor Wind und Wetter beschützende Eiche, eine dergleichen Pflanze mit beysetzt, die ihr nicht allein statt eines Pfahles dienet, sondern besonders die Eiche treibet, daß sie mit ihrem Gipfel sich gerade in die Höhe ziehe, und nicht in allzuviele Seitenäste sich ausbreite. Diese Pflanzen werden jedoch nicht eher an die Eiche gesetzt, bis alle ihre Thauwurzeln völlig mit klarer Erde bedeckt sind, alsdenn erst wird die Birke ꝛc. ganz flach oben darüber gesetzt, die Wurzeln in Ordnung gebracht, mit klarer Erde beworfen, mit Wasser nochmals eingeschlämmt, und der kegelförmige Haufen daran gebracht, die beyden Pflanzen auch sodann mit jungen Weiden einigemal zusammengebunden. Wo man aber dergleichen junge Birken ꝛc. nicht haben kann, so ist schon der kegelförmige Haufen ein großer Schutz für den jungen Pflänzling, denn er erhält 1. die durch das Einschlämmen ihm zugeführte Feuchtigkeit lange in der Oberfläche der Erde; er beschützt ihn 2. vor starken Sturmwinden, indem die klare Erde sich immer wieder an den Stamm ansetzt, daß, wenn auch gleich der Wind den Stamm oben locker machen sollte, er ihm dennoch keinen Schaden durch Austrocknung verursachen kann, und 3. ziehet diese lockere Erde beständig die salzigen Theile aus der Luft an sich, die dem Baume zugeführt werden, da denn nach 2 bis 3 Jahren sich der Haufen so gesetzt hat, daß er völlig der Erde gleich geworden ist. Unter dieser Zeit hat sich nun der Baum mit seinen Wurzeln festgesetzt, daß er Wind und Wetter Trotz biethen kann.

13. Welches ist die beste Zeit, Eichen zu pflanzen?

Die Monate Febr. März und April, sind allemal vorzüglicher, als die Herbstmonate hierzu zu erwählen. Die Gründe, weswegen die im Frühlinge unternommene Anpflanzung den Vorzug behält, bestehen darinne, daß die im Herbst und zu Anfange des Winters, da man erst mit Pflanzen aufhören müßte, gleich darauf einfallenden starken Fröste den Boden nebst der Pflanze in die Höhe ziehen, den jungen zarten Wurzeln leicht schaden, und ihnen bey verdicktem Safte nicht Zeit lassen, sich gehörig ein- und anzusaugen, und dagegen der Frühling bey verdünntem aufsteigendem Safte, und der zu solcher Zeit mit Feuchtigkeit genug angefüllten Erde der Pflanze allen Nutzen darbiethet.

14. Wie weit müssen die Eichen auf Hutungen und Trifften von einander gepflanzet werden?

Hierbey kommt viel auf die Beschaffenheit des Bodens und eines jeden Willkühr an. Ich pflanze solche 1 Ruthe, oder 7 Ellen 14 Zoll weit aus einander, und verfahre damit also: Ich nehme eine Meßkette, die 5 Ruthen hält, mit dieser messe ich ein regulaires Viereck ab, und stecke bey dem Ende jeder Ruthe ein kleines Stäbchen in die Erde; und da ein solches Viereck gerade 25 Ruthen im Quadrat hat, so kommen auf dieses auch 25 Stäbchen zu stehen, denn 5 lang 5 breit thut 25 Quadradruthen. Habe ich einmal diese 5 Linien, so darf ich nur mit der Kette in jeder gerade fortgehen, und bey jeder Ruthe ein Stäbchen einstecken, so müssen diese Stäbchen auf allen Seiten in Linien und Alleen einspielen, welche geringe Mühe die Sache gar nicht aufhält, und doch das Auge belustiget. Und da ein jeder Stamm

1 Qua-

1 Quadratruthe zu seinem Flächeninhalte gleichsam angewiesen bekommt, so kann er aus solchem genugsame Nahrungssäfte erhalten. Man kann auch, wenn man 300 Stämme gepflanzt hat, gleich wissen, daß damit ein sächsischer Acker angepflanzt worden sey. Bey jedem Stäbchen wird sodann ein Loch im Quadrat nach oben angezeigter Größe gemacht, und das Stäbchen in die Mitte desselben wieder eingesteckt, und der Stamm alsdann beym Pflanzen an dieses Stäbchen angehalten, so wird er, wenn alles regelmäßig behandelt, ganz unfehlbar in gerade Linien einspielen. Durch dieses Verfahren fällt auch das Vorurtheil von selbst weg, das ehedem angenommen war, daß gepflanzte Eichen weiter nichts als Mast- und gar keine Bau- oder Nutzeichen werden könnten. Denn nach 13 bis 20 Jahren sind sie mit ihren Aesten völlig zusammen gewachsen; und da sich solche alsdenn durch die Natur von selbst reinigen, so treiben sie desto besser in die Höhe, und geben mit der Zeit die schönsten Baustämme.

15. Wenn man Birken oder Erlen ꝛc. daran gepflanzet hat, müssen solche beständig daran stehen bleiben?

Nach 10 bis 15 Jahren der Verpflanzung hat sich die Eiche, wenn sie in den vor sie schicklichen Boden versetzt worden, schon in ihren Wurzeln und Stamme so verstärkt, daß sie Sturm und Schneebruch ausstehen kann; sie kann auch mit ihrem Gipfel eine ansehnliche Höhe erlangt haben, daß sie ihren bisherigen Schutzgefährten entbehren kann. Man kann daher dergleichen Stämme, die schon ziemliche Stangen seyn können, als die erste Forsteinnahme aus der Pflanzung heraus hauen, und zur herrschaftlichen Forstkasse berechnen. Den Einwurf, den vielleicht

leicht ein oder der andere machen möchte, als ob Birken und Eichen so nahe an einander zu verpflanzen, sich eine der andern die Nahrungssäfte entzögen, will ich hier gleich im Voraus beantworten, wenn ich sage, daß die Eiche nach ihrer Natur einen ganz andern Nahrungssaft aus der Erde ziehe, als die Birke, und alle andre Laubholzarten nöthig haben.

16. Würde es nicht wohlgethan seyn, wenn dergleichen Pflanzungen, die in einem Striche ins Große gehen, rund um mit Stangen verbunden werden könnten?

Wenn ein Waldbesitzer junge 30jährige Schwarzholzdickungen hat, findet er jedesmal dergleichen unterdrückte Stangen in Menge darinne, die ohnedem nach und nach vertrocknen und eingehen. Diese kann er zum Vortheil seiner Dickungen heraus hauen, und zu Vermachung seiner Eichenplantagen mit Nutzen verwenden. Denn Schaafe können, wenn es nicht anders seyn kann, wohl darunter weiden, weil diese die Gipfel der Eichen nicht erreichen können, ob sie schon dem von Natur daselbst eingestreueten Saamen, und denen davon aufgeschossenen Pflanzen, den gänzlichen Untergang bringen. Rindvieh und Schweine aber sind in dergleichen Plantagen gar nicht zu dulden, weil erstere durch ihr Reiben und Nagen, die Stämme wurzellos machen, und letztere gar zu gerne um die jungen Bäume herum stürzen, und viele gar aus der Erde heraus wühlen. Zum Beschluß will ich noch erinnern, daß wer nach dieser von mir hier gegebenen Vorschrift genau verfährt, derselbe auch augenscheinlichen Nutzen von Verpflanzung wilder Bäume haben werde, und daß alle nur mögliche Arten von Laubholz, als Roth- und Weißbuchen, Eschen,

Ahorn, Rüstern ꝛc. nach dieser Weise behandelt, das beste Gedeihen zeigen werden.

F. Verpflanzung der Eichen auf Holländische Manier.

Der Stamm oder Pflänzling, welcher versetzt werden soll, wird zuvörderst nach Proportion seiner Größe, auf 1½ bis 2 Fuß rings umher etwas loßgehackt, hernach mit einem Spaten mit möglichster Vorsicht untergraben, und mit allen Wurzeln herausgenommen. Diese werden hierauf von aller Erde und den kleinen Nebenzäserchen, die mit den andern Wurzeln keine Gemeinschaft haben, gereiniget. Sodann beschneidet man die größten Wurzeln, und sonderlich diejenigen, die beym Herausnehmen verletzt worden sind, allesammt unterwärts, oder an demjenigen Theile, welcher auf die Erde zu stehen kommt. Die Seitenäste werden sämmtlich solcher Gestalt gestumpfet, daß sie noch eine Hand lang bleiben; der Kopf und die Krone aber müssen unverletzt bleiben. Hierauf wird mit Unterschied, ob der Erdboden feucht oder trocken ist, erstern Falls der Stamm, wenn zuvörderst die oberste Narbe abgestochen, auf dem Erdboden, letztern Falls aber in ein nach Proportion des Stammes gegrabenes Loch von 2 bis 3 Fuß im Durchschnitt, und etwa 2 Fuß tief, gesetzet, gute lockere Erde dabey gebracht, beym Einsetzen der Stamm öfters gerüttelt, und die Erde fest getreten, und endlich, wenn die Erde so hoch ist, daß der Stamm bis an die Stelle, so weit er vorhin in der Erde gestanden hat, damit bedecket, eine Reihe Rasen, wovon das Grüne unten zu liegen kommt, von weitem herumgelegt, zwischen diese, wo sich noch Oeffnungen finden, wieder lose Erde gestreut; alles mit dem

Spaten

Spaten fest angeschlagen, und mit Belegung 2 bis 3 Rasen so lange continuiret, bis ein kleiner Berg um den Stamm befindlich ist. Zuletzt werden Dornen, wovon die Spitzen unterwärts stehen müssen, herum gebunden. Pfähle sind hierbey gar nicht nöthig, sondern es hat der Stamm ohnehin Festigkeit genug, und kann von dem Viehe niemals beschädiget werden, so lange als die etwa auf 4 Fuß hoch erforderlichen Dornen darum conservirt werden.

Hierbey habe ich zu bemerken, daß die Königlichen Planteurs zu Potsdam, welche meistens aus dem Herzogthum Cleve dahin berufen worden, bey Beschneidung der zu versetzenden Eichen die Form einer Pyramide überall erwählen. Die Eichen sind meistens im Schafte eines Arms dicke, und die zur Krone bestimmten untersten Aeste werden $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Elle lang verstutzet, worauf die folgenden Aeste nach Proportion immer kürzer verstutzet werden, bis die Form einer Pyramide, oder Spitzsäule, herauskommt. Diese Form ist nicht nur dem Auge, besonders in Alleen und an den Seiten der Straßen und Wege sehr gefällig, sondern auch zur Leitung des Wachsthums sehr natürlich, da die Eichen mit ihren Aesten nicht breit und sperrhaft wachsen, sondern mehr in die Höhe gehen sollen. Die Gipfel werden nur wenig und so verstutzet, daß die ersten Triebe davon gerade in die Höhe gehen müssen. Auch ist diese Form für ungesetzte junge Eichen sehr geschickt, dem Winde zu widerstehen. Würde sie oben buschicht oder rund gelassen, so würde sie theils dem Winde weniger widerstehen, theils vom Regen und Schnee mehr belästiget, und somit krumm gebogen, und hiemit schief wachsend gemacht werden. Man muß übrigens diesen Planteurs das Lob widerfahren lassen, daß sie ihre angepflanzte Eichen sehr gut fortbringen. Sie neh-

men solche aus Wäldern gemeiniglich, wo junger Aufschlag gefunden wird. Die Verpflanzung geschiehet meistentheils im Herbste, wozu die Löcher bereits im Frühjahre, oder noch vor Winters gemacht werden. Das Verfahren beym Einpflanzen ist mit obbeschriebener Holländischer Manier meist einerley, nur daß sie um den Stamm her eine Vertiefung, oder Kessel, lassen, damit Schnee- und Regenwasser nicht überweglaufen, sondern zusammengehalten, und hiemit gezwungen werden, die Wurzeln anzufeuchten. Dieses ist um so nöthiger, da das Erdreich in einigen Gegenden bey Potsdam sehr hoch, trocken und mager ist, auch in den Wäldern daselbst sehr bergichte Gegenden gesehen werden, über welche das Regenwasser hinwegschießen, und das Erdreich ganz undurchdrungen lassen würde.

G. Andre Methoden, die Eichen zu verpflanzen und zu vermehren.

Es ist oben die Methode des Hrn. von Brocken, das, zu den Eichelkämpen bestimmte, Terrain zur Einsaat der Eichel geschickt zu machen, beschrieben worden. Eben derselbe will die jungen Eichen nach 4 Jahren aus der Samenschule heraus und in die Baumschule gesetzt haben. Diese muß sechsmal so groß, als erstere seyn. Der hierzu bestimmte Raum soll eben so, wie der Eichelkamp, zubereitet werden. Die jungen Bäume werden nämlich in 3 Fuß breite, und eben so tiefe Reihen gepflanzet. Die Pfahlwurzel wird ihm auf 3 Finger breit abgeschnitten, und um den Stamm mit den übrig bleibenden wenigen Faserwurzeln in ein Verhältniß zu bringen, wird dieser bis auf 1 Fuß lang abgestutzt. Die sorgfältige Reinigung vom Unkraute soll noch so lange fortge-

setzt werden, bis die Eichen stark genug sind, das Gras unter sich zu vertilgen. Zwey Jahre kann noch der Ertüffelbau dazu behülflich seyn, alsdann aber muß solches expreß verrichtet werden. Das Frühjahr nach der Verpflanzung werden die Eichen dicht an der Erde abgeschnitten; die darauf getriebenen Loden bleiben bis nach dem zweyten Schuß; alsdann werden solche bis auf die besten abgeschnitten. Auf diese Weise sollen die Eichen außerordentlich stark wachsen, und nach 14 Jahren schon 1½ Zoll im Durchschnitt haben, und zum Verpflanzen tüchtig genug werden, welche Stärke man bey denjenigen Eichen, welche der Natur überlassen, oder welche auf die gemeine Art gezogen worden sind, nicht in 30 Jahren erhalten soll. Die Verpflanzung aus der Baumschule ins Freye der solchergestalt angezogenen Eichen soll im 14ten Jahre ihres Alters geschehen. Vier Jahre vor der Verpflanzung müssen sie nach und nach bis zu 7 oder 8 Fuß hoch ausgeschneitelt werden, so daß es in den 3 erstern geschieht, und das 4te zu einem Ruhestande, die Verwundungen auszuheilen oder zu verwachsen dienet. Das Verpflanzen aber soll in hinlänglich großen Gruben, und mit Beybehaltung des ersten Standes der jungen Eichen nach der Himmelsgegend, und zwar im Herbste geschehen, nachdem die Löcher schon im Frühjahre gemacht worden sind. Sie sollen mit voller Erde herausgenommen, und auf den Verband nicht weiter, als 10 bis 12 Fuß von einander gesetzet, auch die Krone der Bäume scharf beschnitten werden.

Bey dieser nicht unbeurtheilt gebliebenen Methode des Hrn von Brocken, die meistens derjenigen, welche bey der Obst-Baumcultur gewöhnlich ist, beykommt, habe nur zu erinnern, daß das Herausneh-

men der Eichen mit voller Erde aus der Baumschule, freylich das Wachsthum der Eichen hauptsächlich beschleuniget, wenn es nur überall geschehen könnte. Denn es kann nur da bequem geschehen, wo die Baumschule von dem Orte, wo die Eichen eingepflanzet werden sollen, nicht weit entfernt ist.

Nach der im J. 1758 in Schweden gedruckten **Beschreibung einer bequemen Art Eichen zu pflanzen**, deren Uebersetzung in Schrebers neuer Sammlung ꝛc. ꝛc. V. Thl. S. 140. fgg. befindlich ist, lassen sich auf eine leichte versuchte Weise Eichplantagen auf den mit Wachholdersträuchen dicht bewachsenen Gegenden zu Stande bringen. Man wirft nämlich in jeden dieser Büsche eine Eichel, bringt sie vermittelst eines Stackens, dicht an den Wachholderstamm, und bedeckt sie mit Moos, oder dem Unrathe, welcher unter diesen Büschen zu liegen pflegt. Die Eichel fasset Wurzeln und breitet sich aus. Der Wachholderstrauch aber schützt sie für Kälte und dem Zahne des Viehes, daher sie ohne weitere Wartung zur ziemlichen Dauerhaftigkeit gelanget, und allmählich sowohl in der Wurzel als der Dicke zunimmt, daß der Wachholderstrauch, welcher ihr vorher Schutz gab, der Eiche nach und nach Raum macht, und bisweilen vertrocknet.

An Orten, wo man nicht ganze Plätze zu verhägen Gelegenheit hat, kann man die Eicheln zwischen Dornsträuche einstecken, und solchergestalt junge Eichen aufziehen. Der Planteur im Churkreise, Ulr. Kähnlein, meldet in No. 42. des Leipz. Int. Blatts v. J. 1766, daß er sich zu diesem Behufe von dem Schlossermeister Dobe zu Herzberg ein besonderes Instrument zum Eichelstecken habe verferti-

gen

gen lassen, welches etwas über 2 Ellen lang, und an einem Ende wie eine Schippe, an dem andern aber wie ein Löffel gemacht ist. Es ist schon oben gelegentlich bemerket worden, daß die jungen Eichen, weil sie wider das Vieh unter und zwischen den Dornen eine gute Befriedigung haben, aufkommen. Man durchreiset öfters weitläuftige Gegenden, z. B. den Sächsischen Fläming, wo man keinen Eichenaufschlag, als allein unter den Dornen gewahr wird. Nur muß hiebey beobachtet werden, daß man die sich durchdrängenden jungen Eichen nicht ihnen selbst überlasse, sondern, um ihr Schief- und Krummwachsen zu verhindern, ihnen mit einer geraden Leitung zu Hülfe komme, und allenfalls ihnen Pfähle beystecke, und sie an solche anbinde. Auch muß man sie aufschneiteln, oder die am Stamme zur Seite ausschlagenden Zweige abnehmen, daß sie einen glatten Stamm und gute Krone bekommen, damit sie nicht zu buschicht wachsen, und dereinst gutes Bauholz abgeben mögen. In den Ellernbüschen kann man, als wovon gleichfalls schon oben erwähnet worden, eben so verfahren, weil sie auf den emporstehenden Hügeln derselben gut aufwachsen, und zwischen den hervorstrebenden Stangen eine Befriedigung wider das Weidevieh haben. Wenn diese Stangen zu seiner Zeit abgeholzet werden, läßt man die jungen Eichen stehen, und sie allein fortwachsen. Auch die als Schlagholz behandelt werdenden Haselsträucher können auf gleiche Weise zur Aufziehung junger Eichen behandelt werden.

Der oben belobte Förster **Kröhne** hat in No. 33. des **Leipz.** Int. Bl. v. J. 1774 gelehret, wie durch das **Absenken der Eichen** gute Baueichen erzogen werden können. Man erwählet zu dieser Absicht

sicht junge Eichen, die in ihrem Durchmesser 4, 6, bis 8 Zoll haben. Diese schneidet man mit der Säge ganz nahe über der Erde ab, und bedecket den Stock vor dem Austrocknen der Sonne und Luft, mit etwas Erde, damit er aus seinen Wurzeln junge Schößlinge treibe. Das zweyte Jahr hernach gräbt man das Erdreich 13 Ellen im Durchschnitt um den Stock herum, wohl auf, damit es zu guter lockrer Erde werde, die man auch erfordernden Falls, mit ¼ Elle hoch aufzuschüttender andrer Erde erhöhen kann. Wenn die jungen Schößlinge (Loden) 2 Jahre alt, und 2 bis 3 Ellen hoch herangewachsen sind, werden die besten davon im Frühjahre, wenn sie ihr völliges Laub haben, so nahe als möglich am Stamme herunter gebogen, und mit einem scharfen Messer, gleich einem Nelkensenker eingeschnitten, auch 4 bis 6 Zoll tief in die Erde mit einem Haken befestiget, und an ein dabey zu steckendes Pfählchen wohl angebunden, da sie denn an dem Einschnitte so gleich im ersten Jahre die schönsten Wurzeln ansetzen, welcher Einschnitt auch binnen 2 Jahren so verwächst, daß die jungen Eichen gesund und ohne allen Schaden fortwachsen. Im zweyten Jahre verfährt man mit den nachgewachsenen Loden auf gleiche Art, bis alles abgesenket ist. Und weil ihnen sowohl vom Mutterstocke, als den neuen jungen Wurzeln, doppelter Saft und Nahrung zugeführt wird; so wachsen dergleichen Senker in 3 Jahren zu einer unglaublichen Stärke und Höhe, daß man sie längstens im vierten und fünften Jahre abschneiden, und als junge Eichen in das Freye verpflanzen kann. Der Mutterstamm treibet sodann immer wieder frische Loden, und man wird auf solche Art in Stand gesetzt, aus einer von einigen hundert Mutterstöcken anzulegenden Baumschule, mit weniger Arbeit und Kosten in kur-

zer Zeit so viele Pflänzlinge zu erhalten, daß man mit solchen einen ziemlich großen Eichenwald wird anpflanzen können. Das Verpflanzen dieser jungen Eichen geschiehet nach der Vorschrift Litt. E. No. 10, und wenn man keine Pfähle beysetzen kann oder will, so werden besage No. 12. junge Birken, Weißbuchen, Erlen oder andre leicht zu habende Holzarten mit daneben gesetzet, die mit der Eiche von gleicher Höhe und Stärke sind, und beyde Stämme mit Weiden einigemal zusammengebunden. Diese neben der Eiche gesetzte andre Holzpflanze, kann sodann, wenn ihr Nachbar zu einer Höhe von 20 bis 30 Ellen gediehen ist, allemal abgehauen, und nach Befinden zu Nutz- oder Feuerholze verwendet werden, damit die Eiche, die nun vor aller Gefahr und Schaden sicher gestellet ist, die Nahrung allein aus der Erde erlangen möge. Auf eben diese Art hat Hr. Kröhne auch mit dem Absenken einiger anderer nützlicher Laubholzarten, als dem Zuckerahorn und der Linde verfahren, und von solchen die schönsten Senker erhalten. Es ist diese Methode aber von dem Hrn. v. Brocke in seiner Forstwissenschaft IV. Th. Leipz. 1775. 8. S. 601. ff. scharf beurtheilet worden. Von mir selbst ist gedachte Methode mit den Eichen noch nicht versuchet worden, aber Linden und Eschen habe ich vielfältig zu sehen Gelegenheit gehabt, welche als Absenker nach der Kröhnschen Methode überaus wohl gerathen, und bereits im Freyen zu recht starken und hohen Bäumen erwachsen, und noch im besten Fortwachsen befindlich sind.

Im 78. Stück der Hannöv. gel. Anz. v. J. 1752. beschreibt Hr. Schelwort eine Eichencultur in nassen Brüchern, die er in Holland bemerkt hat: 1) Es wird der Bruch in Felder, von etwa 24 bis

30 Fuß breit abgetheilet, und zwischen jedem Felde ein Graben, von etwa 6 Fuß breit, und 2, 3, bis 4 Fuß tief, nachdem viel oder wenig Wasser vorhanden ist, gezogen. Die Erde aus solchen Gräben wird auf die Felder gebracht, damit diese dadurch erhöhet, und von dem Wasser befreyet werden. 2) Alsdenn nimmt man Eichenschößlinge, welche man von den sogenannten rauhen wässerigen Graseichen schneidet, und etwa 3 Fuß lang, und 1 Daumen dick sind, beuget solche ein wenig krumm, und drückt sie mit der Krümme auf den zubereiteten Feldern in die Erde, so, daß die beyden Enden, jedes etwa ¾ Fuß herausstehen. Auf deren Mitte, welche gar nicht tief in die Erde kommt, wird eine Grassode (Rasenstück) geleget; alsdenn bewurzelt solcher Stock in die Erde, und man hat gleich davon 2 Stämme. 3) Diese Stämme werden alle 3 Jahre abgekappet, so, daß nur bloß die Wurzel zu sehen bleibt, welche durch die Länge der Zeit, (maßen ein solches Eichfeld über 50 und mehr Jahre, ohne daß im geringsten was daran zu repariren oder zuzupflanzen nöthig ist, genutzt werden kann,) ziemlich stark in der Erde wird. Diese Eichfelder sind auch gut zum Gehege für die kleine Jagd. Denn es haben nicht allein die Hasen, Rebhühner und Krammetsvögel sowohl Schutz als Nahrung darinn, sondern auch die Schnepfen und wilden Enten, welche letztere sogar darinn hecken. Die Gräben aber können mit Karpfen und Karauschen besetzt, mithin zur Fischerey vortrefflich genutzt werden.

H. Pflege und Wartung der jungen Eichen.

Wem es um die Beschleunigung des Wachsthums der jungen Eichen zu thun ist, der muß selbige ihnen nicht selbst überlassen, sondern alle mögliche Pflege ihnen angedeihen lassen.

1) Die Vertilgung der Raupen und Maykäfer nimmt hier den ersten Platz ein, und es muß jedem Baumliebhaber aus der Obstbaumcultur nicht unbekannt seyn, wie sehr die jungen Bäume von dem Fraße gedachter Insecten in ihrem Wachsthume nicht nur zurückgesetzet, sondern sogar in trocknen Sommern und auf trocknem Boden zum Vertrocknen gebracht werden können. Die Art und Weise die jungen Eichen von Raupen und Käfern zu befreyen ist bereits oben gelehret worden.

2) Ist der erste eintretende Sommer nach dem Verpflanzen sehr trocken, und der Boden an und für sich selbst nicht feucht, so werden die neuverpflanzten Eichen nicht nur überhaupt sehr trauren, sondern auch viele derselben gar ausgehen. In solchem Falle wird man sie nicht anders als durch Begießen mit Wasser retten können, welches in Tonnen hingefahren werden muß, wenn es irgends die Menge der Bäume nebst der Entlegenheit des Orts verstatten wollen. Wenigstens sollten diejenigen Bäume ausgezeichnet und zum Begießen bemerket werden, welchen es vor andern an dem traurenden oder welken wollenden Laube anzusehen ist, daß sie des Begießens unentbehrlich bedürfen. Und damit die Feuchtigkeit ihnen nicht so bald wieder an den Wurzeln entgehe, kann man Reiser oder Steine umherlegen, unter welchen

chen die Wurzeln sich frisch erhalten, und des Begießens weniger bedürfen werden. Es kann aber den Eichen mit Begießen im Falle der Noth nicht zu Hülfe gekommen werden, wenn um solche die Erde auf eine kugelförmige Art dicht um den Stamm angehäuft worden, weßhalb es auf einem trocknen Boden nöthig ist, um den verpflanzten Heister, (junge Eiche) und zwar ein wenig vom Stamme entfernt, einen etwas hohen Kranz von Erde zu machen, und somit den Stamm in eine Höhlung einzuschließen, wie bereits oben gesagt worden, daß die Potsdammer Planteurs auf diese Art ihre Eichenpflanzungen verrichten.

3) Es ist dahin zu sehen, daß die jungen Eichen gerade in die Höhe wachsen. Treiben außerhalb der Krone am Stamme, oder aus der Wurzel Zweige hervor, welches am meisten im Frühjahre und um Johannis zu geschehen pflegt; so nimmt man solche mit einem scharfen Messer von unten auf hinweg, damit sie den Baum theils nicht verunstalten, theils selbigem nicht den nöthigen Saft entziehen. Nimmt man das Beschneiden im Winter vor; so schießen die Seitenschößlinge vom Maymonathe bis in den August, während welcher Zeit die Eiche jährlich ihren stärksten Holztrieb hat, allemal von neuem aus. Thut man es aber um Pfingsten, so bleiben sie zurück. Unten hält man den Stamm 10 bis 12 Fuß hoch von allen Aesten rein. Diejenigen Zweige aber, die man stehen lassen will, müssen immer einer unter dem andern, auch nicht in gleicher Höhe neben einander, auch nicht zu nahe an einander, sich befinden, damit nicht häßliche Knoten und Krümmungen daraus entstehen. Und damit die vom Ausschneiteln entstandenen Wunden aufs beste zu heilen, verstreicht

man

man sie mit dem bekannten Pfropflehm, d. i. Lehm, der mit Rindskoth vermenget ist.

4) Hr. Schreber erzählet im X. Th. seiner neuen Cammeralschr. S. 169. das Verfahren eines Hannöverschen Forstbedienten, der sich viel darauf einbildete, daß alle seine junge verpflanzte Eichen sehr gut fortkämen. Er nahm puren Kuhmist, so wie derselbe im Walde auf den Melkställen, wo das Vieh zur Mittagszeit zusammengehalten wird, in Menge zu haben ist, und von den Hirten zusammengeschlagen wird, ließ denselben mit naß gemachtem Lehm durchrühren, und dieser Kitt, wie er ihn zu nennen pflegte, wurde auf dem Boden, ganz so weit sich die Wurzeln des jung gepflanzten Eichbaums erstreckten, herum gestrichen. Der Regen wäscht eine solche Masse nicht ab. Die Wurzeln behielten darunter die benöthigte Feuchtigkeit, und so kamen seine gepflanzte Eichen sehr gut auf. Es wird vieler Orten die nämliche Gelegenheit zu haben seyn, um von dem Weidevieh gedachten Kitt zu gewinnen, welcher einem trocknen Boden sehr gedeihlich seyn muß.

5) Die jungen Eichen sind dem Bewachsen mit Moos fast noch mehr, als andre Bäume unterworfen. Läßt man solches überhand nehmen, so ist es ihrem zu beschleunigenden Wachsthume sehr zuwider, so bald es nämlich die Zweige ergriffen hat, da der Anwuchs des Mooses von unten herauf, vom Stamme, anfängt, und endlich immer höher bis in die Gipfel und Zweige hinein fortgepflanzet wird. Diesemnach muß man dem Anfange vorbeugen, und die jungen Stämme bis an die Krone bey nasser Luft oder regnichtem Wetter mit alten Tüchern wohl abreiben lassen. Es kann aber auch das Reiben des Stammes

bey

bey trockner Luft mit einem Haartuche geschehen, weil hiedurch sowohl die feinen Wurzeln des Mooses hinweggenommen, als auch die Luftlöcher und Saftröhren der Rinde mehr geöffnet werden, die so wohlthätige Sonnenwärme nebst der Feuchtigkeit des Regens desto besser anzunehmen. So wenig man aber Moos an den Stämmen dulden muß, so wenig muß auch an selbigen der aufkletternde Epheu an ihm gelassen, und mit der Wurzel gleich vertilget werden, weil er gleich dem Moose der Baumrinde viel Nahrung entziehet. Will man das Wachsen eines Stammes in der Dicke befördern, so dienet, wie im vierten Bande dieses Werks bey den Obstbäumen gelehret worden, dazu das Aufritzen der Rinde durch senkrechte Schnitte, die aber nicht tief, und also nicht auf das feste Holz gehen müssen.

6) Will man zwischen den gepflanzten Eichen ein Unterholz anlegen, so muß man so lange damit warten, bis man glauben kann, daß solches die vorausgewachsenen Eichen nicht wieder werde einholen können. Denn wenn man sagen wollte, daß solche Anlage geschehen solle, nachdem die Eichen bereits 6 bis 8 Jahre voraus haben, so könnte solches keine Norm für alle Gegenden abgeben. Denn wenn die Eichen in solchen Jahren einen geringen Wachsthum gehabt hätten, so könnten sie wohl von dem schneller wachsenden Unterholze wieder eingehohlet und unterdrücket werden, wie solches z. B. von Aeschen, die sehr schnell wachsen, gar leicht geschiehet, wenn sie einen ihnen zuträglichen Boden finden. Hat man aber ein geübtes Auge, um die rechte Zeit aus der Beurtheilung des Eichenwuchses fest zu stellen, so schreitet man unverzüglich zum Anlegen eines Unterholzes, um in holzarmen Gegenden bald Nutzen da-

von

von zu ziehen. Mit Weiden, deren junge Aeste nur so blos eingesteckt werden dürfen, kömmt man am ersten zum Zweck, weil man theils mit ihrem Einstecken am geschwindesten fertig wird, theils aber mit ihren Anpflanzungen in geraden Linien fortgehen kann, wenn die jungen Eichen ebenfalls Linienweise gepflanzet worden; da die Wurzeln der Weide weder tief in die Erde gehn, noch sich weit ausbreiten, so lassen sie den Eichen die schönste Freyheit nicht nur, sondern verstatten auch dem Weideviehe, wenn es in der Folge dahin getrieben werden soll, mehrern Graswuchs, als wenn Bäume, die ein breites Laub, wie Linden, Haseln, Pappeln u. s. f. haben, und sehr stark sömmern, zum Unterholze erwählet worden. Hat man aber keine Rücksicht auf Gras und Weide zu nehmen, so kann das meiste Laubholz zum Unterholze dienen, und man giebt nur Acht, daß es den Eichen mit der Zeit nicht nachtheilig werde, weßhalb es alle 12 Jahre, oder wenigstens ehe es höher wird, als die Eichen sind, gefället werden muß, damit die letztern von der Luft, dem Regen, Sonnenwärme und dem Thaue, immer den mehresten Vortheil erhalten mögen, und kein Herabtröpfeln der Feuchtigkeit von höhern Bäumen den niedrigern Wipfeln der jungen Eichbäume schaden möge.

7) Wenn man bereits groß und stark gewordene Eichen, die unordentlich gewachsen sind, vor sich hat, und sie durch Abnehmung starker Seitenäste in eine beliebige Form bringen will, so ist es gefährlich, solche dicht am Stamme abzuhauen, weil ihre Saftröhren schon zu weit sind, und die beständigen Zuflüsse des Saftes zu heftig geworden. Er fließt also aus der gemachten Wunde vergebens heraus, oder er treibt in der Gegend dieser Wunde neue Seitensprößlinge;

linge; oder er bringt den Baum irgendswo zum Bersten, oder es entsteht gar eine Stockung des Saftes. Nun wollen sich einige dadurch helfen, daß sie entweder die Wunde verschmieren, hiedurch aber machen, daß sich der Saft unter dem verstopften Orte häufig setzet, und ihn faulend macht, oder sie hauen den unnützen dicken Seitenast im Winter, und wenigstens einen Fuß vom Stamme ab. Im nächsten Frühjahre und Sommer aber kommen bey der Wunde neue Schößlinge hervor, mit denen man immer zu thun hat, um sie nach und nach, wo nicht alle, doch die meisten derselben los zu werden. Es wird daher von Sachkundigen angerathen, daß man die Seitenäste, wovon der Baum entlediget werden soll, langsam entkräfte, und in einer langen Zeit absterbend mache. In dieser Absicht durchschneiden sie dicht am Stamme die Rinde des Astes, rings um denselben bis auf das Holz. Bey Zweigen, die nur wie der Zeigefinger eines Mannes dicke sind, thut man 1½ Zoll von jenem Zirkelschnitte, eben dergleichen Schnitt. Sodann schlitzet man die Rinde zwischen beyden Schnitten nach der Länge des Zweiges auf. Hierauf läßt sie sich mit einem gelinden Drucke des Daumens, und worzu die Frühlingszeit die bequemste ist, ablösen. Hat der Zweig die Dicke eines Peitschenstiels, so nimmt man ihm etwas mehr Rinde. Hat er die Dicke einer Leitersprosse, so sind ihm 4 Zoll Rinde zu entziehen. Gemeiniglich stirbt sodann der unnütze Zweig zu Anfange des andern Jahres ab. Ist er abgestorben, so hauet man ihn gänzlich weg. Die vorgenommene Beraubung der Rinde verursachet, daß sich der Zufluß des Saftes besser ertheilen kann. Etwas dringt noch eine Zeitlang durch das innre Holz des geschälten Zweiges; etwas steigt in die nahe befindlichen höhern Aeste;

und

und etwas macht einen Ring von Rinde am Stamme, wo der Anfang des entblößten Platzes ist. Man kann auch über und unter dieser Stelle mit einem Messer die Baumrinde in 3 oder 4 gleich große Abtheilungen aufschlitzen, damit ein Theil des Saftes zur äußern Verstärkung des Stammes besser diene. Ist mehr als ein Ast zu schälen, so nimmt man den stärkern zuerst vor, und läßt die dünnern noch ein Paar Jahre stehen, damit auch diese den zuschießenden Saft vors erste noch annehmen. Es sind daher die Eichen wider das An- und Aushauen der Holzdiebe sehr zu hüten, und es muß denjenigen, welchen Raf- und Leseholz in den Holzungen vergönnet wird, nicht gestattet werden, daß sie zu solchem Behuf die Zweige oder Aeste der Eichen abhauen, und sich zu Nutze machen.

8) Man siehet hin und wieder Eichen, welche als Schneideholz gebraucht werden. Es ist schon oben gezeiget worden, wie solches geschehen könne. Nämlich es werden von Zeit zu Zeit die Aeste in einer ziemlichen Entfernung vom Stamme abgehauen, weil der Baum, wie eben zuvor bemerket worden, leicht eingehet, wenn ihm die Aeste dicht am Stamme abgehauen werden. In dieser Absicht muß das erste Schneideln nicht eher angefangen werden, als wenn der Baum zu einer solchen Stärke erwachsen ist, bis die Aeste aufs allerwenigste Armsdicke sind. Ja es ist noch besser, wenn die Aeste so stark geworden, daß sie als Nutzholz zu Wagenleitern, Achsen, Speichen u. s. f. gebraucht werden können. Diese Aeste haben zwar wenig Kern, und sind meist nur lauter Spint. Dieser kann aber zu einer dem Kerne gleich kommenden Härte gebracht werden, wenn ihm, wie verhin gewiesen worden, die Rinde ein Jahr zuvor abgezo-

gen wird. Die Aeste werden, wenn der Baum eine ansehnliche Stärke erlanget hat, etwa eine Elle weit oder etwas darüber vom Stamme abgesäget, worauf der stehen bleibende Theil im Frühlinge neue Loden austreibet. Die untern Aeste werden weiter, als die obern vom Stamme, die folgenden aber so abgenommen, daß sie je höher hinauf immer kürzer abgeschnitten werden, und stellen somit eine Pyramide vor, so wie die stehen gebliebenen Theile solcher Aeste gleichsam zu Stufen dienen müssen, um mit Bequemlichkeit von Ast zu Ast hinaufzukommen, und das Schneiteln gut zu verrichten. Es ist aber solchen Schneiteleichen dienlicher, wenn ihnen die Aeste in einem Jahre nicht auf einmal, sondern in mehrern Jahren nach und nach abgenommen werden. In der Folge können die jungen von den abgeschnittenen alten Aesten hervorschießenden Loden so herausgeschneitelt werden, daß man die geradesten stehen und zu Nutz- oder Schirrholz allein fortgehen läßt. Immittelst sind auch die nicht geraden stärkern Aeste, nachdem sie abgeschälet worden, sehr gut zu Zaunstaken oder Gehegepfosten, an welchen Stangen in die Quere angebunden werden, sehr gut zu gebrauchen, weil kein Holz in und über der Erde so lange dauert, als das Eichenholz. Die abgeschälte Rinde der ausgeschneitelten Aeste wird gesammelt, und mit Nutzen den Lohgerbern verkauft. Die ganz kleinen dünnen Zweige aber werden in Wellen (Bündlein) zusammen gebunden, und als Feuerholz in den Oefen in Gesellschaft leichterer Holzarten verbrauchet, nachdem sie zum Trocknen eine Zeitlang gelegen haben. Man kann aber auch solch eichenes Wellholz viele Jahre lang auf Vorrath liegen lassen, weil es seine Feurungskräfte ungleich länger, als die weichen Holzarten, beybehält.

9) Es

9) Es wird öfters gefraget, ob die Eichen auch als lebendiges Schlagholz behandelt werden können? Mancher wird hiebey denken, daß es aus dem Grunde unökonomisch herauskommen würde, hierzu Eichen anzuwenden, indem der Platz für eigentlich so genanntes Schlagholz, als Ellern, Birken u. s. f. besser zu nutzen sey, als welche Holzarten ungleich geschwinder, als das Eichenholz wachsen, und also ihre Stelle in solcher Absicht besser verinteressiren. Dieser Grund könnte völlig gelten, wenn erwiesen wäre, daß das geschwinder wachsende Laubholz in der Feuerung dem Eichenholze gleich zu schätzen sey. Man kann das Verhältniß des Eichenholzes gegen Birken und Ellern gar wohl wie 11 zu 17 in der Feuerung annehmen, weil es weit längere Gluth, als jene Holzarten, hält. Und das Eichenholz thut noch mehr in seinem Verhältnisse gegen alle weiche Schwarzholz- und Laubholzarten, wenn beyde im Ofen zu gleichen Theilen vermenget, und hiermit das Eichenholz in eine hellere Flamme als diejenige ist, wenn es allein gelassen wird, versetzet wird, wie solches durch eigene Versuche mit Well- oder Reisholze bestätiget worden. Nun bleibt hiebey noch der Wachsthum des Eichenholzes mit dem des andern Holzes zu berechnen übrig. Es ist richtig, daß das Eichenholz in den ersten Jahren von den meisten andern Holzarten übertroffen wird. Dagegen wird ersteres nach dem zweyten Hiebe oder Abholze diesen wenig oder gar nichts nachgeben, je mehr es nun stärkere und tiefer gehende Wurzeln bekommen hat, um desto lebhafter treiben zu können. Und von diesem zweyten Abtreiben des Eichenholzes geht der Vorzug für die übrigen Holzarten völlig an. Denn außer der vorhin besagten mehrern Feuerungskraft bleiben so gar die Eichenholzreiser an 4 bis 5 Jahre sich völlig gleich,

da hingegen das Ellernholz im dritten Jahre, wenn es auch aus den größten Kloben oder Scheiten bestehet, weit über die Hälfte seiner Feuerungskraft, die Rinde und Wellbunde aber schon im 2ten Jahre die ihrige völlig verlohren haben, so, daß sie fast nur noch dem Strohe gleich zu achten. Und eben so ist es mit den meisten übrigen Holzarten nach Proportion. Ferner ist dieß ein Vortheil vom Eichenschlagholze, daß, wie oben gesagt worden, aus den Stangen das dauerhafteste Nutz- und Geschirrholz kann genommen werden. Endlich können auch den schlanken Eichenholzstangen die Rinden abgezogen, und mit großem Vortheil für die Lohmühlen abgesetzet werden, nachdem in den meisten Gegenden die Eichenrinde aus Mangel alter Eichen eine sehr theure Waare geworden ist, und jährlich immer mehr wird.

Wie alt müssen aber die Eichen seyn, wenn sie als Schlagholz genutzet werden sollen, da es bekannt ist, daß nur junge und keine alte Eichen wieder ausschlagen? Man kann so eigentlich die Jahre ihres Alters nicht angeben, weil sie nach Beschaffenheit ihrer Pflege und Wartung sowohl, als des Bodens, worinn sie stehen, hauptsächlich beurtheilet werden müssen. Hr. Kröhne ließ seine junge Eichen, um davon Ableger zu machen, absägen, wenn sie in ihrem Durchmesser 4, 6 bis 8 Zoll hatten, und viel stärker wird man sie zu Schlagholz an den meisten Oertern nicht dürfen wachsen lassen. Sie können in einen feuchten Boden, wie ich solches hie herum an manchen jungen Eichen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe, einige Zoll mehr als zuvor angegeben worden, genommen werden. Ist aber der Boden hoch oder trocken, so müssen sie weniger stark abgehauen werden, damit ihr Wiederaustreiben desto gewisser

wisser erfolge. Wie es denn bey einem Boden dieser Art sehr anzurathen seyn wird, die jungen Eichen dicht an der Erde abzuschneiden, und den stehen bleibenden Stamm allenfalls mit Rasen zu bedecken, damit der Stamm darunter frisch bleibe, und von der Sonne und dem Winde nicht ausgetrocknet werde. Ist der Boden feucht genug, so können die wieder ausschlagenden Loden nach Kröhnscher Methode, wenn die Eichen nur dünne stehen, gebraucht und nach der Seite hingelegt, und zum Fortgehen gelassen werden, wo noch Platz zur Vermehrung des Holzes übrig ist, als auf welche Weise die leeren Plätze der Weinberge mittelst der Absenker, wie bekannt, wieder besetzet werden. Es verstehet sich aber von selbst, daß mit keinem Schlagholze auf Weideplätzen aufzukommen sey, weil das Vieh die Spitzen der jungen Loden abnaget, und ihr Aufsprießen verhindert. Auf Viehweiden kann nur allein auf Schneitelholz, wozu vorhin Anweisung gegeben worden, Bedacht genommen werden. Sollte aber ja geschehen, daß von ohngefehr Vieh in einen jungen Eichenhau hineinkäme, und die jungen Aussprößlinge an den Gipfeln abbisse, welches auch von wilden Thieren geschehen kann, so werden sie in Nebenzweige und Unteräste auswachsen, und hievon buschig, aber nicht gerade und hochstämmig in die Höhe gehen. Dieser Mißwachs muß nun gegen das Frühjahr nahe an der Erde rein weggehauen werden, und somit der Austrieb feischer und gesunder Loden eingeleitet werden. Ein gleicher Unfall kann den zarten Loden durch späte Fröste begegnen, da man denn auf gleiche Art verfahren muß. Wenn aber in der Folge zu viele Loden neben dem Stamme aufschießen, kann man die schwächern und schlechten Reiser weghauen, und hiemit den höchsten und besten Stämmen Platz machen, zumal wenn

man von nun an von dem Schlagholze stehen bleibende hohe Eichen erziehen will. Ist aber zuvor gesagt worden, daß auf einem trocknen Boden der abgehauene Stamm mit Rasen zugedeckt werden solle, so beobachtet man auf einem bessern Boden bey Fällung der jungen Eichen nur diese Vorsicht, daß sie zwar gleichfalls so nahe, als möglich an der Erde, aber abhängig weggehauen, oder abgesägt werden, damit kein hoher und ausgehöhlter Stamm oder Stock zurückbleibe, der das Regenwasser zu großem Nachtheil der Schößlinge aufbehalten, und das Fortgehen derselben zurücksetzen könnte. Wenn dergleichen Sprossen aber mehr herangewachsen sind, und den nicht viel hervorragenden Stock nicht ganz bezogen haben, so muß dieser endlich zu gelegener Zeit mit Erde völlig beschüttet und bedecket werden. Gemeiniglich wachsen diejenigen Schößlinge am geschwindesten vor den übrigen voraus, welche mit den Pfahlwurzeln in der nächsten Verbindung stehen, so daß sie nach und nach den ganzen Platz des abgehauenen Mutterbaums behaupten. Ich ließ zum Versuch vor 10 Jahren eine junge Sommereiche, die 11½ Zoll im Durchmesser hatte, und in einem schwarzen feuchten Boden an der Seite eines Grabens stehet, welcher das Regenwasser vom Hofe auf eine Wiese hinausführet, abhauen. Unter den wieder hervorkommenden Sprößlingen war derjenige am stärksten, welcher ganz nahe am Mutterstamme hervorkam, und sich daran so hart klemmete, daß er, wo er anstieß, mehr breit als rund ward. Ich ließ ihn aber fortgehen, und er fing an nach und nach den Mutterstamm zu überwallen, daß die obere Hälfte dieses Stammes gegenwärtig von dem jungen Baume überdecket, und mit selbigem zusammengewachsen ist. Da diesem jungen Eichbaume keine Nebensprößlinge gelassen,

und

und alle hinweggenommen worden, so ist nicht genug zu sagen, was er für einen schnellen Wachsthum gemacht habe, ohngeachtet derselbe ganz nahe um sich herum andre Bäume allerley Art stehen hat, und der Unerfahrne denken sollte, er müßte mit ihm die Nahrung in der Erde theilen. Ein Beweiß aber, daß der Eichbaum wegen seiner tief in die Erde gehenden Wurzeln, sich sehr gut mit andern Bäumen in seiner Nachbarschaft vertrage, und in einem guten Boden nebst gehöriger Pflege und Wartung über alle Erwartung schnell wachse.

Daß sich auch Hecken von Eichen ziehen lassen, welche sehr dauerhaft und schön sind, wenn sie in gutem Grunde angelegt, und gleich vom Anfange durch den Schnitt in Ordnung gehalten werden, meldet Herr D. Krünitz in seiner Encyclopädie, und saget, daß sich einige in der Mark Brandenburg finden, die vor mehr als 150 Jahren gepflanzt worden, und noch unterhalten werden. Dergleichen sind theils fürs Auge, theils zu mancherley anderm Nutzen. Die jungen Blätter haben ein sehr angenehmes Grün bis gegen den Sommer hin, welches vielen so sehr gefällt, daß sie blos deßhalb in Eichwäldern fahren oder spatzieren, um ihre Augen im Frühjahre daran zu weiden, welches desto mehr absticht, wenn andre Bäume in der Nähe sind. Noch mehrere sind, welche sich an dem Geruche des Eichenlaubes, welches, zumal in den Frühstunden, sehr herzstärkend ist, und darinn von keinem andern unsrer Landlaubhölzer außer denen Birken übertroffen wird, erquicken. Zu solchem Genusse des Laubes nun sind die Eichenhecken am geschicktesten, um neben ihnen hergehen zu können. Es sind aber die Eichenhecken sehr gut, einen Platz damit einzuschließen, den man wider Kälte

und rauhe Luft beschützen will. Gedenkt man aber einen Platz tief in den Winter hinein so zu sichern, oder eine Aus- und Durchsicht zu verschließen, so würden die Wintereichen, die ihre Blätter den Winter hindurch meistens behalten, hierzu am dienlichsten seyn. Wollte man aber von solchen Hecken im Frühlinge das eben ausbrechende zarte Laub, den Pferden unter ihr Futter mengen, wie solches statt einer Frühlingscur schon in ältern Zeiten von unsern Vorfahren geschehen, so würden die Sommereichen, weil sie einige Wochen eher ausschlagen, vorzuziehen seyn. Ich habe in meiner Jugend alte Leute gekannt, die als Reitknechte bey den vormaligen Guthsbesitzern allhier gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gedienet hatten, welche erzählten, daß ihr Geschäfte unter andern des Frühjahrs gewesen, die im Aufbrechen befindlichen Knospen des jungen Eichenaufschlags zu sammeln, und solche den Pferden ihrer Herren unters Futter zu mengen, welches denn dazu gedienet hätte, daß den Pferden die Winterhaare abgegangen, oder selbige bald davon glatt geharet, und sogenannte Blumen, oder Spiegel, auf dem Leibe bekommen hätten. Es ist an der guten Wirkung des jungen Eichenlaubs nicht zu zweifeln, da es als eine Hausarzney, besonders zum Präservativ für Lungenbeschwerden bey Menschen bekannt ist, und daher den Pferden, besonders den jungen, wider den Kropf, der in manchen Gegenden sehr gemein, und dem Zunehmen dieser Thiere zuwider ist, sehr dienlich seyn muß. Hr. D. Schröder in Marpurg hat durch Erfahrungen zu beweisen gesucht, daß die Eicheln in der Verstopfung der Drüsen, in Auszehrung der Kinder, in langwierigen Ausschlägen u. s. f. unter die besonders wirksamen Mittel gehören. Das junge Laub hat gleiche Bestandtheile, und muß in solcher

cher Absicht den Pferden gleiche Dienste erweisen. Ein noch beträchtlicher Nutzen der Eichenhecken ist endlich auch dieser, daß die vom Schnitte derselben aufgelesenen, und in Bündlein gesammleten zarten Reiser, den Lohgerbern verkauft werden können. Denn die in den Lohmühlen zerstoßenen Reiser haben mit der Rinde zum Gerben des Leders einerley Wirkung, wie solches hin und wieder bereits sattsam erprobet worden.

I. Nutzen und Gebrauch der Eichbäume und ihrer Theile.

Das Eichbaumholz ist unser kostbarstes und brauchbarstes Holz über und unter der Erde, so wie die Frucht der Eichen, die Eicheln oder Eckern, zur Mästung der Schweine und andrer Hausthiere bekanntlichermaßen vom größten Nutzen sind.

Nach unsrer gegenwärtigen Lage achten wir in den meisten Gegenden das Eichenholz zur Feuerung zu kostbar, und nehmen nur dasjenige dazu, welches zu einem bessern Gebrauche untüchtig ist. Beym Brennen macht es zwar keine so schnell flüchtige Hitze, wie Büchen, Ellern, Birken u. s. f. oder wie die andern weichen und Tangelhölzer. Es fängt beym Brennen gemach mit der Hitze an, continuirt und dauert aber auch in einer gleichen Hitze bis zu Ende. Man kann aber, wie vorhin erwähnet worden, auch die Reiser oder kleinern Zacken des Schneitelholzes mit Reisern vom weichen Holze vermengen, und hiemit eine schnellere Hitze zuwege bringen, und solche auch zugleich auf solche Weise verstärken. Die alten Stöcke oder Wurzeln, welche ausgerodet und klein gespalten werden, sind zur Feuerung in dem Ka-

chelofen vortrefflich. Nur muß man selbiges völlig trocken gebrauchen, und weiches Holz zum Anmachen des Feuers unterlegen, um es bald und gut in Flamme zu bringen.

Wenn das brauchbare Eichenholz als Bau- Schiffs - Wagnerholz u. s. f. genutzet werden soll, so wird es auf mehr denn eine Art dazu vorbereitet.

Gemeiniglich wird es zu einer trocknen Zeit von der Erde nach dem Abstämmen aufgenommen, und an einen luftigen Ort hingebracht, wo es für Sonne und Wind Schutz haben kann; sonst verursachen beyde, daß es im Trocknen spaltet. Man legt Klötze zwischen den verschiedenen Stücken, um der Luft einen ungehinderten Durchgang zu verschaffen; sonst fangen sie leicht an zu modern, oder es wachsen Schwämme darauf.

Wir haben von den Venetianern die beste Methode gelernet, das Zimmerholz gut vorzubereiten. Sie stecken nämlich ihr Zimmerholz in das Wasser, wodurch das Reißen und Spalten des Holzes gar sehr verhütet wird. Auch halten sie das Schiffholz wohl 3 Jahre unter Wasser. In England aber gehet man einen kürzern Weg damit. Wenn die Eiche in Stücke und Bretter zerschnitten ist, senket man sie ohngefähr 14 Tage lang in Flußwasser nach Herrn Mangers Anweisung (S. B. IV. Th. II. S. 277) oder 4 Wochen, alsdann nimmt man das Holz heraus, und läßt es an einem kühlen luftigen Orte trocknen, nimmt es für Sonne und Wind in Acht, läßt aber der Luft einen freyen Durchgang. Wenn man keinen eigenen Schuppen oder Gebäude in unsern Gegenden zum Trocknen des Holzes hat, so legt man es auf Unterlagen im Freyen wohin, und macht ein leichtes Dach von Bretern, oder ein mit

Stroh

Stroh bedecktes Gerüste darüber, daß Sonne und Wind von dem Holze abgehalten werden.

Eine gespaltene Eiche reißt nicht so leicht, als eine ganze. Runde Stücke reißen auch viel leichter, als viereckige. Durchgebohrte Stücke reißen auch nicht leicht. Ueberhaupt, je mehr man die Eiche ihrem natürlichen Zustande überläßt, desto mehr ist sie dem Aufreißen unterworfen, je mehr sie aber behauen und bearbeitet wird, desto weniger ist solches zu befürchten.

In Gebäuden bedienen wir uns des Eichenholzes zu Pfeilern und Säulen, Trägern, Riegeln, Schwellen, Fußböden, Thür- und Fensterrahmen, Rinnen, Trögen, Kuh- und Pferdekrippen u. s. w. Auch werden aus Eichen alle Arten von Pallisaden gehauen. Bey solchen und andern Stämmen, deren unterer Theil, wie z. B. bey den Thorsäulen, in die Erde kommen soll, bedienet man sich der Vorsicht, daß man sie so weit unbehauen läßt, und sie über einem gelinden lodernden Feuer so lange röstet, bis die äußere Fläche beynahe zu einer Kohle wird. Es ist aber auch zugleich nöthig, daß ein solches Eichenholz außer der Saftzeit gehauen, und tüchtig ausgelauget werde, es geschehe nun solches in der freyen Luft, oder unter dem Wasser. Denn, wenn die Lauge, oder der Saft darinn bleibt, so ist das Brennen sowohl, als auch das Ueberstreichen mit Theer und andern fetten Materien, der Fäulniß eher beförderlich, als hinderlich.

Die Wagner, oder Stellmacher nehmen am liebsten zu den Naben, zu den Speichen aber allemal, Eichenholz. Sie ziehen Stämme von 7 bis 8 Zoll im Durchmesser, allemal demjenigen Holze vor, welches aus ungleich dickern Stämmen gespal-

ten

ten ist. Auch halten sie die im Winter gefälleten jungen Bäume zu besagtem Gebrauche nicht so gut, als die in der Saftzeit gefälleten. Damit sie aber nicht faulen, werden sie in eine Pfütze geworfen, in welcher sie 5 bis 6 Monathe liegen bleiben. Alsdenn stellen sie solche im Schatten unter einen Schoppen oder in eine Scheune, lassen sie lange genug liegen, und verarbeiten sie nicht eher, als bis sie recht trocken sind. Dieses Holz wird darauf dermaßen zähe, wie ein Fischbein, voll, dicht, steif, und zu den Radespeichen volkommen geschickt. Sonst bedienen wir uns noch der jungen Eichen als eines vortrefflichen Geschirrholzes auf unsern Höfen, zu Achsen, Armen, Sporen oder Sprieten am Hinterwagen, Deichseln, Wagenleitern, Wendeschämeln und Rungen, Pflugstürzen, Streichbrettern, Pflugladen, Schlittenbäumen u. s. f. so daß alles unser Wagen- und Pfluggeräthe, wenn wir es haben können, aus Eichenholze bestehet.

Die noch unvollkommene weiche und weißliche Holzlage zwischen der Rinde und dem Kernholze der Eiche wird der Splint genannt, und ist dem Wurmfraße unterworfen, weßhalb sogar an einigen Orten den Holzarbeitern in ihren Ordnungen verboten worden, dergleichen Holz, woran sich noch einiger Splint befindet, zu verarbeiten. Büffon hat das Mittel gefunden, dem Splinte die Eigenschaften des harten Holzes mitzutheilen. Man darf nämlich nur im Frühjahre, wenn der Baumsaft in die Höhe tritt, die Rinde von der Eiche ablösen, da sich dieses zu solcher Zeit gar leicht thun läßt, und den solcher Gestalt unten abgeschälten Baum das ganze Jahr durch stehen lassen. Im folgenden Jahre hauet man diesen Baum zur gewöhnlichen Fällzeit nieder, da dann

das

das Holz, welches man davon bekömmt, ungleich besser und dauerhafter wird, und der Splint, welcher aus diesem ganz verlohren gegangen wäre, eben so gut, wie das andere Holz, verarbeitet werden kann, und von den Würmern eben so wenig, wie das Holz selbst, Schaden leidet.

Diese Erfindung war für Frankreich, nicht aber für uns. Denn mir ist aus Erfahrung bekannt, daß unsre Bauern schon vor mehr als 50 Jahren das Ellernholz auf eben die Art sich zu Geschirrholz, wenn es noch auf dem Stamme steht, abschälen, solches hiemit vor dem Wurmfraße sichern, und es zum Gebrauch fest und zähe machen. Vor einigen 20 Jahren kam einer meiner Freunde mit einem Fuhrmanne aus Böhmen in einem Wirthshause zusammen, welcher auf einen mit 6 Pferden bespanneten sogenannten Frachtwagen die stärkste Last geladen, und zu solchem Wagen Achsen hatte, die um die Hälfte schwächer, als die bey uns gebräuchlichen waren. Mein Freund bezeugte dem Fuhrmanne seine Verwunderung darüber, daß der Fuhrmann sich getraue mit so außerordentlich schwachen Achsen, einen so weiten Weg eine so sehr schwere Last fortzufahren. Dieser antwortete aber, daß die starken und gut beschlagenen Räder eher biegen und brechen müßten, als seine Achsen, und daß diese länger als sein eigenes Leben dauern würden. Von was für Holze, frug der Freund, sind denn eure Achsen? Von Weisdorn oder Mehlberenholze, antwortete der Böhme, es wird aber dem gerade in die Höhe gezogenen Stamme ein Jahr zuvor die Rinde abgezogen, und selbiger sodann abgehauen, worauf die davon verfertigten dünnen Achsen unzerbrechlich und aufs längste dauerhaft werden.

Die

Die Drechsler brauchen das junge Holz zu verschiedener Arbeit, besonders zu Spinnrädern. Die Tischler aber können desselben zu gemeinen und zierlichen Hausgeräthen nicht entrathen, es muß aber wenigstens 3 bis 4 Jahre gelegen haben, wenn sie es brauchen sollen. Eben dieses Eichenholz giebt auch schöne Büchsen- und Flintenschäfte ab, wenn solche von den wimmericht knotig oder maserig gewachsenen Eichen geschnitten, ausgearbeitet, und mit Schachtelhalm sauber polirt werden; selbige sehen alsdann schön flammicht und sauber aus. Anderes, als nur beschriebenes Eichenholz muß auch nicht gewählet werden, weil solches sehr zähe ist, und beym Stoßen oder Schlagen, welches auf der Jagd zuweilen nicht vermieden werden kann, nicht aufspringet und entzwey gehet.

Die krumm gewachsenen Eichen werden, wenn sie durchgehends feste sind, sehr gut bezahlet, weil sie zu den sogenannten Kniehölzern in den Schiffen gebraucht, und daher sehr gut verkauft werden. Bey den Wassermühlen braucht man das Eichenholz zu Wasserrädern, Stern- und Kammrädern, Schaufeln, Wehren und Gerinnen. Bey oberschlächtigen Rädern aber sind die eichenen Bretter dem Fehler unterworfen, daß sie sich sehr krumm werfen, und alsdann das Wasser ohne Wirkung durchfallen lassen. Wo daher eichene Bretter oder Bohlen bey Wasser- oder anderm Bau, der Dauerhaftigkeit und Härte halber zu gebrauchen sind, muß man solche nicht allzubreit schneiden lassen, sie mögen so stark seyn wie sie wollen. Hiedurch verhütet man das vorgedachte Verwerfen oder Krummziehen, besonders auf der Wasserlinie, wo Wasser und Luft wechseln.

Die

Die starken Eichbäume werden bey den Windmühlen zu Wellen, wodurch die Mühlruthen oder die Windflügel kommen, und welche inwendig die Zunge treiben, wie nicht weniger bey allen übrigen Arten von Wellen in Oel- Papier- und andern Mühlen, in Hammerhütten, Pochwerken u. s. f. gebrauchet. In den Hammerhütten müssen die stärksten Wellen am Stammende zwischen 3 bis 4 Fuß, am Hellende aber, oder gegen die Spitze zu, 2½ und 3½ Fuß, und der Länge nach ungefähr 24 bis 28 Fuß haben, je nachdem man schwere oder leichte Hämmer hat. Dergleichen Welle erfordert einen Baum von 3 bis 400 Jahren zu ihrem Wachsthum, weßhalb die Forstökonomie sehr zu wachen hat, daß es dem Lande nie an Eichen sowohl zu allerley Behuf, als besonders zu Wellen für allerley Mühlwerk überhaupt abgehen möge.

Wenn ein langes Stück Eichenholz in einer wagerechten oder horizontalen Lage liegt, kann es seine eigene Last nicht tragen, wenn es nicht ein- oder etlichemal unterstützet wird. Dieserhalb taugen Eichen nicht zu Wellen, die 30 bis 40 Fuß lang, dabey nicht stark, und etwa im Durchschnitte nur 20 bis 28 Zoll seyn müssen, am wenigsten, wenn sie zuweilen einige Wochen still stehen müssen, weil sie sodann in wenig Tagen krumm werden; es sey denn, daß solche täglich auf die Hälfte umgedrehet, oder ein Lager darunter gemacht werde, damit sie in einer geraden Linie bleiben; Säge- und Mahlmühlwellen haben nach Unterschied der Gelegenheit verschiedene Stärke. Wenn sie am Stammende 2 Fuß, am Hellende aber 20 Zoll stark sind, pflegen sie hinlänglich zu seyn.

Die Wein- und Biergefäße werden bey uns allein aus Eichenholz verfertiget, wie denn alles Böttchergefäß, welches in die Wirthschaft gehöret, daraus gemacht wird. In den ältern Zeiten kamen in den Brauhäusern zu den Bierbottichen fast nur allein eichene Reifstangen, weil sie am längsten dauern. Es werden dazu junge gesunde Stämme von 36 bis 40 Fuß Länge erfordert. Nachdem aber dergleichen Holz zu selten geworden, ist man in die Nothwendigkeit gerathen, obgedachte große Braugefäße mit eisernen Reifen zu belegen. Noch bis jetzt ziehen Engelland, Holland und Frankreich jährlich eine sehr beträchtliche Menge sogenanntes Stabholz aus dem nördlichen Deutschlande über unsre Seestädte an sich, welches, als eine höchst unentbehrliche Waare, immer mehr aufschlägt, und bisher für uns eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums gewesen, welche die Forstökonomie, da sie hin und wieder gar sehr abzunehmen anfängt, aus allen Kräften durch Eichenpflanzungen wieder herzustellen bemühet seyn soll. Denn da jene Länder es uns an Produkten der Industrie zuvorthun, oder immer noch es zu thun suchen, und überdem noch außer Holland, den Ackerbau immer mehr begünstigen, und also unsrer Erderzeugnisse zu entrathen suchen, auch mehrere Länder auf gleichem Wege begriffen sind; so bleibt für Niederteutschland zum Handelsverkehr mit jenen Ländern fast kein Landesprodukt um einen Theil ihres Geldes zu erlangen, mehr übrig, als die Vermehrung eines Holzes, welches unter unserm Himmelsstriche so gut fortkömmt, und unsern natürlichen Reichthum ausmachen kann und soll.

Zur

Zur Erhaltung und Erneuerung der Eichwälder, gleichwie auch andrer Holzungen, ist es sehr zuträglich, wenn die Hauungen nicht von der Mittagsseite, oder doch von Morgen her angefangen werden. Die Gegenden, welche den Nordwinden frey vorliegen, gegen Mittag aber, wie auch gegen Abend, noch Bäume und Waldungen haben, sind dem Fortkommen der gesäeten und gepflanzten, imgleichen auch der aus Wurzeln getriebenen Eichen viel günstiger, als andere.

Hat man Eichen, die bereits vor Alter abständig geworden, so kann man sie, sowohl um eben zuvorbesagter Absicht willen, als auch um einen Theil fruchttragender Bäume annoch beyzubehalten, weil die jung nachwachsenden so bald noch nicht tragen, wieder verjüngen, wie darzu von mir bereits im 6. St. des Wittenb. Wochenbl. im J. 1769 Anweisung gegeben worden. Man bedienet sich nämlich solcher Holzhauer, welche ohne Leiter die Bäume hinauf klettern. Vermittelst eines um den Leib geschnallten Riemens tragen sie ein starkes, und mit einem nicht allzustarken Stiele versehenes Beil auf dem Rücken, und kappen die dürren Gipfel und Aeste bis aufs grüne Holz ab. Die Methode ist diese: Wenn man eine am Zopfe trockene Eiche vor sich hat, so muß der Holzschläger die Aeste derselben beurtheilen, wo er am bequemsten seinen Stand nehmen kann. Es ist wohlgethan, den Zopf, oder nach Befinden die ganze Hälfte des Stammes, auch noch wohl darunter, dergestalt wegzunehmen, daß es dicht oder nahe über einem seitwärts herausgehenden Ast geschehe; worauf auch der Hauer stehen, und den Umfall des abzuhauenden Theils, nach der bequemsten und für ihn sichersten Seite hinrichten muß. Verstattet es irgends

nur die Gelegenheit, so wird das Abkappen da am besten angebracht, wo, wie bereits vorhin bemerkt worden, das Holz grün, und noch nicht ganz trocken ist.

Der Holzhauer muß auf der Seite, wo der Baum hinfallen soll, eine starke Kerbe einhauen, damit der herunterfallende Theil in den stehen bleibenden nicht einreiße, oder wenigstens dessen Rinde losspalte, und durch eine so unschickliche Verwundung ein Nachtrocknen der Eiche verursache. Es kann auch der Holzhauer ein langes mittelmäßig dickes Seil bey sich führen, solches an dem Gipfel des Baumes befestigen, nachher, wenn er tief genug gehauen zu haben vermeinet, herunter steiget, und den Zopf gar leicht dahin ziehen kann, wo er hinfallen soll. Ist dieses geschehen, muß der Holzschläger den Stamm oben mit seinem Beile ganz glatt und eben machen; so wird der Ort, dafern anders im Grünen, und nicht im Trocknen gehauen worden, bald zuheilen. Wird es hingegen oben ungleich gelassen, so setzt sich das Regenwasser in den Höhlungen, und kann den Bäumen eine Stockung oder den Schwamm zuziehen, weßhalb es nöthig ist, daß der Hieb etwas schief geführet werde, um das Ablaufen des Wassers desto gewisser zu befördern. Den gekappten Eichen müssen nothwendig Aeste und Zweige gelassen werden; so wie es, obbeschriebener Maßen, seinen guten Grund zur Erhaltung und Verjüngung des Baumes hat, daß das Abhauen ganz nahe über einem gesunden Aste geschehen müsse. Wollte jemand mit alten Eichen, wie mit Weiden oder Rüstern umgehen, und ihnen, nebst den Gipfeln alle Zweige glatt hinweghauen, der würde meistens ganz vergebens auf ihr Wiederausschlagen warten müssen. Indessen läßt sich

doch

doch aus Erfahrung sagen, wenn jemand von alten gesunden Eichen Holz haben will, kann er gar wohl die Aeste sämmtlich, oder so weit ohne Gefahr zu kommen ist, abhauen lassen. Es muß aber durchaus nicht dichte am Stamme geschehen; und hiernächst müssen den stehen bleibenden Aesten, noch ein oder das andere Seitenreis gelassen werden. Man findet öfters auf alten Eichen sehr verworrene und krumm gewachsene Aeste. Werden letztere nun abgekappet, so zwinget man sie neue Triebe zu machen, aus welchen Aeste entstehen, die gutes Geschirrholz in der Wirthschaft abgeben können.

Man sieht leicht ein, daß das jetzt erwähnte Abkappen der Eichen nicht zur Saftzeit im Frühlinge oder Sommer, sondern zeitiger oder im späten Herbste vorgenommen werden müsse. Wenn das Laub um Martini abfällt, da kann das Verjüngen des Eichenwaldes anfangen, und in der Fastenzeit damit der Schluß gemacht werden.

Der Nutzen, die Eichen also zu behandeln, ist dieser: 1) Man rettet die alten Eichen von der gänzlich zu befürchtenden Vertrocknung an solchen Stellen, wo man noch Wald haben, und damit Schutz den neu ausgesäeten oder verpflanzten Eichen verschaffen will. 2) Da die Eichelmast manches Jahr viel einbringt, erhält man nicht nur seine fruchtbare Bäume, sondern vermehret noch dazu ihre Fruchtbarkeit von Jahr zu Jahr. 3) Man gewinnet viel Brennholz, sowohl zum Verkaufe, als eigenem Gebrauche; und da die Zweige der behauenen Eichen, oder ihrer Hauptäste, desto stärker nachwachsen, so wächst dem Eigenthümer immer wieder neues Holz zu, daß dieser Nachwuchs binnen 10 bis 15 Jahren eben so viel betragen kann, als das Eichkappen vorhin ausge-

macht hat. 4) Endlich können auch alte Eichen oder Eichwälder in der Nähe eines Orts seyn, welche als Gewitterableiter beyzubehalten und zu dem Ende zu verjüngen sind, bis junge Eichen so weit herangewachsen sind, daß sie der alten Stelle ersetzen können. Von diesem Hauptnutzen aber werde ich zuletzt noch ausführlich reden. 5) Wenn zuletzt einige dieser gekappten Eichen sich nicht mehr verjüngen, und vollends ganz dürre werden wollten, so sind sie dennoch, wenn sie nur nicht inwendig rothfaul sind, eben so gut, als grüne Eichen zu gebrauchen. Ihr Kern ist nämlich ganz beinhart und fest geworden, obgleich der Splint weiß und mulmig ist. An solchen alten Eichen ist auch überhaupt sehr wenig Splint, an manchen wird er kaum 2 bis 3 Zoll stark seyn, daher sie nicht nur zu Nutz- sondern auch zu Feuerholz dauerhaft und fest genug seyn können. Hievon muß man aber die sogenannten eisklüftigen Eichen größtentheils ausnehmen. Die Eiche pflegt nämlich, wegen ihres, aus der Tiefe und Oberfläche durch die Wurzeln, häufig eindringenden Nahrungssaftes, im Winter bey starker Kälte leicht zu erfrieren, wiewohl auch andern Theils ihre innerliche starkschwefelige Substanz sehr vieles dazu beyträgt. Es erfrieret zwar deßhalb nicht der ganze Eichbaum, sondern er wird nur zu besonderm Nutzen untauglich, indem in den meisten von dergleichen Bäumen der Kern zerberstet und anreißt; wenige sind es, welche durch den Splint und Rinde durchaus aufspringen. Einen solchen Schaden nennt man nun eißklüftig oder Waldrisse. Der Baum bleibt in seinem Wachsthume, und grünet noch sehr lange Jahre hindurch, ohne zu verdorren. Ob auch schon einige Eichen vom Froste also gerühret werden, daß sie durch den Splint und die Rinde hinaus aufspringen, so überläuft doch der alljährige neue Nahrungs-

saft

saft diesen Spalt wieder, heilet ihn äußerlich zu, und setzt neues Holz, auch eine Bastrinde darauf an; inwendig, oder unter dieser neuen Bedeckung aber, bleibt der Riß beständig offen. Dergleichen schadhafte Bäume kann man gar deutlich wahrnehmen, weil diese Aufsetzung des neuen Holzes und der Bastrinde, auf einem solchen Waldrisse wie ein erhöheter Rücken liegt. Die inwendigen und verborgenen Waldrisse oder Eisklüfte aber betriegen den Käufer gar öfters. Wenn er etwa davon Bretter, Dielen, Pfosten u. d. gl. daraus zu machen gedenket; so geht ihm, wo der Waldriß ist, ein ziemliches von dem Nutzen ab. Zuweilen gehen auch mehrere Waldrisse durch den Baum, übers Kreuz, auch schief über einander weg; da ist ein solcher Baum vollends zu gedachten Stücken ganz und gar unbrauchbar, besonders bemerkt man an sehr vielen dieser Waldrisse, daß sie, wie der Diameter eines ganzen Zirkels, gerade quer durch des Baumes Centrum dringen. Findet man nun beym Abkappen des Zopfes gedachte Beschaffenheit, so öffnet man dem Regen so sehr das Ein- und Herabdringen in das Innere des Eichbaums, daß dadurch sein Abnehmen und Entkräften noch mehr beschleuniget wird. Dieserhalb müssen dergleichen Bäume entweder nur gleich, oder nicht lange nachher ganz abgehauen, und zu solcher Absicht bemerket werden. Wollte man ja aus besondern Ursachen eine solche eisklüftige Eiche doch stehen lassen, so müßte man mit einem kleinen Löffelbohrer von Distanz zu Distanz einbohren, um zu sehen, wie dasjenige beschaffen ist, was derselbe herausbringt, sodann aber solche so weit abzukappen, als gesundes Holz gefunden wird.

Daß die Rinde der Eichen nebst den zarten Reisern derselben, wenn sie zerschnitten, und in einer Mühle klein gemacht werden, zur sogenannten Gärberlohe zur Zubereitung des Leders gebraucht werde, ist schon oben bemerket worden. Die Lohe von diesen Rinden wird auch zu Ballen gemacht, welche nachher getrocknet, und unter dem Namen Lohballen, Lohkuchen oder Lohkäse verkauft und zur Feuerung sehr gut gebraucht werden. Man pflegt auch wohl in den Blumengärten die Steige damit zu bestreuen, und damit eine Zeitlang das Grünwerden oder Aufschlagen des Grases zu verhindern. Auch hat man in neuern Zeiten den Sägestaub des Eichenholzes zur Bereitung des Kalbleders eben so gut, als die bisher dazu gebrauchte Eichenrinde gefunden.

Es ist nicht zu läugnen, daß, um Gärberlohe zu haben, hin und wieder unsre besten Eichenwälder sehr dünne geworden und es immer noch mehr werden. Es ist dieserhalb im 4ten Bande dieses Systems H. V. S. 352. ff. der Vorschlag geschehen, die jungen Eichen auf dem Stamme, wie solches mit Obstbäumen glücklich versuchet worden, abzuschälen, um von ihnen also zweymal, das erstemal auf dem Stamme, und zuletzt noch einmal beym endlichen Abhauen des Baums, Rinde, die eine der courantesten Waaren bey uns geworden ist, zu gewinnen. Ich ermuntere also die Eichenbesitzer zu diesem Versuche hiemit, und ersuche sie, um des gemeinen Bestens willen, den Erfolg davon öffentlich bekannt zu machen.

Es sind Gegenden, wo, weil die Fütterung bey ihnen knapp ist, die Eichen alle 5 bis 6 Jahre, zu Ende des Augustmonathes, oder, wenn es Steineichen sind, bis gegen das Ende des Septembers hin,

auch

auch um des Laubes willen zum Viehfutter geschneidelt werden. Es wird das Reisig mit dem Laube dem Rindviehe nach und nach vorgeworfen, welches dann das Laub rein absucher und abfrißt: oder aber man streifet das Laub selbst ab, und menget ihr Futter damit an. Eben ein so gutes Geäße ist es auch im Winter den Hirschen, wenn man das abgeschneidelte Reis mit dem Laube in Bündlein bindet, und solches an gewisse Oerter im Walde, oder in den Thiergärten, denselben hinleget. Sie suchen das Laub rein ab, und erhalten sich gut davon. Das entblätterte Reisig ist dennoch zur Feuerung gut zu gebrauchen. Daß das ausbrechende Laub aber von unsern Vorfahren bey den Pferden als eine sehr gedeihliche Frühjahrscur gebrauchet worden, ist bereits oben erwähnet worden.

Ohngeachtet mir hieherum in der Nachbarschaft Dorfschaften bekannt sind, wo zwischen den Aeckern alte starke Eichen stehen, deren abfallende Blätter jährlich mit untergepflüget werden, so habe ich doch niemals wahrnehmen können, daß auf der Seite, wo die Blätter vom Winde hingetrieben, und daselbst mit untergepflüget worden, das Getraide besser, als auf der gegenüberstehenden, und von Blättern leeren Seite gestanden hätte. So habe ich es seit vielen Jahren theils in frischem Sande, theils in schwarzer Moorerde immer gefunden, ja bemerket, daß da, wo eisenschüßige oder saure Erde gewesen, das Eichenlaub die Unfruchtbarkeit vermehret habe. Es werden jedoch in vielen geringen Gegenden die Eichenblätter zum Einstreuen in die Viehställe gebrauchet. Ihre Düngungskraft bekommen sie aber sodann von der Vermengung mit den Excrementen der Thiere. Es ist daher gut, daß die Blätter recht trocken ein-

gestreuet werden, damit sich die Feuchtigkeiten des Viehmistes desto besser hineinziehen mögen. Auch müssen die Blätter nicht vor sich allein, sondern mit Stroh vermengt eingestreuet werden, damit der Wind, wenn sie auf dem Felde ausgebreitet, und nicht alsbald untergepflüget werden, selbige nicht verwehen möge.

Daß die Eicheln für wilde und zahme Schweine die beste Mast in den Waldungen seyn, solches darf ich als eine überall bekannte Sache hier übergehen. Man findet aber im 6 St. des Hannöv. Magaz. v. J. 1765, die Behauptung eines Oberförsters, daß dem Hornviehe sowohl, als den Pferden und Schaafen, die Eicheln, sie mögen im Ganzen oder geschroten damit gefüttert werden, höchst schädlich seyn, weil deren innere Theile davon äußerst erhitzet werden. Nach dem Berichte des 20 St. eben desselben Magazins aber, hat ein oft angestellter Versuch den Nutzen und die Unschädlichkeit der Eicheln bey trächtigen sowohl, als bereits milchend gewordenen Kühen bewiesen, so wie besage einer andern Nachricht, an eben dem Orte, nahe bey Hannover, ein Ochse in 10 Wochen mit gestoßenen Eicheln und gutem Heu gemästet in Hannover in der Altstadt geschlachtet worden, welcher 500 Pfund gewogen hat, und dabey auch sehr fett gewesen ist. —

In Ansehung der Weidepferde, welche in den Wäldern den abgefallenen Eicheln sehr nachgehen, kann eben nicht gesagt werden, daß sie davon krank werden sollten. [illegible] werden dabey fett, und können sich, da sie zugleich im Freyen grasen, nicht davon erhitzen. Für Stallpferde werden eben nicht Eicheln gesammelt, da solche mit mehrerm Nutzen für andere

Haus-

Hausthiere verbraucht werden können. Immittelst würden die Eicheln den Arbeitspferden so wenig schaden, als wenig es in manchen Ländern bemerket wird, daß solches von Erbsen, wenn von solcher Frucht ein Ueberfluß vorhanden ist, geschiehet, ob man freylich wohl lieber Reit- und Kutschpferden, wenn sie in ihren Gliedern leicht und bewegsam zu erhalten, lieber Haber füttert. In dieser Absicht würde es freylich nicht ungerathen seyn, Ackerpferden allenfalls geschrotene Eicheln in Vermischung mit Haber, welcher die Erhitzung mindert, zu füttern.

Mit ungleich mehrerm Nutzen aber werden die Eicheln zur Mastung des Rindviehes im Stalle angewendet, da man solche zerstoßen oder geschroten unter den Hechsel, welcher mit geschrotenem Korne oder klein zerstoßenen grünen Sachen, als Kohl, Rüben, Ertüffeln und dergleichen vermischt ist, vorgiebt. Ja ich habe gesehen, daß in manchen Haushaltungen den Mastochsen und Schöpsen unzerstoßene Eicheln unter nur beschriebenem Futtermengsel mit Nutzen gegeben worden. Und eben so kann es mit Milchkühen geschehen, damit Milch und Butter keinen strengen Geschmack annehmen mögen, welches geschehen könnte, wenn die mit einem Stoßeisen zerstoßenen Eicheln ihr alleiniges Futter ausmachen sollten. Auch hat man gefunden, daß die Eicheln den Schaafen zur Lammzeit sehr zur Stärkung gedienet haben.

Unter dem Hausgeflügel sind es Gänse, Truthühner, auch Enten, welche in den Eichwäldern die ganzen Eicheln begierig verschlucken, und davon sehr fett werden. Man kann ihnen aber auch die gesammelten Eicheln auf dem Hofe und im Stalle vor-

werfen, nur muß man darauf sehen, daß ihnen dabey Wasser vollauf gegeben werde, weil sie dabey, als einem mehr hitzigen Futter, sehr durstig werden.

Auch die Hühner können mit den getrockneten Eicheln erhalten werden, wenn sie klein geschroten, ihnen in einem Troge, mit Spreu oder Kaff mit Wasser angesprengt, und zusammengerühret, vorgegeben werden.

Ob Tauben mit Eicheln gefüttert werden können? solches ist von mir und andern Oekonomen, so viel ich deren kenne, noch nicht versuchet worden. Da sie aber sich mit gekochten klein geschnittenen Ertüffeln gut ernähren lassen, so ist kein Zweifel, daß sie auch die klein gestoßenen Ertüffeln gern annehmen würden. Um sie daran zu gewöhnen, dürfte man nur in einem Troge auf dem Taubenschlage Hirse oder Leinsaamen darunter mengen, nachdem solches Gemengsel mit Wasser angesprenget und unter einander gerühret worden. Denn man kann es nicht erwarten, daß die Tauben die ganzen Eicheln verschlingen sollten, obschon Hr. Jacobi glaubt, daß die im Herbste gemachte Aussaat der Eicheln wegen der wilden Tauben sehr unsicher sey. Hr. Beckmann versichert dagegen, daß er bey seinem vieljährigen Holzsäen auch nicht ein einzigesmal bemerken können, daß die wilden Tauben den Eicheln nachgestellet hätten. Ich habe es gleichfalls niemals gesehen, daß die Feldtauben, wenn im späten Herbste, da sie doch wegen der auf dem Felde ihnen sehr abgehenden Aesung äußerst heißhungrig sind, auf dem Hofe den Truthühnern Eicheln vorgestreuet worden, solche nur hätten anrühren wollen, ob sie schon unter solchen umhergegangen, und auf dem Streuplatze im

Hofe

Hofe die Getraidekörner, oder die davon etwa übrig gebliebenen kleinen Sämereyen, zusammen gelesen haben. Nicht einmal haben die gemeinen Hofhühner und Kapphähne die Eicheln anrühren wollen, ohngeachtet die Truthühner und Gänse ihnen Nacheiferung gleichsam hätten erregen können. Ich muß aber auch hinzusetzen, daß die dem Federviehe auf dem Hofe vorgestreueten Eicheln niemals von der kleinsten Art gewesen. Denn von dieser Art sind die Eicheln nicht stärker oder dicker, als die sogenannten Pferde-Futter- oder Feldbohnen, welche von den dazu gewöhnten Tauben gern gefressen werden. Es würde daher noch erst zu versuchen seyn, ob die Tauben diese allerkleinsten Eicheln annehmen wollen, als in welcher Absicht man sie freylich eingesperret halten, und sie sehr hungerig müßte werden lassen. Denn bey oder neben anderm Futter werden sie schwerlich anbeißen.

K. Der größte Nutzen der Eichbäume.

Die Eichen können als die allernützlichsten Bäume aus dem Grunde geachtet werden, weil sie die Gewitter ableiten, und daher unsre Wohnörter, wenn sie an der rechten Stelle stehen, wider das Einschlagen der Gewitter sicher stellen. Hr. D. Krünitz schreibt in seiner Encyclopädie B. 10. S. 214. also: Die Eichen dunsten nebst den wälschen Nußbäumen, vor allen andern Arten von Bäumen, ungemein stark aus. Diese Dünste dienen der elektrischen Materie in den Donnerwolken zu Ableitern, und werden solcher Gestalt die Ursache, daß das Gewitter am häufigsten in die Eichen einschlägt. —

Hr.

Hr. Prof. Titius sagt hievon in dem Wittenb. Wochenbl. v. J. 1774. S. 292. f. das nämliche mit mehrerm. Nachdem er die Ursachen vom Einschlagen der Gewitter in die Scheunen und Viehställe auf dem Lande in der Ausdünstung des frischen Getreides, des Heues, des Mistes u. s. f. gesetzet; so fährt er fort also zu schreiben: Was durch das frische Getraide und dessen Ausdünstung geschiehet, das entsteht mittelst der Wälder und andrer großläubichten Bäume aus der Erde allein. Es können negative (nicht oder weniger elektrische) Wolken, die über einen Wald voll großblättriger Bäume weggehen, zu Schlägen Gelegenheit geben. Denn aus den Spitzen dieser Bäume, besonders aus den scharfen Ecken der obern Blätter, erhebet sich das elektrische flüssige Wesen ganz sanfte, und wird aufwärts nach der negativen Wolke gezogen, in deren Annäherung sich endlich der elektrische Stral oder Blitz erzeuget. Eine solche Ausdünstung nach aufwärts beweisen die aufgerichteten Stangen, die Thurmspitzen, die metallischen Spitzen auf den Geländern mancher Thürme, aus denen man vielmals zur Nachtzeit Lichtbüschel herausfahren sieht. Und ich zweifle nicht, man dürfte auf den nassen Spitzen der obern Blätter auf hohen großlaubigten Bäumen, zumal in Wäldern, dergleichen Scheine ebenfalls vorfinden. Denn eben diese zu starke Anhäufung der elektrischen Flüssigkeit in dem Baume aus der Erde, und die Annäherung derselben gegen unelektrische Wolken, sind Ursache, daß der Blitz gemeiniglich durch solche hohe Bäume in die Erde schlägt; zugleich aber auch mit den Baum trifft, und ihn vielfach zerschellet. Wilson gedenket in der Abhandlung vom Bewahren der großen Gebäude vor dem Blitze (Philosophic. Transact. Vol. 54. Art. 55.) eines Briefes vom Capitain

pitain Dibden aus Virginien v. J. 1763, worinnen er ihm meldet, daß der Blitz in den amerikanischen Wäldern am häufigsten die Eichen treffe, wenn gleich die Fichten daselbst viel höher, als die erstern wüchsen, ja er habe angemerket, daß in solchen Waldungen, wo derselbe irgend noch in Fichten geschlagen, er niemals eine Eiche unter den Fichten angetroffen habe. Er glaubet, die balsamige und ölichte Materie der Fichte widerstehe dem Einschlagen; oder besser zu sagen, der harzigte Saft der Fichten ist an sich elektrisch. Es kann daher die Fichte von der aus der Erde in den Baum eintretenden elektrischen Flüssigkeit nicht so angehäufet werden, als ein andrer unelektrischer Baum, dergleichen die übrigen wassersaftigen Bäume alle sind, und vornehmlich die großblätterigen, als durch welche die angehäufte Materie nicht nur in größerer Quantität nach aufwärts ausströmen kann, sondern auch der Blitz durch die aus Wasserröhren bestehende Rinde dieser Bäume am schnellesten wieder abwärts läuft, und sie meistens zerstöhret, ohne eben die Holzfasern anzugreifen. Die nämliche Ursach ist, warum auch der Blitz fast niemals in Bienenkörbe und in Bienenhütten einschlägt. —

Man muß aber die Eichbäume vielfältigen Erfahrungen nach als Ableiter der Gewitter so ansehen, daß sie auch nach Beschaffenheit der Localität wirklich unsre Wohnörter wider das Einschlagen schützen, ja sogenannte Wetterscheiden abgeben können. Obgedachter berühmter Naturforscher schreibt von solchen Wetterscheiden im Wittenb. Wochenbl. v. J. 1776. S. 343. f. also: Das Gewitter pfleget sich in die an Häuser, Thürme u. s. w. angebrachten Metallspitzen, die in die Erde oder Wasser geleitet werden, zu ent-

entladen. Hr. Gude, der hievon einen schönen Tractat geschrieben, zweifelt aber daran, ob diese Verrichtungen von Ableitern die gewissesten und sichersten Dienste in Entladung der Gewitter thun, ist aber gegentheils doch in der Gewißheit, daß diese metallene Spitzen, wenn sie gleich den Ort unter gewissen Umständen nicht schützen, doch auch sicherlich den Wetterstrahl nicht herbey ziehen. Die Natur hat inzwischen viele dergleichen Ableiter, die für den Erdboden sehr nützlich sind. Alle Gebirge und hohe Gegenden leiten den Blitz an sich; sie zertheilen oftmals das Gewitter, aber sie nehmen auch die ersten Schläge desselben auf. Alle Holzungen, alle Gewässer, alle weite sumpfigte Strecken u. s. w. sind mit ihren überliegenden Dünsten und Dampfseulen solche Ableiter, in welche die Elektricität der Gewitter entweder still übertritt, oder sich mit Blitzen an ihm ausladet. Und hieraus entsteht der Begriff von Wetterscheiden, welches solche Oerter auf der Erde sind, welche die Gewitter abweisen. Die Gewitter schütten das Uebermaaß ihrer Elektricität bey solcher Gegend entweder aus, und vergehen ganz; oder sie spalten sich über und an ihnen, und gehen seitwärts vorbey, setzen sich aber durch die an diesen Stellen in ihnen vorgehende Veränderung wieder mit dem Aether der anliegenden Luft, und folglich mit ihrer Elektricität ins Gleichgewicht. Denn dahin gehen alle Ausladungen der Gewitter durch Blitze, und alle stille Ableitungen. Das Abstoßen der Gewitter geschiehet an diesem Orte dadurch, daß über und um ihm eine oft unmerkliche Dampfsäule von gleichartiger Elektricität mit der Wolke sich befindet, und in diesem Falle geht das Gewitter vorbey, wird getrennet, oder seitwärts abgetrieben. Oder aber, die Dampfsäule hat mit der Wolke entgegen gesetzte Elektricität,

tät, und in diesem Falle erfolget eine Anziehung des Gewitters und Ausladung desselben. Auf beyde Arten scheidet und zertheilet ein solcher Ort das Gewitter. Ueber diese Ausladungen und Abweisungen hat man aber einige gar brauchbare Erfahrungssätze: Nämlich die Gewitter sind in den Gebirgen am stärksten und anhaltendsten, sie schlagen gern in großlaubichte Bäume, und überhaupt in alle hohe Körper, die in ihre Atmosphäre, oder in der Nähe davon, kommen; sie sind in sumpfichten, waldichten und wasserreichen Gegenden am häufigsten, und werden meistens dahin getrieben, daher man es gemeiniglich siehet, wie gern die Gewitter dem Laufe eines Flusses nachgehen; sie schlagen gern in volle Scheuern, in frische Heuboden und Viehställe, u. d. m. Sagt aber endlich obbelobter Naturlehrer: Ist in einem Dorfe der Kirchthum ein guter Ableiter, so bewahret derselbe öfters dasselbe vor vielen Gewitterschäden, und es ist von vielen Städten ein gleiches zu glauben, wo man sich nicht entsinnen kann, daß es eingeschlagen habe; so weiß ich in meiner Gegend hie herum doch Dörfer, sowohl im Preußischen als Sächsischen, deren Thürme gar nicht hoch und von keiner solchen Bauart sind, daß man sie für gute Ableiter halten könnte, doch von jeher blos und allein von den umher befindlichen Eichen wider das Einschlagen der Gewitter beschützet worden. Ich will aber bey dieser Gelegenheit doch die Landesobrigkeiten, ihre Collegia, Policeyaufseher, wie nicht weniger die Kirchenpatronen, auf die Kirchenthürme der Dörfer besonders, die keine solche Feueranstalten wie die Städte haben können, auch wegen der Stroh- oder Rohrdächer sowohl, als wegen der in den Dörfern befindlichen mit Stroh und Heu angefüllten Scheunen und Ställe beym Einschlagen der Gewitter fast nie zu

retten

retten sind, mehr Achtung sowohl bey Erbauung der neuen, als Reparatur und Erhaltung der alten zu haben ersuchen. In Ansehung der letzten fängt man an, in einigen Gegenden zur Ersparung der Kosten, sogenannte kurze Kappthürme zu erbauen, und die hohen abzutragen, wenn sie baufällig geworden sind. Die hohen über alle Dorfgebäude hervorragenden Thürme waren ehedem die Gewitterableiter für das ganze Dorf. Nimmt man ihnen solche, so nimmt man ihnen ihre Schutzwehre wider den Blitz. Stellt man die Dörfer dem Blitze blos, was hat man denn gespaart? Dem Landesherrn und Unterthanen verbleibt an solcher, in gewisser Absicht gut gemeinten, Spaarkunst der Schade. Jener muß Geld heraus langen, wenn er sein abgebranntes Dorf wieder hergestellt haben will, und muß obendrein Remiß geben; der Unterthan verliert sein Vermögen, und muß Zeitlebens klagen und sagen: Warum hat denn nun eben erst mich und meine Consorten das Feuer vom Himmel um das Meinige gebracht, ein Unglück, das in unsern Tagen zum erstenmal unsern Ort berühret, und wovon unsre Väter nie was erfahren haben? Denn man muß wissen, daß das Einschlagen der Gewitter auf den Dörfern seit den 4 ersten Dekaden dieses Jahrhunderts zwey- bis dreymal häufiger geworden ist, als vorhin, und noch häufiger werden wird, wenn man fortfähret, den Dörfern die hohen spitzigen Thürme wegzunehmen, oder ihnen bey neuen Bauen solche zu geben, die nicht als gute Ableiter anzusehen sind. Für Dorfkirchen sind aber diejenigen simpeln Thürme, wie man sie vielfältig aus den mittlern Zeiten her siehet, zu solcher Absicht die besten, so wie sie auch die dauerhaftesten sind, welche gleichsam nur aus 2 Körpern bestehen. Der untere Theil, in welchem die Glocken

hän-

hängen, massiv, oben in einem gemeinen deutschen Ziegeldache sich endigend, und darüber, auf der Mitte desselben, der dünne, in eine Spitze zulaufende, ganz mit Schiefersteinen gedeckte Thurm, welcher etwa den dritten Theil der ganzen Thurmhöhe, oder etwas weniger gemeiniglich ausmacht. Ueber den metallenen Knopf läßt man noch eine Spitze von Eisen hervorragen, und je länger diese ist, desto besser ist es. Gemeiniglich haben die alten Thürme dieser Art über den Knopf, zur Zierde ein Kreuz, woran der vierte Theil desselben, die gerade in die Höhe gehende Spitze ausmacht. Es sind aber doch diejenigen Spitzen über den Thurmknöpfen vorzuziehen, welche mit Stufen, die immer mehr abnehmen, über den Knöpfen hinausgehen, und sich zuletzt in einer simpeln proportionirten Spitze endigen.

Zuvor hatte ich gesagt, daß das Gewitter zu unsern Zeiten weit häufiger, als ehedem auf dem Lande, zum Theil auch in den Städten einschlage, wie solches besonders aus der Zusammenhaltung der neuern und ältern Stadt- und Creysgeschichte erwiesen werden kann. Und hievon müssen wir, außerdem, was von Thürmen so eben gesagt worden, die Schuld hauptsächlich auf den Abgang der Eichbäume legen, welche in ältern Zeiten die meisten Dörfer, zum Theil auch Städte, wider das Einschlagen der Gewitter schützten. Ich habe seit 20 Jahren einen Bezirk von 4 Meilen um mich herum, mir zum Augenmerke genommen gehabt, und zähle seit solcher Zeit darinn 4 Städte und 10 Dörfer, welche nach dem Abgange ihrer Eichbäume von der Wetterseite her besonders (dieses ist bey uns die Abendseite, von welcher bey uns die meisten Gewitter herkommen) durch das Einschlagen Feuersbrünste erlitten haben, wovon ihre

Vorfahren ganz frey gewesen waren. Unter solchen Oertern sind so gar einige, die seit 30 Jahren drey- und mehrmal vom Einschlagen zu leiden gehabt haben, und es können in dem besagten Bezirke manche Oerter seyn, die meiner Aufmerksamkeit entgangen sind, weil der Blitz nicht gezündet, oder beym Zünden kein großer Schade, der viel Aufsehens oder Redens davon hätte machen können, geschehen ist. Fällt manchem bey diesem oder jenem Orte, der in unsern Tagen dem Einschlagen mehr als vordem ausgesetzet ist, ein, daß er doch noch hie und da einige Eichen habe, oder daß bereits junge nachgepflanzet worden; so muß ich dagegen sagen, daß dieß eben das Unglück solcher Oerter sey, daß die Eichbäume nicht mehr in der Menge und Nähe beysammen, nur noch hie und da einzeln, und in zu großer Entfernung von einander, oder vom Orte selbst stehen, und die jungen nachgepflanzten Eichen noch zu schwach und niedrig sind, um bereits tüchtige Wetterableiter abgeben zu können.

Müssen uns nun solche Beobachtungen belehren, den Eichen unter allen Bäumen den Vorzug einzuräumen, und ihre Anpflanzung aufs möglichste zu besorgen; so ist die Frage, wie wir selbige so in der Nähe unsrer Wohnörter setzen sollen, daß sie uns zur Schutzwehre wieder die Gewitter dienen können?

Will es die Lage eines Orts irgends verstatten, so ist es sehr zu rathen, solchen ganz umher mit Eichen einzuschließen, weil, obwohl nur selten, von allen Himmelsgegenden her uns Gewitter überziehen können, oder, wenn ein Gewitter abgewiesen worden, sich solches hinter einer Wetterscheide wieder zusammen ziehen, und schädlich werden kann. Will es aber die besondere Lage, oder ein andres Hinderniß

nicht

nicht verstatten, so sollten wir doch überall die Abendseite decken. Denn bey uns ist der Westwind der gemeinste, weßhalb unsre meisten Gewitter von diesem Winde geleitet, auch fast immer aus dem Abend gegen uns anziehen.

Da aber besage der vorhergehenden Theorie das Gewitter gern in die Eichen einschlägt, so würden sie leicht Gefahr bringen, wenn sie allzunahe an Gebäuden stünden. Man würde daher ihren Abstand von letztern überall auf 50 Fuß wenigstens anzunehmen haben. Kann man aber mit Hrn. Guden annehmen, (S. dessen gekrönte Abhandlung von der Sicherheit wider die Wetterstrahlen, Gotha 1774.) daß die Gewitter sich durch den Blitz, wenigstens auf 100 Ruthen weit entladen, so folget daraus, daß die Oerter, welche Sicherheit vor dem Einschlagen der Donnerwetter suchen, ihre Ableiter, die Eichen, in der Stellung haben müssen, daß sie in solchem Raume eingeschlossen seyn können, als welches bey Dörfern und nicht großen Städten gar wohl möglich zu machen ist. Hätte man nun aber sich nach diesem Maaßstabe bey Anpflanzung der Schutzeichen zu richten, so würde es die Gelegenheit eines jeden Orts an die Hand geben, ob solche Bäume in zwey, vier, oder mehrern Reihen anzusetzen wären. Zu Anfange könnten die Eichen in jeder Reihe enge, etwa 10 Fuß weit von einander angesetzet werden, um nur bald einen dichten Creyß um eine Ortschaft oder Stadt zu gewinnen, da denn in der Folge, je mehr die Eichen höher werden, eine um die andere weggehauen werden kann, damit die stehen bleibenden im Fortwachsen und Umherbreiten der Zweige nicht gehindert werden. Leidet es aber die Lage des Orts, so wird für seine Sicherheit am meisten gesorget, wenn ein ganzer

Eichwald um oder neben ihm, nach der Wetterseite zu, angeleget werden kann. Am glücklichsten aber ist die Lage des Orts in einer Tiefe, wenn Anhöhen vor ihm sich befinden. Denn dergleichen mit Eichen besetzte Anhöhen können die besten Wetterscheiden abgeben. Eichen aber sind in unsern nördlichen Gegenden dem wälschen Nußbaume überall vorzuziehen, weil dieser in kalten Wintern und Frühjahren so leicht bey uns erfrieret. Hat man aber irgendswo bereits einen Eichwald zur Schutzwehre vor sich, so muß man ihn aufs längste erhalten, und den Abgang einzelner Eichbäume durch Nachpflanzung junger Eichen beständig ersetzen. Gesetzt auch, daß der ganze Wald anfinge, abständige Eichen zu zeigen, so bediene man sich der oben angepriesenen Methode, die alten Eichen zu verjüngen, und diese nicht eher abzuhauen, als bis die nachgepflanzten jungen Eichen bis zur Höhe der alten herangewachsen sind.

Ich glaube nun alles gesagt zu haben, was uns die Anpflanzung und Vermehrung der Eichen höchst interessant machen muß. Die Erfahrung lehret aber, daß selbige nirgends besser, als durch die Hände eigends angestellter Holzplanteurs, von statten gegangen ist. Ohne sie werden Stadt- und Dorfgemeinden, Kämmereyen und Guthsbesitzer wenig ausrichten. Sie sind, wie für alle Holzvermehrung überhaupt, also besonders in Ansehung des Eichenpflanzens fast unentbehrlich. Ich will daher hier sogleich einen überall brauchbaren Entwurf der Geschäffte eines Planteurs beyfügen.

L. Entwurf der Geschäffte eines Holzplanteurs.

1) Solle er uns, vermöge geleisteter Eydespflicht, getreu und gewärtig seyn, unsern Schaden warnen und wenden, Frommen und Nutzen schaffen, und nachfolgende Regeln in Obacht nehmen, ꝛc.

2) Alles dasjenige, was ihm, in seine Verrichtungen einschlagenden Sachen, von unserer Rentkammer, und von Oberforstamts wegen, anbefohlen wird, unverweigerlich, mit gebührendem Fleiß und Sorgfalt unverdrossen bewerkstelligen.

3) Unsere Forstordnung insbesondere sich bekannt machen, derselben sodann nicht nur vor seine Person nachleben, sondern auch mit allem Fleiß, so viel an ihm ist, dahin sehen, daß in unseren Waldungen keine Unordnung, Unmaaß und Verwüstung vorwalte.

4) Woferne er bemerken würde, daß in jungen Häuen, Pflanzstäten und Gehegen wider das Verbot gegraset, Vieh gehütet, Reisich, Spitzruthen, oder Aerndtewieden geschnitten, Bast geschälet, Laub gestreifet, von Fuhrleuten neue Wege gemacht; desgleichen die Braunraitel oder Laßreiser und Saamen-Bäume beschädiget, wilde Obstbäume ausgegraben, oder auch Forstgräben eingehauen worden ꝛc. soll er solche und dergleichen Holzverwüster und Forstfrevler dem Oberforstamt jedesmal getreulich anzeigen, und sich auf keine Weise weder durch Bedrohung noch Geschenke und Eigennutz davon abhalten lassen.

5) Um sich in allerhand Vorfallenheiten nöthigen Bescheids erholen zu können, soll er, Holzplanteur, sein Anverlangen demjenigen Forstbedienten, in dessen Huth oder Revier er jedesmalen seine Geschäfte angewiesen findet, zuerst entdecken, welcher es seinem Oberforstamt richtig vorzutragen, und dieses an Unsere Rentkammer zu weiterer Verfügung zu berichten hat. Es soll aber

6) Unser Holzplanteur nicht nur auf denen ihm jedesmalen besonders angewiesenen Forsten recht Revierkundig sich zu machen suchen, sondern auch in solchen Jahreszeiten, wo bey dem Plantagewesen nichts vorträgliches zu unternehmen stehet, in den angränzenden Forsten sich also umsehen, und davon Kundschaft einziehen, damit er nach und nach die Climata und Landesarten die verschiedene Erd- und Holzarten und den Wuchs derselben kennen lernen möge.

7) Und gleichwie derselbe auf alles zu merken hat, was zur Verbesserung und Wiedererziehung und Arthaftmachung Unserer Waldungen nöthig und möglich, was dem Aufschlag und Anwuchs desselben nachtheilig seyn mag; wo etwa, wegen fernerweitiger möglicher Anziehung einer gewissen Gattung Holzes Unserm Interesse am meisten gelegen, oder der Nothdurft der Bewohner solcher Gegend am besten zu statten zu kommen wäre; wie den verdorbenen und verbissenen Schlägen, oder solchen Oertern, wo nur einzeler Anflug und Aufschlag vorhanden, wieder aufzuhelfen seyn möchte, u. s. w. so soll er auch seine hierüber gemachte Bemerkungen und Vorschläge dem Oberforstamt entdecken, damit dieses mit Unserem Rentkammer-Expeditionsrath, die nöthigen Berath-

rathschlagungen gemeinschaftlich darüber anstellen, die besten Maaßregeln ergreifen könne und solle, wie Unsere Waldungen im guten Stande erhalten, und die landesherrlichen Nutzungen daraus immer mehr zu verbessern seyn möchten.

8) Insbesondere soll er, Planteur, die ihm angewiesenen öden Plätze und holzleeren Gegenden nach ihrer Lage und der vorliegenden Erdart wohl untersuchen, und beurtheilen, welche wilde Baumart vorzüglich für der andern, in derselben fortkommen möge.

9) Sofort dieselbe zum Holzwuchs auf alle mögliche Weise, nach seiner ihm beywohnenden Wissenschaft und durch Erfahrung bestätigte Regeln, oder nach der etwa empfangenen Vorschrift, zu bearbeiten und anzubauen suchen.

10) Damit aber die Arbeiter und Handlanger, so ihm auf Verlangen und nach Nothdurft von dem Oberforstamt zugegeben werden, den angehofften Nutzen mit bewirken mögen: soll er darüber fleissige Obsicht tragen, sie wohl unterrichten, alle nöthige Handgriffe getreulich und ohnermüdet ihnen zeigen, damit in denen mancherley Arbeiten, mit Abräumen, Graben, Hacken, Schürfen, Stockroden, Ausstreuung und Unterbringung verschiedener Holzsaamen, Verpflanzen, u. s. w. nicht der kleinste Umstand vergessen, sondern alles ordentlich und der Natur gemäß, und ohne unnöthige große Kosten, behandelt werden möge. Und woferne

11) die erstbesagten Arbeiter (worunter auch Personen sich finden werden, die ihre verwirkte Strafen mit dergleichen Waldgeschäften abverdienen sollen,)

ihre Schuldigkeit nicht versehen, oder wohl gar vor der Zeit wegzulaufen sich erfrechen würden: so soll er, Planteur, diese und dergleichen Vorfallenheiten, sogleich dem nächsten Förster oder Forstbedienten, wie oben §. 5. verordnet, anzeigen.

12) Nachdem auch verödete und holzarme Oerter verfallen können, welche aus mancherley Ursachen nicht wohl besaamet, indessen aber doch bepflanzet werden mögen, oder auf welchen die Bepflanzung vor der Holzsaat ohnzweifelhaft einen Vorzug hat: so soll derselbe, um tüchtige Setzlinge, Pathen und Heisters (d. i. junge Eichen oder andere Bäume) zu erlangen, hier und da kleine Pflanzgärten anlegen, welche vorzüglich mit Eicheln und anderm guten Holzsaamen anzubauen sind.

13) Bis zu Erzielung solcher Heisters aber, aus Unsern Waldungen, wo es ohne Schaden derselben geschehen kann, aus Dickichten einzelne Setzlinge unter Beobachtung aller nöthigen Behutsamkeitsregeln ausziehen, und an waldlose Plätze, mit Vorwissen Unserer Oberforstämter, auf solche Art pflanzen, damit nach vorkommenden Umständen sowohl Busch- als Schlapwerk- und insbesondere gutes Bauholz daraus erfolgen möge.

14) Sollte er alle Jahr Sorge tragen, daß die vorfallenden Holzsaamen in guter Zeit und bey ihrer Reife eingesammelt werden. In dieser Absicht hat er seinem Oberforstamt die vorläufige Anzeige hievon zu machen, und ein gewisses Quantum von Saamen zu den vorliegenden Plätzen zu bestimmen, damit solches, weil nicht jede Arten von Saamen, alle Jahre in einer Gegend gerathen, anderwärts zu der-

derselben Einsammeln die Bestellung machen möge.

15) Indem aber auch der erste Grund eines guten Wachsthums in dem tüchtigen Saamenkorn liegt; so soll er anfänglich gedachtem Einsammeln selbsten beywohnen, den Arbeitern die deutlichen Kennzeichen eines guten Saamens, die leichteste Art solchen zu sammeln, und zu einigem Vorrath gehörig zu verwahren, anzeigen, und Unterricht davon ertheilen.

16) Es soll aber auch der Planteur in Zukunft seine Arbeiten so einrichten, daß die Plätze in Zeiten gehörig zubereitet, und so bald der darauf schicklich zu bringende Holzsaamen zeitig, und also die Natur solchen selbst auszustreuen verlangt, in die Erde gebracht werden könne.

17) Was zur Verwahrung solcher cultivirten Plätze dienet, (z. E. wenn Gräben aufzuwerfen, Häger und Zäune anzulegen, Heisters mit Pfählen, Stützen und Dornen zu beschützen,) fleißig besorgen, und die von ihm bepflanzten Oerter wohl warten, und der Gebühr nach pflegen, von Zeit zu Zeit visitiren, und die nöthige Ausbesserung vornehmen.

18) Wenn mit der Zeit in verschiedenen Forsten, dergleichen Pflanzstäte angeleget werden würden, soll er solche im Frühjahr und Herbst in Augenschein nehmen, und von dem Erfund Unserm Rentkammerexpeditionsrath mündlichen Bericht umständlich erstatten, welcher nach seiner besondern Obliegenheit zu Zeiten an Ort und Stelle sich verfügen, und nachsehen wird, ob hier und da Unsern heilsamen Verordnungen wirklich

lich nachgelebet, und das Plantagewesen mit Ernst betrieben werde.

19) Und weil in diesen Pflichtsverhaltungen nicht alles, was ihm, Holzplanteur, zu thun und zu lassen oblieget, so genau, nach der Sachen Erfordern, begriffen werden mögen: als soll er sich, Kraft Uns geleisteter Pflichten, in allen seinen Verrichtungen redlich und getreu erweisen, und in Dingen, die hierinnen nicht deutlich berühret, sich bey dem jedesmal ihm vorgesetzten Oberforstamt weitern Bescheid erhalten.

20) Vor diese Uns leistende getreue Dienste soll er, Holzplanteur, zu einer jährlichen Besoldung zu genießen haben, u. s. w.

Anmerkungen.

a) Es ist dieser Entwurf eines Etats, d. d. 7. Nov. 1762 für die fürstl. Hessencasselischen Länder aus der ökonomischen Encyklopädie hier ganz eingerücket worden, weil solcher als das Beyspiel einer sehr guten Pflichtbeschreibung anzusehen, und überall anwendbar ist. Denn wo der Planteur z. B. §. 5. u. s. f. an das Oberforstamt und dieses an die Rentkammer verwiesen wird, darf man nur für Städte den Magistrat, Kämmerer oder ein andres Rathsglied, dem die Aufsicht über die Holzungen anvertrauet ist, für die Dörfer aber die Guthsherren, ihre Verwalter, oder Dorfvorsteher überhaupt hinsetzen.

b) Man hat in manchen Ländern eigene, so genannte Creyßplanteurs angesetzet, die der Erwartung

tung bey weitem nicht genügen. Es läßt sich aus vorstehendem Entwurfe leicht absehen, woran die Schuld lieget. Wohl hauptsächlich daran, daß sie sich selbst zu sehr überlassen, und zu keiner Rücksprache mit einem besondern Vorgesetzten, der überall lokalische Kenntnisse hat; nicht an dessen Anweisungen, Beschauungen und Prüfungen ihrer Unternehmungen, folglich auch nicht an dienlichen Ermunterungen des Fleisses und der Treue verknüpfet sind.

c) Es ist nicht nöthig, daß z. B. eine geringe oder nur mittelmäßige Commune, einen schon ausgelernten oder so genannten holzgerechten Planteur, der keinen geringen Gehalt fordern würde, anstelle. Ein Taglöhner oder sogenannter Einlieger, oder Büdner des Orts, dem es nicht an Lust und Mutterwitz fehlet, kann sich gar bald zum Planteur qualificiren, wenn er nur wenige Anweisung, die ihm mancher Landgeistlicher etwa geben könnte, darzu erhält. In manchen Städten finden sich auch wohl dergleichen Leute, mit welchen man weit besser geht, als mit Jägern oder Förstern, die nicht immer holzgerecht, oder nicht mit genugsamer Lust zu Baumpflanzungen begabet sind, und mehr Neigung zur Jagd oder andern Geschäfften haben. Unter den Mittelmärkischen Städten, wo ich bekannt bin, hat es die Stadt Spandau in der Eichenpflanzung, mittelst eines eigenen Planteurs, vorzüglich weit gebracht, und es gereichet einem reisenden Holzliebhaber zur innigsten Wonne, in den Waldungen besagter Stadt die Menge junger, im besten Wachsthume befindlicher Eichbäume neben den Straßen anzuschauen,

oder

oder solche Pflanzungen innerhalb der Wälder sich zeigen zu lassen.

d) Guthsherren auf dem Lande werden leicht einen tauglichen Menschen zum Planteur finden, welcher ihre Vorschriften befolget, weil solcher hoffen kann, daß sein Herr seine Verdienste um die Holzvermehrung bemerken, deren eingedenk bleiben, und ihm oder den Seinigen, manches Gutes dafür noch in der Zukunft wird wiederfahren lassen. Mir ist ein Ritterguth ein paar Meilen von hier bekannt, dessen Besitzer einen alten holzgerechten Jäger hatte, der bis in sein spätestes Alter, unermüdet den Holzaufschlag in der Maaße vermehrete, daß das Guth hievon um viel tausend Thaler melioriret worden, und die Nachgelassenen des unlängst verstorbenen Planteurs, immerhin nun noch auf die Erkenntlichkeit des Guthsbesitzers zu rechnen haben werden. Bey bloßen Dorfgemeinden aber verhält es sich anders, nach dem alten Reime: Wer da dienet einer ganzen Gemeine, verdienet bey keinem Dank alleine. Fehlt es nun hieselbst dem Planteur an Aufmunterung des Fleißes auf dem Fuße des vorgedachten adlichen Planteurs, so wird es hieselbst, und auch in Städten, sehr wohlgethan seyn, dem Dorf- und Stadtplanteur ausser dem jährlichen Gehalte, für jedes Hundert oder Tausend bestandener Eichen oder anderer Laubbäume eines gewissen Maaßes, noch besondere Prämien auszusetzen, die ihm von Zeit zu Zeit, nach geschehener Beschauung der Bäume gereicht werden, und entweder in Gelde oder Naturalien bestehen könne.

e) Ei-

e) Einem Planteur mehr als einen Ort zuzutheilen, kann auf Rittergüthern sehr vortheilhaft seyn, weil er unter der Aufsicht und den Befehlen eines einzigen Herrn stehet. Bloßen Dorfgemeinen scheint es aber nicht rathsam zu seyn, wenn der Holzplanteur mehrere benachbarte Dörfer unter sich haben soll. Denn es würde schwer seyn, den Gehalt nach Zahl der Dörfer zu proportioniren, da sie nicht alle einerley Grund und Boden, nicht einerley Flächen- oder Revierinhalt, nicht einerley Holzarten haben können oder wollen. So kann auch der Planteur, da er mehrere Herren hat, leicht Partheylichkeit ausüben, und den einen Ort vor dem andern vernachläßigen.

f) Wenn die Holzvermehrung nicht an den benachbarten Oertern zugleich betrieben wird, so hält es sehr schwer, die jungen Bäume wider die Diebereyen zu beschützen, weil besonders das Nutz- oder Geschirrholz an den meisten Oertern zu mangeln anfängt, und doch unentbehrlich ist. Ich habe z. B. schon vor vielen Jahren die Anpflanzung der Eschen, weil sie unter allen Bäumen hieselbst am geschwindesten wachsen, nicht nur selbst unternommen, sondern auch durch mein Beyspiel und Zureden, viele Dorfwirthe zur Nachfolge gebracht. Weil wir aber Nachbaren haben, denen solches Holz gänzlich mangelt, und bey gleich guten, wenn sie Hand anlegen wollten, es doch eben so gut bey sich erziehen könnten, so geschiehet es öfters, daß wir unsre besten jungen Eschenbäume zur Nachtzeit heimlich abgesäget, und die von der Krone gleichfalls abgesägeten Stämme, fast Meilenweit fortgeschleppet finden, weil von solchen jungen Eschen

das

das so genannte Sensengerüste, welches auf provinzialisch auch Bockzeug heisset, gemacht wird. In solchen Fällen muß nun ein Planteur zugleich Flurhüter seyn, und sonderlich die jungen Pflanzungen wieder die Holzdiebereyen zur Nachtzeit verwahren.

8) Man siehet in vielen Ländern des nördlichen Deutschlandes, die Baumpflanzungen deßhalb so wenig von statten gehen, weil die auf den Feldern, besonders neben den Wegen und Hauptstraßen ausgesetzten Bäume von muthwilligen Kindern und mancherley loserm Gesindel so sehr beschädiget, oder gar abgehauen werden. Die Holzplanteurs müssen hauptsächlich auf dergleichen Frevler Acht haben, und solche ohne Ansehen der Person bey der Behörde anzeigen. Es müssen ihnen aber die Lehrer in Kirchen und Schulen mit Warnungen und Ermahnungen, die Landesedikte, welche dergleichen Unfug verbieten, nicht zu übertreten, fleißig zur Hand gehen. In den Schulen muß bereits den Kindern in Städten und Dörfern, frühzeitig Achtung gegen die Baumpflanzungen beygebracht werden, welches besonders bey Kindern männlichen Geschlechts erhalten werden könnte, wenn sie von ihren Lehrern nicht nur in der Baumzucht unterwiesen, sondern auch selbst mit dabey Hand anzulegen, angeführet würden. Hat es bisher seinen Nutzen gehabt, die Schulhalter zum Seidenbau anzuhalten, so würde es nicht weniger dem Staate vortheilhaft seyn, selbige auch zur Baumzucht, besonders auf dem Lande aufzumuntern. Manche Schuldienste sind schlecht, und sie könnten aus Schulcassen, wo deren im Lan-

de

de sind, so verbessert werden, daß Dorfküster, die sich auf die Baumzucht legen, und sich in den Stunden, in welchen sie nicht Schule halten, darinn hervorthun, eine Zulage ihres Gehalts erhielten. Ein Mittel, die Baumzucht eines Landes aufs geschwindeste eben so empor zu bringen, als solches, wie es am Tage ist, in vielen Ländern mit dem Seidenbaue sehr glücklich geschehen ist. Die Methode, wie solches am bequemsten anzufangen, ließe sich gar leicht an die Hand geben, wenn es der Raum hieselbst verstatten wollte. Man begnüget sich daran, hier nur den Wink dazu gegeben zu haben.

h) Hat ein Ort einen eigenen Holzplanteur, der die Pflanzungen auf den gemeinen Plätzen, Hütungen oder Viehtriften, neben den Heerstraßen u. s. f. besorget, so werden viele Wirthe, die theils ihrer Aecker- und Hausgeschäfte, theils ihrer Unerfahrenheit halber, davon abgehalten werden, gern mit dem Holzplanteur übereinkommen, daß er ihre Privatpflanzungen und was selbigen anhängig ist, auf ihrem eigenen Grund und Boden mit übernehme. Es hat z. B. das Allerleichteste in der Baumzucht, das Weiden- und Pappelnpflanzen, an den meisten Oertern zur Zeit noch gar schlechten Fortgang, weil die meisten Ackerbürger und Dorfwirthe es nicht recht, oder zu unrechter Zeit verrichten. Ein Planteur, der was dabey zu verdienen hat, oder nach der Anzahl der fortgehenden Weiden und Pappeln bezahlet wird, würde bald Weiden- und Pappelpflanzungen in erwünschter Menge in Bestand bringen, das Abkappen und das Schneideholz

aufs

aufs beste besorgen, Kaufmannsguth ausmitteln und dergl.

i) In Ansehung der Eichenpflanzungen hätte eine Commune, wenn sie zum geschwindesten in die Höhe gebracht werden soll, von ihrem Holzplanteur wohl das Gewisseste zu erwarten. In der vorhergehenden Theorie über die Cultur der Eichen ist nämlich gesagt worden, daß das Abraupen der jungen Eichen, wenn es unterlassen wird, der Beschleunigung ihres Wachsthums aufs äußerste zuwider sey. Wird man es nun wohl von Communen erwarten können, daß das Abraupen so geschehe, als es die Vorschrift darzu mit sich bringet? Wird es wohl, wie es bisher immer gewesen, wohl nicht gänzlich unterbleiben? Wird es aber nicht gewiß und auch recht geschehen, wenn dieß Geschäfte dem Planteur zur Pflicht gemacht worden ist? Ich übergehe andere nützliche Verrichtungen obstehender Theorie, die zur Pflege und Wartung einer Eichenpflanzung erfordert, und dem Fleiße, der Treue und Lobbegierde eines Planteurs überlassen werden.

2. Die Büchen.

Unter dem Namen der Büchen begreift man gemeiniglich die Rothbuche und die Weißbuche, ob beyde schon nicht unter ein Geschlecht gehören. Hr. D. Böhmer hat sie daher im Neuen Schauplatze der Natur, bloß um des Namens willen, nicht von einander trennen, und jene unter dem Namen Buche, die weiße aber unter dem Namen Hagebuche anführen wolle, daher wir gleichfalls bey diesen Namen verbleiben.

A. Die

A. Die Buche.

Wir haben von der Buche nur eine Art, nämlich die gemeine Buche, Rothbuche, Mastbuche, deren Frucht man Bucheckern bey uns zu nennen pflegt, Fagus syluatica Linn. In der Forstwissenschaft gehöret dieser Waldbaum zu den Laubhölzern, und ist einer der schönsten und nützlichsten einheimischen Bäume. Von diesem starken, hohen, dichtbelaubten Baume trift man in Europa und Canada ganze Wälder an. Die glatte Rinde ist bey jungen Stämmen graugrün, bey den ältern aschfärbig und weiß. Die Blätter haben eine eyförmige Gestalt, sind von mittlerer Größe, schöner grüner Farbe, am Rande ein wenig eingeschnitten, und wechselsweise an den Zweigen befestiget. Jeder Baum trägt zwar seine männlichen und weiblichen Blätter auf einem Stamme, jedoch von einander abgesondert, welche im May hervorbrechen. Die männlichen nämlich bilden ein rundes, an einem langen und dünnen Stiele hangendes blaßgelbes Kätzchen, das zur Befruchtung den nöthigen Staub liefert; die weiblichen erscheinen in glockenförmiger Gestalt, an ganz kurzen, gerade aufstehenden dickeren Stielen, welche sich nachher in eine stachlichte, und eigentlich in 4 Abtheilungen eingetheilte runde, spitzig zulaufende Fruchtkapsel verwandeln, in der die 4 dreyeckigten Saamenkörner ihre Reife im Herbst erhalten, und alsdenn Bucheckern, Bucheicheln, Buchnüßchen, in Niedersachsen aber Buchkörner (Nuces fagi) genennet werden. Das Holz ist in seinem innern Baue feste, im Gewicht schwer, und in der Farbe weiß und braun, daher auch einige diesen Unterschied für beständig halten wollen, und daraus zwo Arten gemacht, indem sie die eine die weiße oder Bergbuche, die andere die rothe oder Thalbuche genannt.

Hr. Ellis aber versichert, daß diejenigen Büchen weißes Holz haben, welche am äußersten Rande der Gehege, mithin frey an der Luft stehen, diejenigen aber, so mitten im Walde und im Schatten sich befinden, braunes Holz erhielten. Es ist auch bekannt, daß die Bäume, so an trocknen erhabenen Orten wachsen, weißes, die aber an abhängigen feuchten Orten stehen, braunes Holz haben. Wie denn auch die Blutbuche, (Fagus foliis rubentibus) welche im Schwarzburgischen befindlich, und durch Pfropfreiser auf andere Büchenstämme und in andere Pflanzungen gebracht worden, nur für eine Spielart zu halten, indem nach Hrn. du Roi Berichte, unter einer Anzahl junger, aus dem Saamen erzogener Stämmchen, nur einige roth, die meisten aber grün gefärbte Blättchen gezeiget. Wenn bey dieser Spielart die Blätter hervorgebrochen, sind sie hochroth, und erhalten gegen den Herbst eine schmutzige dunkelgrüne Farbe, die auch hin und wieder mit rothen Adern vermischt ist.

Der Boden, welchen die Buche vorzüglich liebet, ist ein leichter und schattichter Grund. Wir treffen daher die meisten Buchwälder gegen Morgen und Mitternacht, weil nämlich diese Lagen schattenreicher sind, als die gegen Mittag und Abend. Die Erfahrung lehret auch, daß die Büchen in einem sumpfichten Erdreiche nicht wohl oder gar nicht fortkommen. Sehr gut aber am Rande der Gräben und Teiche, als wovon ich selbst in meinem Garten die Probe gemacht. In hohen Gebürgen findet man selten Büchen, es sey denn in schattigen Gegenden; in ganz ebenem Lande sind sie auch selten; am Abhange niedriger Berge und Hügel aber wachsen sie am liebsten, wenn sie nur Grund genug haben. Da aber die Buche nicht, wie viele andere Bäume die Wurzeln

senk-

senkrecht in die Erde treibet, so ist ein 4 bis 8 Schuh tiefer Grund hinlänglich genug, die größten Bäume hervorzubringen. In gar zu trocknem und steinichten Boden wird das Holz zwar härter und weißer, aber auch im Wuchse langsamer, knorriger und ästiger. Es muß also zum glücklichern Wachsthume die Buche auf einem zwar leichten, doch etwas feuchten Boden angebauet werden, der auch sandig seyn kann, weil sie eben keine reiche oder fette Erde brauchet. Anfangs und die ersten 20 Jahre ist ihr Wuchs langsam, hernach aber und bis in das 120ste Jahr nimmt solche jährlich in ihrem Umfange und in ihrer Höhe nach einem beständig steigenden Verhältnisse mehr zu, und alsdenn soll sie ihre höchste Vollkommenheit erlanget haben. Die Kennzeichen eines gesunden und lebhaften Baumes sollen seyn, wenn die jungen Aeste einer Buche unter sich hängen. Diejenigen, so zu ihrer Arbeit das Buchenholz spalten, schätzen die Bäume hoch, die an ihrem Stamme der Länge nach Rippen oder Erhöhungen haben, welche sehr lange Schraubenlinien bilden. Bäume, deren Rinde auf der einen Seite braunroth, hält man für die schlechtesten. Es werden solche auch nicht von oben, sondern von unten abständig. Dieserhalb soll man auf den Fuß des Stammes sehen, wenn man die fernere Dauer beurtheilen will. Auch begegnet ihnen vielmals, wie den Eichen, das Schicksal, daß sie eisklüftig werden, und beym Froste der Länge nach aufbersten. Dieses geschiehet, wenn ein starker Frost nach vorhergegangener warmer Witterung einfällt, nachdem der Saft sich stärker zu bewegen angefangen hat. Die äußere Kälte ziehet die Gefäße zusammen, und dränget den mit Luft versehenen Saft auf eine Stelle, aus der er sich mit einem Schalle durch Gewalt einen Ausgang machet.

Bey der Anbauung der Büchen kömmt es auf 2 Fragen an: 1) Ob ein Ort schon von langen Zeiten her, mit dergleichen Holz bepflanzt ist, und also nur zu erhalten, und nach Abnutzung der alten Stämme mit jungem Anwuchse verjüngert werden soll? oder 2) ob man einen neuen leeren Platz zu einem Büchenwalde anbauen will?

Unsere Vorfahren hatten bey Verjüngerung eines alten Büchenwaldes den Gebrauch, daß sie nach gewisser Zeit, z. B. nach 20 bis 30 Jahren den ganzen Ort durchhauen ließen. Allenfalls nahmen sie die veralteten oder gar zu schlecht gewachsenen Stämme mit heraus; sie machten aber das junge Holz so dünn, daß auf jeden Morgen etwa nur 15 bis 30 Stück von den vermeintlichen so genannten Laßreisern, welche es jedoch öfters nicht waren, stehen ließen. Es mußte aber auf solche Art ein großer Theil des jungen nachwachsenden Holzes bey der so großen Ungleichheit der Oberbäume, oder sogenannten Ueberständer, unterdrückt werden, da von den jungen aus dem Samen aufgekeimten Pflanzen, alles bis auf die wenigen Laßreiser zu Stangen, Wellen und Wasen mit abgehauen wurde, und von ihm nur eine geringe Besamung erfolgte. Von diesen dünnen und biegsamen Reisern ging auch ein großer Theil wieder verlohren, indem sie entweder ganz krumm bis auf die Erde gebogen wurden, oder doch ihre Gipfel einbüßten, weil sie von ihrem bisherigen Schutze entblößt, jedem rauhen und heftigen Winde, dem Glatteise und der Last eines häufig fallenden Schnees ausgesetzt waren. So konnte ja auch bey dem Wiederwachsen derjenigen kleinen Bäume nicht viel herauskommen, die man abgestumpfet, und in Knüppel und Wasen geschlagen hatte. Denn die kurzen zurückbleibenden Stämme

me schlagen nur sparsam aus, die ausgebrochenen Zweige gelangen kaum in 10 Jahren zu einem frischen Triebe, die am Ende zum Theil krumm gewachsene Stämme liefern. Noch schlechter war die Wirthschaft, wenn im sechsten Jahre des Zuschlages Pferde und Schafe, und im 8ten, 10ten und 12ten alles Rindvieh in die Plätze getrieben, und somit die Laßreiser größentheils zu Grunde gerichtet wurden.

Noch weniger Vortheil war bey der Methode, den ganzen Ort auf lauter so genanntes Schlagholz zu richten, welcher bey jeder Hauung allgemein abgetrieben, und sich darauf 40 Jahre selbst überlassen wurde, da es doch der Erfahrung gemäß ist, daß die meisten Büchen, wenn sie schon ein Alter von 40 Jahren haben, gar ausbleiben. Dem einfallenden Glatteise und Rauhreife, den Sturmwinden und späten Frösten vermeinte man dadurch Einhalt zu thun, daß man einen solchen so genannten harten Ort allezeit von Mittag gegen Mitternacht, oder von Abend gegen Morgen anhauen ließ, um durch die stehen bleibende Wand, den neuen Anflug für die schneidenden Ost- und Nordwinde zu sichern.

Am allerschlechtesten aber war das Verfahren, da man dergleichen büchenes Schlagholz in noch geringere Reviere, und auf 15 bis 18 Jahre eintheilen ließ, und die jungen Stangen wieder abgehauen wurden, nachdem sie sich kaum von der vorigen Verwüstung zu erholen angefangen. Es mußten daher Stämme nach und nach gänzlich absterben, und der ehemals so schöne Büchenwald sich in ein Gebüsche von allerley Gesträuche, Hecken und Dornen verwandeln lassen.

Auch diese Methode ist für unvortheilhaft zu achten, wenn man die auf Bergen liegenden jungen Bü-

chenwälder, welche mit andern Holzarten sehr vermischt sind, nach der Berechnung, daß eine Buche im Ertrage an solchem Orte nutzbarer ist, auf einmal von allen fremden Hölzern reinigen will Die Büchen kommen in solchem Falle zu weit aus einander, können nicht recht gerade ausschießen, sondern es wird ihm durch die Umbeugung der Stämme von Schnee und Rauhreif zu viel Luft gemacht, daß zuletzt aus einem solchen Orte, der eine vortreffliche Dickung hatte, und das schönste Schlagholz versprach, eine mit leeren Stellen sehr vermischte schlechte Gegend werden kann. Wegen der Unterdrückung der jungen Büchen von gleich jungem fremden Holze darf man nicht ängstlich besorgt seyn, da jene andere Bäume zuletzt doch überwachsen, nachdem sie eine gewisse Anzahl von Jahren erreichet haben.

Aus allen vorhergehenden Gründen zusammengenommen, erwählte man eine bessere Methode, die weiter keinen Fehler hat, als daß der Eigenthümer eines Forstes gar zu lange dabey aufgehalten wird.

Man nahm nämlich einen wohl und dicht mit Büchen besetzten Ort, dessen Stämme größtentheils zwischen 80 bis 150 Jahr alt waren, und zwar in einem solchen Jahre vor, in welchem sich der Same reichlich zeigte, so daß die Büchen denselben auf den wegen des vielen Schattens vom Grase und Buschwerke befreyeten Boden, mit guter Hoffnung ausstreuen konnten. In den noch im Herbste mit Gräben umzogenen, und hiemit wider alles Eindringen des Viehes gesicherten Platz wurden die Schweine, aber nur zur Mittagszeit, oder gegen Abend, wenn sie sich schon an andern Orten satt gefressen, und keine andre Neigung mehr übrig hatten, getrieben, um nur nach den so genannten Mastmaden und knollichten

Erd-

Erdgewächsen zu brechen und zu wühlen. Auf solche Art sollte am Samen selbst wenig Abgang gespüret, bey dem übrig gebliebenen aber der Vortheil erhalten werden, daß er theils mit unter gewühlet, und dadurch gegen alle Beschädigung gedecket, theils aber ihm ein aufgelockerter Boden verschaffet werde. In dem darauf folgenden Winter wurden die Bäume bis auf den 10ten oder 15ten Theil gefället, und unter ihnen vorzüglich diejenigen, welche sehr starke Kronen und ausgebreitete Aeste hatten, und dadurch den Zugang der Sonne, des Regens, des Thaues und der Luft merklich hinderten. Dieses einzelne Anhauen wurde auch im 2ten, und in allen bis zum 10ten oder 15ten Jahre folgenden Wintern, nach eben dem Verhältniß fortgesetzt, so daß nach Verfließung dieser Jahre, der ganze Platz mit Samenpanzen hinlänglich bedeckt seyn konnte, und durch das Abhauen der hohen Bäume, ihnen zum guten Wuchse alle Freyheit und der erforderliche Raum gestattet war. Da aber nicht selten ein Frühjahr erscheint, in welchem der junge Büchenaufschlag im April oder May zu Grunde gerichtet wird, so ward in einem so strengen Frühjahre das Aushauen des Holzes so lange eingestellet, bis bey abermal einfallender Buchmast hinlänglicher Same gefallen war, und den sich nach und nach geäußerten Blößen gute Gelegenheit zum Nachwuchse gegeben wird. Die Erfahrung zeigte auch, daß auf diese Art, und weil in dergleichen Revieren weder Gras noch Moos aufzuschlagen die Freyheit hatte, von den sonst dem Samen so schädlichen Mäusen wenig oder nichts zu befürchten war, welche theils den Samen verzehren, theils die jungen Wurzeln abbeissen. Die jungen noch zarten Pflanzen behielten in den ersten Jahren, gegen starke Fröste und scharfe Winde, und gegen die brennende Sonnenhitze, noch

gute Bedeckung; die stärkern hingegen bekamen durch das einzelne Aushauen mehr Raum und Luft, und nach vollendeten Hauungsjahren war zugleich dem weitern Fortkommen des nunmehr gleichsam ganz neu erschaffenen Orts nichts weiter im Wege. Es zeigte sich zwar noch wohl nach und nach verschiedenes fremdes Holz darunter vermischt; dieses konnte aber nebst solchen Büchenstämmen, welche von stärkern entweder unterdrückt oder untauglich gewachsen waren, nach Verfließung von 15 bis 20 Jahren schon wieder weggenommen werden, weil es das Lohn bezahlte. Und eben dieses in Niedersachsen so genannte Durchbinden war in solchen zukünftig einfallenden Zeiten so lange fortzusetzen, als sich verdumpftes Holz vorfand, wodurch man in 40 bis 50 Jahren, wenigstens auf einen im Wuchse völlig gleichen, gesunden und untadelhaften Büchenwald rechnen könnte.

Man fand aber doch in der Folge, daß die Natur einige Beyhülfe verlange, und daß in gegenwärtigem Falle, die von dem Oberbaume mehrentheils senkrecht herabfallenden Samenkörner nicht hinreichend wären, den ganzen Ort ziemlich gleichförmig zu bestreuen. Man erlebte überdieß die vorhin erwähnte durch die späten Fröste verursachte allgemeine Verwüstung; man mußte einen großen Theil des Samens auf Vögel und Thiere rechnen, welche davon ihre Nahrung hatten, und öfters entdeckte man noch zu spät, daß in 5 bis 6 Jahren wenige Pflanzen aufgekommen, und die nach der Ordnung der Jahre entblößten verschiedenen Stellen eine Sammlung von unnützen Sträuchern, Kräutern und Gräsern waren. Um nun solchen Zufällen auszuweichen, blieb, da mit Pflügen und Graben in dem mit Wurzeln durchflochtenen Boden nicht fortzukommen war, nichts als

das

das Behacken mit Hacken oder Radehacken auf der ganzen Fläche des besagten Platzes übrig. Weniger kostbar war es hingegen, wenn jeder leere Platz in unzählig viel kleine Vierecke eingetheilet wurde, und man die daraus entstehenden vielen Kreuzlinien, auf einen Fuß breit, mit Hacken umarbeiten, und nachher mit Samen besäen ließ. Die Wurzeln der jungen Büchenstämme können in solchem lockern Boden sogleich unter und neben sich greifen, welches ihren Wuchs gleich im ersten Jahre sehr befördert. Die leer gebliebenen Vierecke werden nach einigen Jahren von den sich ausbreitenden Aesten völlig bedeckt, so wie sie, nach abgemähetem Grase, mit Birkensamen, der auf dem bloßen Boden zu Pflanzen aufkeimet, besäet werden können.

Endlich hat man bey einer noch neuern Methode sich dem Ziele der Sparsamkeit noch mehr genähert, die eine Anzahl zehn- bis zwölfjähriger Kinder ins Werk richtet, wenn ein jedes unter ihnen mit einer zugespitzten, und mit einem kurzen Stiele versehenen Hacke, nebst einer Schürze von Buchkörnern, versehen wird. Bey der Arbeit selbst werden sie auf folgende Weise in einem förmlichen Gliede aufgestellet, daß sie ziemlich geschlossen links ab, und Fuß vor Fuß gehen; bey jedem Fußtritt mit der rechten Hand eine Oeffnung in den Boden vermittelst der Hacke hauen, in diese mit der linken einige Buchkörner werfen, und so in einer Richtung fortfahren müssen, bis alle Blößen, oder sonst mangelhafte Oerter, mit dem nöthigen Samen hinlänglich versorget sind. Die Pflanzen werden solcher Gestalt ungefähr 6 Zoll horizontal, und 18 Zoll perpendikulair, aus einander kommen. Nur ist hierbey zu merken, daß die Kinder so dicht neben einander stehen, daß diejenige Oef-

nung, welche das zur linken Hand befindliche neben seinem rechten Fuße einhauet, von seinem Nachbar durch den linken Fuß beym Fortschreiten auch wieder zugetreten wird. Ist der Same vorher durch das Werfen mit der Schaufel, mit dem Winde, oder durch eine Wasserprobe ausgesucht worden, daß nicht leicht einige taubhülsige oder sonst schadhafte Körner zurückbleiben; so werden sie desto gewisser aufgehen, daß bey diesem Handgriffe nichts weiter, als die gewöhnliche Furcht wider die späten Fröste übrig bleibt, welchen man aber ein Gegenmittel entgegen setzet, welches vielleicht noch nicht hinlänglich ist, und wovon unten mehr die Rede seyn wird.

Die Kostenberechnung dieser beyden Arten der Besamung wird auf folgende Art in Vergleichung gestellet.

Die bey der erstern Methode angeführten Querlinien werden, zu einer halben rheinländischen Ruthe im Quadrat von einander, einen Fuß breit und einen Spatenstich tief ausgegraben, und zwar so, daß der oben abgestochene Rasen in die Tiefe, und die untere Erde oben zu liegen komme. Von jeder Quadratruthe werden also 36 Fuß, und folglich von jedem Morgen nur 64 Ruthen und 80 Fuß umgegraben; es bleibt denn noch ein leerer Zwischenraum von 115 Ruthen und 20 Fuß. Da ein Arbeiter, der fleißig ist, alle Tage 2 Ruthen bearbeiten kann; so können in 3 Tagen, um die Sache geschwinder zu beendigen, 11 Tagelöhner die angegebenen 64 Ruthen und 80 Fuß umgraben, und wenn man die Ruthe, wie gewöhnlich, zu 3 Gr. bezahlet, so kostet der Morgen gegraben, ungefähr 8 Rthl. 3 Gr. Lohn.

Bey dem Einhauen hingegen werden 12 Knaben genommen, deren Erhaltung täglich auf 1 Thl. für

jeden

jeden also 2 gr. kommen. Die Einsammlung des Samens kann nicht vor dem November geschehen, weil er sodann gemeiniglich erst in seiner rechten Reife ist. Bey den alsdann schon so kalten als kurzen Tagen, in welchen öfters kaltes Regenwetter einzufallen pfleget, muß den Kindern erlaubt seyn, sich an einem angemachten Feuer zu erquicken; man kann also nicht so schnell damit, als sonst fertig werden. Rechnet man nun gute und schlechte Tage gegen einander, so hat die Erfahrung gelehret, daß für einen solchen Morgen Landes von 180 rheinl. Ruthen 4 Tage erfordert werden; mithin der Morgen 4 Rthlr., und also 4 Thlr. weniger.

a) Die Anlegung eines neuen Büchenwaldes mittelst Besäung des dazu bestimmten Platzes.

Es wird hiebey voraus gesetzet, daß der dazu gewidmete Ort entweder ein solcher sey, der ehmals Wald gewesen, auf welchem nur noch hie und da einzelne faule Stämme oberhalb der Erde, in derselben aber viele alte Wurzeln zu finden sind. In Ansehung der Größe des Platzes kann der Unternehmer, wenn er z. B. 500 Morgen anbauen wollte, hievon alle Jahre etwa den 10ten oder 20ten Theil vornehmen, und damit alle Jahre so lange fortfahren, bis der bestimmte Raum völlig und gut besetzt ist.

Machen Wurzeln und Steine dem Pflügen und Egen keine Hinderniß, so kann der Same am leichtesten untergebracht, auch Roggen, Haber oder eine Grasart zugleich mit gesäet werden. Leidet aber die Beschaffenheit des Bodens das Pflügen nicht, so läßt

läßt sich die vorhin angegebene Methode mit Kreuzlinien, oder wenn diese zu kostbar ist, das gleichfalls zuvor beschriebene Einhauen des Samens anbringen. Nur muß darauf Bedacht genommen werden, daß die Samenkörner nicht tiefer, als etwa die Bohnen unter die Erde kommen.

Man kann die Zeit für alle und jede Jahre der Samenreife nicht angeben. Sie ist da, wann dieselbigen anfangen abzufallen, welches gegen das Ende des Octobers oder im Anfange des Novembers seyn kann. Wer die Buchecker bis auf das Frühjahr hin aufheben will, muß sie nothwendig, so viel als möglich, gegen das Austrocknen und den Fraß der Mäuse, die ihnen sehr nachgehen, verwahren. Nach du Hamels und andrer Anrathen, soll das Einpacken in nicht zu trocknen Sand, das Aufbewahren aber an einem weder zu warmen noch zu kalten Orte geschehen.

Will man im Herbste die Aussaat verrichten, so ist das Ende des Novembers am besten darzu, und zwar lieber bey trocknem als nassem Wetter. Man schlägt wider den Mäusefraß der eingesäeten Körner das Einweichen derselben in Mistwasser vor. Es kann solches Mittel bey einer Menge von Mäusen wohl nichts helfen. Denn wir sehen, daß der mit Kalk und Mistjauche eingebeizte Waizensamen, in Mäusejahren nicht unangetastet bleibe. Ist ein Mäusejahr vorhanden, oder man verspüret viele Mäuse an dem zu besäenden Orte, so wird das Säen nach dem Pfluge sehr mißlich seyn. Denn die Mäuse gehen der geraden Linie der Furchen nach, und machen sodann die weitesten Blößen, d. i. Oerter, wo kein Same, nachdem er aufgefressen worden, aufgehen kann. In solchem Falle würde das Einhacken des Samens mit der Haue wohl vorzuziehen seyn,

weil

weil nach dieser Art kein Zusammenliegen des Samens in der Erde statt findet. Ueber den mit Bucheckern besäeten Platz soll man noch im Frühlinge leichtern Getraidesamen, als Haber, Roggen, schmales Gras u. dergl. nur so dünne aussäen, daß der Buchsame davon nicht erstickt, sondern nur beschattet werde. Hr. v. Büffon will, daß man in diesem Falle der Natur folgen solle, als welche auf gleichem Boden, Eichen und Buchen mit Stauden und Dornen nicht ohne Grund zugleich aufwachsen lasse. Er will so gar, daß man Samen von allerley Gesträuchen mit unter die Bucheckern aussäe, um damit den jungen Bäumen so gleich Schirm und Schutz wider Sonne und Frost zu verschaffen. Man kömmt aber mit Roggen oder Haber leichter zum Zweck, wenn man nur beobachtet, daß das Getraide nicht tief abgeschnitten werde, um die jungen Bäume nicht zu beschädigen, welches auch durch plötzlich starkes Luftmachen geschehen könnte. Damit aber auch die Bäumchen nicht der Luft und dem Regen gänzlich entzogen werden, wird gerathen, das Korn niemals höher als 2 Fuß wachsen zu lassen, falls Boden und Witterung sehr zuträglich sind, und es zu einer mehrern Höhe treiben könnten. In solcher Absicht müßte das zu hoch wachsen wollende Getraide grün abgeschnitten, und zu einem kräftigen Viehfutter getrocknet, auch wenn solches nicht in ein paar Tagen geschehen könnte, von den Schwaden anders wohin gebracht werden, damit die jungen Bäume durch ein zu langes Liegen auf dem Schwade nicht erstickt werden. In dem darauf folgenden Jahre werden von sich selbst allerley Gräser hervorkommen, welche den aufgegangenen Bäumchen zum Schutz wider Sonne und Frost dienen. In Ansehung des letztern aber sind die Bäumchen im zweyten Jahre nicht mehr so

zärt-

zärtlich als im ersten, da sie bey und nach dem Hervorkommen aus der Erde durch späte Fröste auf einmal gänzlich verdorben werden können. Dieserhalb ist es der Vorsicht gemäß, die Aussaat im Herbste so spät als möglich zu unternehmen, und hiemit den Samen desto später zum Aufgehen gelangen zu lassen. Aus eben dem Grunde würde das Einweichen des Samens in Mistwasser zu widerrathen seyn, weil er dadurch zu einem frühern Auskeimen gebracht wird.

Daß aber der gesäete Büchensame keinen Frost verträgt, kommt daher, weil die Büche beym Aufgehen die beyden aus einander gespaltenen Theile des Samens, gleich den Bohnen, mit aus der Erde bringt. Die Besorgniß der späten Fröste, welche den aufgehenden Büchensamen auf einmal tödtet, macht daher, daß viele Wirthe die Frühlingssaat der Herbstsaat vorziehen. Jene hat aber auch ihre Bedenklichkeiten, weil bey einem einfallen könnenden trocknen Frühlinge und Sommer der Same nach Beschaffenheit des Bodens sehr zurück bleiben wird, da hingegen die vor Winters gesäeten Pflanzen, wenn sie beym Aufgehen von späten Frösten nicht gelitten haben, desto gewisser bey der Sommerdürre bestehen werden. Es könnte daher zur Vorsicht sehr gut seyn, sich mit so viel Büchensamen zu versorgen, daß, falls die Herbstsaat durch späte Fröste verlohren geht, man so fort zu einer neuen Frühlingssaat schritte. Wagen gewinnt, Wagen verliert. Käme nach dieser Saat kein trockner Sommer, so hätte man gewonnen gehabt. Und bey dieser Frühlingssaat könnte das von manchen angerathene Einweichen der Sameneckern nützlich seyn, um ihr Auskeimen desto eher zu befördern, so wie wir es im Frühlinge mit manchen Gartensämereyen, als Erbsen, Bohnen und dergl. zu thun gewohnt sind.

Im

Im dritten Jahre werden die jungen Bäume schon aufgeschneitelt, worauf sie sich in der Folge ganz allein überlassen werden, weil sie von selbst gerade in die Höhe gehen. Es will besagtes Aufschneiteln, oder Abnehmen der untersten Seitenäste zwar vielen Holzliebhabern nicht gefallen, und wird von selbigen als schädlich geachtet. Es muß aber nur einmal um vorbesagte Zeit, und sehr mäßig geschehen, um den Bäumen die Leitung des Wuchses im Stamme zu geben. Ich habe selbst in meinem Garten, blos um des Versuches willen, die jungen Büchen, weil die untern Zweige zu sperrhaft aus einander gingen, und zu viel Raum einnehmen wollten, beschnitten, ohne daß solches den Stämmen den geringsten Nachtheil gebracht hätte. Diejenigen aber, welche das Aufschneiteln nicht gestatten wollen, nehmen dies zum Grunde, daß die dichte bey einander stehenden jungen Büchen von selbst einen geraden Stamm machen, und hiemit ihre untern Seitenäste abstoßen werden, nachdem sie in den Dickungen, aus Mangel der Luft, haben dürre werden müssen. Meine eigene Versuche und andrer Erfahrungen ergeben aber doch, daß das Aufschneiteln unschädlich und nicht unnütze sey. Nach dem ersten Aufschneiteln aber wird kein Zweig mehr in der Folge weggenommen. Um der Spitze der jungen Pflanzen darf man sich gar nicht bekümmern. Denn sie ist von selbst geneigt in der Mitte einen Hauptschluß zu machen; er bleibt nicht aus, wenn er gleich in den ersten Jahren nicht erscheinet.

Wenn die jungen Bäume so groß geworden, daß sie sich zu nahe stehen, werden sie nach und nach zu verschiedenen malen verdünnet, und die weggenommenen anders wohin versetzet. Es ist den jungen

Bäu-

Bäumen sehr dienlich, wenn sie zuerst dichte beysammen stehen, und sich selbst beschatten, weil sie davon desto lieber und schöner aufwachsen. Nach und nach aber muß so viel Raum gemacht werden, daß die Bäume zu Bau- und Mastholz erwachsen, und sich unter und über der Erde, immer mehr und mehr ausbreiten können. Was man in der Folge nicht zum Verpflanzen braucht, wird zu Nutz- oder Geschirr- und Brennholz für die Haushaltung, und zum Verkauf angewendet, als womit ein so nach dieser Art abgewartetes Holz, die daran gewandte Mühe und Kosten frühzeitig zu bezahlen anfängt.

b) Das Anlegen eines Büchenwaldes mittelst der Anpflanzung.

Obschon manche Holzbaulehrer auf das Verpflanzen der Büchen nicht viel halten, so lehret es doch die Erfahrung, daß man durch Setzlinge auch zum Ziel kommen könne, auch es bey maachen Umständen nothwendig, wenn man, wie vorhin bey den Eichen gesagt worden, nicht anders, als mit Setzlingen aufkommen kann. Manche wenden bey großen und starken Setzlingen ein, daß sie zu vielen Aufwand und nachmalige Wartung erfordern, und überdies selten anschlagen. Allein es kömmt nur auf den Planteur an, die Büchen mit eben so gutem Fortgange fortzubringen, als es mit den Eichen zu unsrer Zeit sehr häufig geschiehet. Als Augenzeuge aber kann ich doch sagen, daß die Planteurs zu Potsdam hin und wieder, in ihren Pflanzungen gleich starke Büchen unter die Eichen ansetzen, und jene ihnen so gut, als diese gedeihen. Die Büche macht vor Zugängen auf Straßen sowohl, als zu Auszierung und Beschattung öffentlicher Plätze, wie auch in Gehe-

gen

gen die beste Wirkung aufs Auge. Ihr hoher und schöner Stamm, die schöne Farbe der Blätter, durch die solche in den verschiedenen Jahreszeiten mehr, als eine andre Baumart zieret, macht sie zur Pracht unsrer Gegenden, daß sie also auch um der Abwechselung oder Veränderung willen in Alleen, Lustplätzen und Gehegen ihren Platz ganz vorzüglich verdienen. Nur am Rande der Wiesen und Getraidefelder sind sie nicht anzurathen, weil sie stark sömmern, d. i. die unter ihnen stehenden Gewächse nicht aufkommen lassen. Beym Pflanzen aber hat man folgende Regeln zu befolgen.

a) Beym Ausheben müssen die jungen Setzlinge nicht verletzet, und wenn sie noch nicht stark sind, an Wurzeln und Zweigen so wenig, als nur möglich, an dem Hauptmittelschusse oder Gipfel aber durchaus nichts abgeschnitten werden. Je jünger der Setzling ist, desto leichter ist die Verpflanzung. Zweyjährige Pflanzen kann man ohne Gefahr mit samt den Wurzeln ausreißen und sogleich versetzen, nur werden ihnen die Herz- oder Stammwurzeln, weil sie selten unverletzt bleiben, beschnitten. Dieses geschiehet so, daß der Schnitt gleich unter sich sehe. Die übrigen Wurzeln müssen gleich verbreitet, und mit lockerer und reiner Erde sorgfältig bedeckt werden, daß sich der Heerd gleich so ansetze, damit keine Höhlung darbey bleibe. Denn hievon hängt meistens das Schicksal der versetzten Pflanzen ab. Bey größern Bäumen aber, die man versetzen will, können die Wurzeln niemals so geschonet werden, daß man solche mit der Krone versetzen könne. Müssen aber hier die Wurzeln beschnitten werden; so muß man auch die Krone

so zurückschneiden, daß sie in Verhältniß mit den Wurzeln bleibe. Es gilt also hiebey die Hauptregel: Man muß dem Baume nicht mehr Holz und Stamm lassen, als die beschnittene Wurzel ernähren kann. Reicht der Nahrungssaft zur Erhaltung des Stammes nicht hin, so muß der Baum ausgehen und verdorren. Ertheilet dagegen die Wurzel dem Stamme hinreichenden Saft zu einem starken Triebe im Frühjahre, so ziehet dieser Stamm im Sommer durch seine Blätter so viel neue Säfte in sich, daß er hinwieder der Wurzel das ihrige mit Wucher ersetzet. Die Wurzel wächset in gleichem Verhältnisse mit der Krone fort; je mehr sich diese ausdehnet, desto mehr Fuß gewinnt jene, und so wächst mit dem Baume die Hoffnung des sorgfältigen Planteurs auf.

b) Die Erfahrung lehret, daß die stärkern Setzlinge, wenn sie nicht aus den Dickungen, sondern aus solchen Orten weggenommen werden, wo sie schon der freyen Luft gewohnt gewesen sind, und zugleich Raum gehabt haben, sich in ihren Wurzeln und Zweigen auszubreiten, am besten fortkommen. Hat man 2, 3, 4 bis 5 jährige Pflanzen, so nimmt man sie, wo man sie findet. Kann man aber die Stämme so ausheben, daß sie einen guten Klumpen Erde um ihre Wurzeln behalten, und letztere nicht beschädiget, so kann man nichts bessers zum Fortbringen der Pflanzbüchen unternehmen. Es läßt sich dieser Handgriff bey den Büchen am leichtesten ausüben, da sie gewöhnlich keine Pfahlwurzeln treiben.

c) Gemeiniglich ist man nicht in der Lage, daß man die Setzlinge so finden und nehmen kann,

wie

wie Lit. b. besaget. Man muß die größern Pflanzbüchen meistens aus den schattichten Waldungen heraussuchen, die man besonders in Alleen, Lustwäldern und Gehegen ansetzen will. Hier ist es nun eine Hauptregel, daß die den Pflanzbüchen beyzusetzenden Baumstangen gegen Mittag gestellet werden, weil den neugesetzten Bäumen der Ost- und Südwind, im Sommer aber die Mittagssonne bey weitem mehr schaden, als solches vom Nordwinde zu besorgen ist. Diese unrechte Stellung der Baumstangen ist eine Hauptursache des Nichtfortgehens der jungen Setzlinge, besonders der wilden, die aus dem Schatten in die freye Luft und Sonne versetzet werden. Im ersten Jahre merkt man den Schaden nicht, da er durch einen schönen Schuß alle Hoffnung verspricht. In zwey, längstens in drey Jahren, ist der Baum hin. Durch genaues Nachforschen wird man finden, daß das Uebel gegen Mittag seinen Anfang genommen; der Saft von der Hitze der Sonne ausgetrocknet, ward in seinem Laufe gehemmet; es entstand hieraus bald die eine, bald die andere Krankheit, die nach und nach den ganzen Körper einnahm. Wider solches Uebel sichert man nun den jungen Setzling durch die Stellung des Pfahls gegen Mittag, der daher allezeit größer und stärker seyn muß, als der von ihm zu beschützende Baum. Ein gleiches Uebel entstehet aus der unnöthigen Sorgfalt, die Bäume von den jungen Reisern im ersten und andern Jahre der Verpflanzung zu säubern. Man hatte ehedem das Vorurtheil, die noch schwache Wurzeln können zu so vielen Sprossen nicht Nahrung genug geben, die untern entzögen den nöthigen Saft, und

hinderten also seinen Trieb; man glaubte, die Menge der Blätter erschöpfe den noch zarten Baum. Da wir aber nun aus Erfahrung geleitet annehmen, daß die Blätter bey den Pflanzen gleichsam die Stelle der Lunge vertreten, den Nahrungssaft reinigen, verdünnen, und dessen Umlauf befördern; so lassen wir aus solchem Grunde die jungen Reiser stehen, die man sonst hinweggenommen hat. Der Saft, der beym Versetzen im Stamme geblieben, würde seiner Zähigkeit halber zum Triebe nicht tüchtig seyn, wenn er nicht durch den, so die jungen Blätter an sich ziehen und einsaugen, erfrischet und verdünnet würde. Im andern Jahre müssen diese Reiser im Herbst abgehauen werden, wenn der Saft zurücktritt, oder, welches für dienlicher zu achten, im Frühlinge, ehe der Saft wieder treibet. Im dritten oder vierten Jahre wählt man von den obersten Zweigen den schönsten und geradesten, läßt denselben in die Höhe gehen, und die übrigen werden abgehauen. Auf solche Art erhält man in kurzer Zeit den schönsten Standbaum, und der aufgezogene Zweig wächst zum Stamme, daß es das Ansehen hat, als sey der Baum da von Natur aufgewachsen, wo man denselben hingesetzet hat. Ein solcher wilder Baum hat auch ein viel edleres, ungekünsteltes, natürliches Ansehen, dessen Wipfel sich hoch in die Luft erhebet. Er ist eines der schönsten Geschöpfe im Pflanzenreiche. Neben dem Schönen solcher Pflanzart vermehret sich auch mit dem Zuwachse der Werth wilder Bäume, und nachdem sie einen Landsitz verschönern, bereichern sie den Besitzer und Pflanzer.

Hat

Hat man aber junge Reiser oder Schossen überhaupt bey jungen und alten Bäumen aufzuschneiteln oder hinwegzunehmen, so thut man solches am besten im Herbst oder Winter, weil im Frühlinge oder Sommer von dem stark zulaufenden Safte, gleich neue an derselben Stelle ausgetrieben werden, und hiemit die Arbeit vergeblich gemacht worden. Hat man hingegen stärkere in Aeste erwachsene Zweige vor sich, so ist der Frühling zu solcher Arbeit die bequemste Zeit, weil in selbiger die Wunden des Baumes geschwinder zuheilen, und eine neue Rinde von dem Anlaufe des Nahrungssaftes sogleich erwächset.

Was aber vom Aufschneiteln der Pflanzbüchen gesagt worden, solches ist nur auf solche einzuschräncken, welche an einem Orte nur zur Zierde, zur Hervorbringung einer bestimmtern Figur dienen solle, da bereits oben erinnert worden, daß die jungen Bäume eines Büchenwaldes damit zu verschonen sind. Du Hamel will überhaupt das Aufschneiteln der jungen Büchen in den Waldungen gar nicht zulassen, weil ein dadurch verwundeter Baum gar leicht einen unreinen, ungesunden, und zu Bau- oder Nutzholze untüchtigen Schaft bekommen, und auch diese ohne Fäulniß nie zu einem beträchtlichen Alter kommen lassen könnte. Wenn die zur Formirung eines Waldes bestimmten Pflanzbüchen nur nicht weiter, als höchstens 6 Fuß im Verbande von einander stehen, so werden sie in wenig Jahren mit ihren Zweigen schon zusammen kommen. Sie hindern sich alsdenn selbst im Ausbreiten, und werden sich mit der Zeit so beengen, und wechselsweise unterdrücken, daß alle Seitenäste nach und nach verdorren, und nach Verfließung von 20 bis 30 Jahren keine andere, als gerade, glatte, gesunde, von der Natur selbst gerei-

nigte, mit geringen Kronen versehene und beständig pyramidenförmig bleibende, hohe Bäume zeigen werden.

Aber man kann doch auch bey schon sehr starken in Alleen zu verpflanzenden Büchen, der zu besorgenden Verwundung und daher entstehen könnenden Dauer derselben ausweichen, wie solches von denen Potsdamschen Planteurs geschiehet. Diese nehmen aus den Waldungen nur solche Büchen, die einen recht geraden, sattsam langen, und starken Schaft haben, an welchem sie gar keine Seitenäste dicht am Schafte bis zur Krone hin abschneiden dürfen. Letztere beschneiden sie, wie oben von den Eichen gesagt worden, so, daß die untern starken Aeste nach Beschaffenheit der Stärke des Baumes, eine halbe bis eine ganze Elle weit vom Stamme, die zunächst folgenden aber Stufenweise immer kürzer abgesäget, und also mittelst eines solchen Beschneidens in der Form einer Pyramide dargestellet werden. Auf diese Weise, da das Abschneiden der Aeste nicht unmittelbar am Stamme geschiehet, bleibt solcher ganz unversehrt oder unverwundet, so, daß der Stamm an und für sich selbst gar nichts auszuheilen, und man wegen seiner Gesundheit oder längern Dauer gar nichts zu besorgen hat. Die Verwundung betrifft nur die Aeste alleine, von welchen sie, wie man es siehet, leicht ausgeheilet wird. Und falls auch dieses nicht geschähe, so würde ihnen in der Folge das begegnen, was den Stämmen unbeschadet in den Waldungen geschiehet, wie solches kurz zuvor bemerket worden.

Noch will ich das Verfahren gedachter Planteurs, wenn sie in den Alleen große ausgegangene Bäume allerley Art ersetzen wollen, hinzufügen. Es würde zu sehr Uebelstand seyn, wenn sie kleine schwa-

che

che Bäume in den Alleen unter die großen alten, Zwerge gleichsam unter die Riesen mischen wollten. Sie suchen sich also in den nächsten Waldungen bereits sehr hoch gewachsene wilde Bäume, die man in Ansehung des Alters, so zu sagen, noch nicht Männer, aber doch Jünglinge und nicht Kinder nennen kann, ein Jahr zuvor aus, welche sie auf ihrem Standorte alsdenn beschneiden, und in die verlangte Form bringen. Im nächsten Herbste, im November, wird der so behandelte Baum ausgegraben, auf einem lang gemachten Wagen, auf dessen Vordertheile das Wurzelende zu liegen kommt, fortgefahren, und nach Beschaffenheit seiner Stärke, mit 6 oder 8 Pferden dahin gefahren, wo er die Lücke ausfüllen soll. Bevor er aber eingesetzet wird, bewickelt der Planteur den ganzen Schaft, von der Erde bis zur Krone hin, mit Moos, welches mit zartem Baste von so genannten Kaufmannsmatten, worinn die seewärts herkommenden Kaufmannsgüter emballirt werden, befestiget wird, welche Einwickelung denn, die einige Jahre am Baume fest hält, selbigen, nachdem er aus einem schattigten Walde genommen worden, wider die Sonnenhitze schützen, und das Austrocknen seines Saftes verhindern muß. Das Einwickeln in Stroh ist weniger mühsam, es muß aber nur an Orten geschehen, wo man Sicherheit hat, daß es nicht von diebischen Händen entwendet werde. In sehr trocknen Jahren wird der Schaft sehr erquicket, wenn von oben herab Wasser aufs Stroh oder den Moos gegossen wird, wodurch der Schaft auf viele Tage feucht erhalten wird.

Es ist schon oben der Abnutzung eines angesäeten Buchwaldes in etwas gedacht worden, und es hat gleiche Beschaffenheit mit den angepflanzten, da

solche Abnutzung, obwohl im Kleinen, doch schon mit dem 15ten Jahre, auch noch wohl früher mittelst des so genannten Durchbindens ihren Anfang nimmt. Diese Art des Abnutzens geht sodann von 10 zu 10 Jahren gewiß fort, und vermehret sich in ihrem Werthe dadurch merklich, daß sich in der Folge immer weniger unnützes Strauchwerk vorfindet, hingegen nun nach und nach Stangen, Latten, Röhren, Sparren und Balken, ingleichen schöne reine Kluftholzer aus solchen Bäumen zu nehmen sind, die zur Auslichtung oder deßwegen in gewissem Zeitraume herausgenommen werden müssen, weil sie von ihren Nachbaren gedruckt werden. Eine solche Behandlung kann denn füglich bis dahin ausreichen, daß nach Verfließung von etwa 150 Jahren die beschriebene Wirthschaft von neuem wieder angefangen werden könne. Noch ist dieser Abnützung die Buchmast, die man gemeiniglich alle 3 bis 4 Jahre zu genießen hat, mit einzuschalten, welche zwar erst nach dem 20sten Jahre eines bestandenen Büchenwaldes angehet, aber von da an mit jeder Dekade bis zum hunderten Jahre hin sich verdoppelt, hierauf aber bis zum 150sten Jahre hin gleich bleibt. Eine Abnutzung, die nach Beschaffenheit der Gegend, und wenn sie bis zu Ende eines Büchenwaldes hin zusammensummiret wird, den Preis des verkauften Holzes entweder übersteiget, oder ihm gleich ist. Man nehme ein ganz kleines Revier an, auf welchem am Ende der oben gesetzten 150 Jahre zum Abholzen 100 Büchen stehen. Man nehme ferner an, daß diese Büchen 120 Jahr Mast getragen haben, und schlage den Baum in Ansehung des Masttragens, jährlich nur zu 1 gr. an, so hat der Baum am Ende 5 Thlr., nimmt man aber 1½ gr. an, 7 Thlr. 12 gr. an Bucheckern zur Mast eingebracht. Dieses ist aber eine

sehr

sehr gelinde Rechnung, denn eine Büche eines ausgelichteten Büchenwaldes kann eben so viel Mast, als eine Eiche, mehrere Scheffel tragen.

Ohne die Sache also zu übertreiben, könnte eine völlig ausgewachsene Büche an Mast binnen 120 Jahren wohl an 15 Thlr. ihrem Eigenthümer ertragen haben. Und in Rücksicht auf den Ertrag der Mast, muß uns die Anbauung der Eichen und Büchen mehr, als aller andern Holzarten empfohlen seyn, weil jene wegen des allerbesten und theuersten Holzes und der Früchte, oder der Mast, sich doppelt verinteressiren, und hiemit allen übrigen Holzarten den Rang völlig ablaufen; eine Ursach, weßhalb wir uns bey der Eichen- und Büchencultur auch am meisten aufgehalten haben, da wir bey den meisten folgenden Holzarten solches weit weniger werden thun dürfen.

Diejenigen, welche in Alleen die Büchen den Eichen vorziehen, nehmen zur Ursach an, daß diese von den Raupen weit öfter entblättert werden, und sodann keinen Schatten nicht nur nicht geben, sondern auch häßlich anzusehen sind. Es hat aber die Büche ausserdem, daß sie von der Büchenraupe und Maykäfern zu Zeiten auch angegriffen wird, auch den Zufall, daß sie öfters, mitten im Sommer, welke und dörre Blätter bekömmt. Dabey giebt sie aber doch noch den Spatzierenden und Reisenden Schatten, weil ihre welken Blätter theils nicht gleich abfallen, theils der dritte Theil der Blätter meistens doch grün verbleibt. Es sind nämlich kleine Würmer, aus welchen zuletzt ein schwarzer hüpfender Rüsselkäfer wird, die zwischen den beyden Wänden des Blattes ihre Nahrung suchen, und sie verzehren, ohne daß äußerlich eine merkliche Verletzung zu sehen ist. Linnäus nennet diesen Käfer Curculio Fagi.

C. Nutzen des Büchenholzes.

Das Büchenholz ist unter das beste Brennholz zu rechnen, weil es eine helle Flamme giebt, und ohne zu prasseln oder zu springen, Gluth und Hitze lange genug hält, welches nicht fehlen kann, da es in kleinere Kohlen zerfällt, und daher von mehrern Flächen seine Gluth verbreitet, als Holzarten, welche große Kohlen machen, wie Eichenholz u. s. f. Die Kohlen sind hart, schwer, und im Feuer dauerhaft. Die Asche ist bey der Wäsche und Leinwandbleicherey vorzüglich gut, bey den Glasfabriken, Seifen- und Pottaschsiedereyen aber noch mehr. Von den Tuchfärbern wird sie beym Tuchfärben, die Kohlen aber nebst der Asche besonders beym Stahlmachen nützlich gefunden.

Als Nutzholz wird es zur Stellmacher- Drechsler- Tischler- und Böttcherarbeit gebraucht. Nächst seiner Festigkeit hat es zugleich die Eigenschaft, daß es nicht leicht springet oder Risse bekommt, und dadurch ein schlechtes Ansehen gewinnt. Auch nimmt es eine sehr gute Politur an, und die Tischler können ihm mit einer Art des Firnisses einen solchen Glanz geben, daß es überaus schön aussieht, und dem Nußbaum sehr ähnlich wird. In Frankreich werden daraus schöne Messerschalen gemacht. Es wird nämlich ein aus dem Groben gearbeitetes büchenes Heft in eine vorher heiß gemachte und mit Oel ausgeschmierte Form von polirtem Eisen unter eine Presse geleget, wodurch das Holz in derselben gewisser Maßen weich und nachgebend gemacht wird, sich zwischen dem eisernen Bleche der Form ausdehnet, und nachher vollkommen glatt und von einer angenehmen Farbe wird.

Büchenblätter nennet man kleine sehr dünne Brettlein von Büchenholze, woraus die Scheiden zu Degen, Bajonetten und anderm Gewehre gemacht, und von den Schwerdfegern überzogen werden.

In der Haushaltung dienet das Büchenholz zu Tischen, Rollen, Schrauben, Walzen, Stampfen, Pressen, zu Axt- und Spadestielen u. d. m. Auch werden aus jungen und starken Stämmen gute Trag- und Schwungbäume zu Kutschen, Felgen zu Rädern, Achsen, Deichselstangen, Schlittenbäume, Röhren, hölzernen Schuhen u. s. f. gebrauchet. Die Bretter dienen auch zu Fußböden, man muß aber, um das Werfen derselben zu verhindern, den Stamm zuerst der Länge nach in 2 gleiche Theile sägen, und nachher jeden Theil der Länge nach, aber in der entgegen gesetzten Richtung, über Zwerg zerschneiden.

Das Büchenholz dauert im Wasser vorzüglich, und wird deshalb zum **Mühlenbau** gebraucht. Es kann das eichene in denen Ländern, wo dieses mangelt, ersetzen, wenn man nämlich vorher Mittel angewandt hat, solches vor der Fäulung zu bewahren, da es sonst leicht faulet, wenn es besonders abwechselnder Nässe und Trockenheit ausgesetzet ist, und vor allen andern Holzarten leicht von Würmern angegriffen wird.

Die Engländer haben die Ehre, die Erfinder einer solchen Zubereitung des Büchenholzes zu seyn, daß es als **Bauholz** zum Schiff- und Hausbau unverbesserlich ist, und zu Balken und Planken an der Luft sowohl, als im Wasser gebraucht wird. Beym Schiffbaue wenden sie dieses Holz hauptsächlich zu Seitenstüblein, Dielen und Böden an, worzu man geradlaufendes Holz haben muß, weil dasselbe, wenn es gedörret worden, so spröde wird, daß es sich nicht mehr

mehr biegen läßt. Die von den Engländern erfundenen Mittel zur Vervollkommnung des Büchenholzes sind von vielerley Art.

a) Um den Saft, in welchem sich die Würmer erzeugen, und der diesem Holze schädlicher ist, als irgend ein Saft einem Zimmerholze seyn kann, auszuziehen, werden die Bretter oder Planken, so bald dieselben gesägt sind, in einen Teich oder Fluß geworfen, worinn man sie 4 Monathe liegen läßt, hernach aber, ehe man sie gebrauchet, wiederum wohl ausgetrocknet. Von allen Wassern hält Ellis das Salz- oder Meerwasser für das beste, wegen seiner Bitterkeit, die es diesem Holze mittheilt, und dessen Geschmack allem Ungeziefer widersteht. Weil der Saft desto leichter aus dem Holze zu ziehen ist, je dünner dasselbe geschnitten ist, und die Würmer um so viel weniger Gewalt haben: so schneidet man dasselbe ganz dünn zu Dielen und Fußböden, aus einem Stamme, 1 Schuh breit, 12 bis 13 Breter; zu den Wänden noch mehr; zu Dreschtennen aber nimmt man sie 2 Zoll dick. Daß aber auch unser hiesiges, gemeines Wasser in Deutschland die Wirkung habe, den Saft aus dem Holze zu ziehen, in dem sich die Würmer erzeugen, die die Fäulniß desselben beschleunigen, zeiget bey uns die gemeine Erfahrung, da eben dieses Holz, welches wurmstichig wird, so bald man solches ohne Zubereitung an der Luft liegen läßt, im Wasser, wie solches unsre Müller längst wissen und behaupten, ganze Jahrhunderte dauert.

b) Eine andere Art, deren man sich bey kleinen Büchen, deren Stämme nicht über 12 bis 14

Zoll

Zoll dick sind, bedienen kann, ist, daß man dieselben viereckig behaue, und zugleich die Fugen für Balken, Getäfele, Kaminleisten, Zwergbalken u. d. gl. im voraus fertig mache, sie alsdenn der Länge nach hinlege, und an jeglichem Ende unterstütze, so, daß 4, 5 bis 6 solche Balken eben und dicht an einander, 1 Schuh hoch oder noch höher von der Erde liegen können. Alsdenn leget man Stroh, Hobelspäne, nasse Reiser, Blätter, u. d. gl. darunter, zündet es an, und beräuchert damit die Balken auf allen Seiten, bis sie eine dünne schwarze Seite bekommen. Dieses macht das Holz dermassen bitter, und bratet den Saft dermaßen aus, daß die Würmer sehr wenig Lust bekommen werden, daselbst ihre Wohnung zu suchen.

c) Die dritte Weise ist, daß man, anstatt diesen Baum im Winter zu fällen, wie bisher gewöhnlich gewesen, ihn etwa zu Ende des Maymonaths fälle, da der Saft im Stamme am dünnesten ist, und sich stark in die Aeste, Blätter und Früchte ergossen hat, da er von der Sonnenhitze weit eher ausgetrocknet wird.

d) Die vierte und beste Weise ist, wenn man den Baum im Safte hauet, denselben so bald er gehauen ist, zu Balken zimmern oder in Breter sägen, diese 4 bis 6 Wochen im Wasser liegen, und alsdenn, wie oben gezeiget worden ist, räuchern und wohl austrocknen läßt. Ein auf diese Art zubereitetes Holz ist zu Dielen, Fußböden, Dreschen, Wänden an den Tennen oder Scheunefluren, von gutem Gebrauche. Eine Dreschtenne muß, wenn man sie von Büchen-Bretern

dielen

dielen will, 1 Schuh vom Boden auf Balken erhöhet werden.

Sonst ist noch zu bemerken, daß unsre Müller längst die Gewohnheit gehabt haben, ihr Büchenholz zu Kamm- und Geschirrholz eine Zeitlang im Schornsteine oder in den Räucherkammern trocknen und hart werden zu lassen, so daß kein Wurm solches hernach angreift, wie denn viele Hauswirthe auf dem Lande das Nämliche mit diesem Holze sowohl, als anderm zu thun pflegen. Es wird aber besonders in Ansehung der großen Stücken Holz, die man in der Küche nicht durch den Rauch dauerhaft machen kann, noch besser durch eine Dampfmaschine erhalten, in welcher man das Holz durch das Feuer zum Schwitzen bringet, wobey es den Saft gänzlich verlieret, und außerdem noch fester und maseriger, auch in der Farbe dunkler wird. In Braunschweig ist dergleichen Maschine vorhanden, mittelst welcher man, wenn man den oben angegebenen Handgriff nicht gebrauchen will, das Werfen der Bretter hindert, und ihnen eine gute Farbe giebt.

Die mit den Stöcken ausgenommenen Wurzeln können mit Nutzen zu Schlittenkufen, oder Schlittenbäumen angewendet werden.

Das Laub von den Büchen, wird um die Zeit, wenn es herunter zu fallen anfängt, gesammlet und getrocknet, um es unter gewirkte Decken, anstatt des Strohes zu legen. Auf solche Art verschaffet es die besten und leichtesten Matratzen. Denn es ist nicht nur weich, und lieget locker beysammen, sondern bleibt auch so an die 7 bis 8 Jahre lang, da hingegen das Stroh weit eher dumpfig und hart wird. So bettet man sich in der Schweiz und Dauphinè, wo man eine starke Kühlung davon verspüret. In

Eng-

England aber werden die getrockneten Blätter entweder in die bey uns so genannten Strohsäcke der Betten gesteckt, oder gar in Inletten, gleich den Matratzen vernähet oder gesteppet, um solche den Unterbetten zur Unterlage in der Bettstelle zu geben, welches Verfahren auch um der Reinlichkeit willen vorzuziehen ist, da beym Bettemachen keine Blätter in den Schlafkammern herausgerissen und verstreuet werden, da hingegen jenes Verfahren, da nur eine bloße Matratze oder Tuch über die Blätter ausgebreitet wird, ein weicheres Lager verschaffen muß, wenn selbige von Zeit zu Zeit aufgerühret und hiemit aufgelockert werden.

d. Die Frucht der Büchen, Bucheckern.

Wenn die Bucheckern bey dem Plinius glans fagi dulcissima heißen, so meldet er aus der Geschichte, daß Menschen sich ohne Schaden davon ernähret haben. Galenus schreibt, daß die Bucheicheln eben so gesund und nahrhaft, als die Speisen aus Kornfrüchten seyn. Es wird zwar von Einigen behauptet, daß sie, roh gegessen, den Kopf dumm, ja betrunken machen, sie schreiben aber auch dabey, daß sie durch das Rösten diese dumm machende Kraft verlieren, wie sie denn wirklich in manchen Gegenden beym Brodmangel unter das Kornmehl genommen werden. Und diejenigen, welche gedachte Klage führen, haben vielleicht unreife oder schimmlichte, verdumpfte, zu alte Früchte genossen gehabt. Man muß also dahin sehen, daß man die guten reifen Früchte von demselben Jahre, da sie gewachsen sind, sammle. Die guten sind gar leicht zu erkennen; denn sie sind schwerer, härter, heller an Farbe und glänzend, anstatt daß die vorjährigen leichter, etwas welk, und weich

ein-

einzudrücken, auch dunkler, schwarzfleckig und gar nicht so glänzend sind. Will man Vorräthe sammlen und aufbewahren, muß man sie auf eben die Art, wie die Eicheln, wovon oben geredet worden, in Acht zu nehmen suchen.

Es giebt 2 Wege, das Mehl daraus zu machen. Erstlich kann man die Bucheicheln roh abschälen, sodann eine Zeitlang in recht warmem Wasser weichen lassen, hierauf die inwendige, den Kern bekleidende Haut abziehen, alsdenn erst klein schneiden, trocknen und zuletzt im Backofen gut nachtrocknen lassen. Hierdurch werden die überflüssigen öligen Theile verjaget, welche sonst hindern würden, es zu einem weichen lockern Mehle mahlen zu können; und überdem würde das davon gebackene Brod auch zu fest und wasserstreifig werden. Die zweyte und geschwindeste Weise diese Früchte zu bereiten ist, daß man sie mit sammt ihren Schalen im Backofen, wenn man das Brodt herausgenommen hat, wohl röstet. Man muß sie im Backofen, zumal, wenn man viele auf einmal einschüttet, öfters umrühren, damit sie alle gleich gut getröstet werden. Hierdurch verlieren sie ihr noch zu erweisendes narcotisches oder dumm machendes Wesen, und lassen sich gut schälen, vornämlich, wenn es gleich, so lange sie noch warm sind, geschiehet, und auch von Kindern verrichtet werden kann. Sollte die inwendige Haut, welche den Kern umgiebt, sich nicht ganz abschälen, so wird sie, wenn sie gemahlen werden, wie die Kleye vom Getraide, sich absondern. Es ist zu glauben, daß es mancher Haushaltung gerathener seyn würde, die von der Schale entledigten Kerne in den bekannten Hirsestampen klein zu stoßen, und das Mehl oder den Grieß unter das Kornmehl zu Brod, Kuchen, auch

Klößen

Klößen vermischt zu gebrauchen, allenfalls auch Grütze davon zu machen, und solche entweder vor sich allein, oder mit Gersten- oder Buchwaizengrütze vermengt zu kochen, oder auch von dem ausgesiebten Mehle einen Brey zu verfertigen.

Das Buchnußöl ist keines der geringsten Oele, die wir aus unsern Vegetabilien pressen. Es hat seine Tadler vielleicht deßhalb gehabt, daß man die rechte Zubereitung zu suchen unterlassen. Hr. Francheville hat es in den Schriften der Königl. Acad. zu Berlin 22. Band sehr empfohlen, auf gewisse Weise dem Olivenöle und dem besten Provenceröle vorgezogen, und die beste Art es zu schlagen gezeiget, wovon das Hauptsächlichste hier mitgetheilet wird.

Ohngeachtet Frankreich viel Baumöl verthut, und noch mehrers außer Landes verschickt, so sind doch ganze Provinzen, die mehrern Geschmack an dem Buchnußöle finden, und wo es in großer Menge gemacht und wohlfeiler, als Olivenöl verkauft wird. In Bourgogne, Champagne, in der Picardie und noch in mehrern Provinzen sind ganze Gegenden, die kein anderes Oel, als dieses kennen; und Hr. v. Francheville hat es im Gouvernement von Soissons auf allen vornehmen Tafeln angetroffen, und selber daran Geschmack gefunden. Man muß es aber frisch und von der besten Güte haben. Denn das ältere und schlechtere ist von ersterem wesentlich an Geschmack, Güte und Lieblichkeit unterschieden. (Ist es doch mit dem Baumöle auch nicht anders.) Jenes giebt dem allerbesten Baumöle gar nichts nach, hat eine blasse Bernsteinfarbe, ist durchsichtig, hell, ohne Geruch, und man würde es für Provenceröl halten müssen, wenn nicht dies ein wenig grünlicher und von etwas mildem Geschmack ausfiele. Hergegen

gen altes, übel gepreßtes und schlecht verwahrtes Buchnußöl, wird ranzicht, schwer, und setzt sich an die Gefäße; so wie dieses altes Baumöl auch thut. Indessen läßt sich Buchnußöl lange Zeit frisch erhalten, wenn nur bey dessen Zubereitung die erforderlichen Umstände in Acht genommen worden sind; und diese sind vornehmlich folgende:

Soll das Buchnußöl gut werden, so muß man allezeit die besten Nüsse dazu nehmen, durchaus keine verdorbene, oder die bereits lange auf der Erde gelegen, und schon, welches gar bald geschieht, den Ansatz zur Fäulniß haben. Es ist zwar nicht nöthig, die Buchnüsse, wie die Oliven, von den Bäumen abzupflücken; aber man muß sie bald von der Erde auflesen lassen, wenn sie recht reif abgefallen sind. Vornämlich muß man Sorge tragen, daß keine vorjährige und alte Buchnüsse unter die heurigen frischen kommen. Man thut daher am besten, wenn man unter den Büchen, von welchen man die Nüsse zum Oelschlagen haben will, alle alte vorjährige abgefallene Blätter vor Frühlings aufharken läßt.

Um gutes Oel zu bekommen, ist ferner nothwendig, daß man die Buchnüsse aus ihrer Schaale nimmt. Man sieht hierbey zugleich, welche Kerne schimmlicht und verdorben sind, um sie sogleich zurückzuwerfen. Die Schalen verschlucken beym Pressen viel Oel, zu geschweigen, daß sie es herb und widerlich machen, da hingegen es feiner, reiner, und dessen auch viel mehr wird, wenn man zum Auspressen allein die Kerne nimmt. Zur Zeit ist dies Abschälen noch ein Werk für Kinder in Frankreich. Vielleicht könnte man aber eine Maschine in der Mühle erfinden, durch welche dieß Abschälen im Großen verrichtet, und die Kerne rein geliefert werden könnten.

Doch

Doch nicht genug, daß die Schale vom Kerne abgelöset wird; auch das Häutchen über dem Kerne muß ebenfalls abgesondert werden. Denn läßt man es sitzen, so bekommt das Oel immer noch einen styptischen und scharfen Geschmack, wird dicklich, und klebet am Gefäße, auch erhält man weniger Oel. Man löset gedachtes Häutchen leicht auf eben die Art, wie von Mandeln, durch Reiben und Drücken zwischen den Händen ab, wenn die Nuß kurze Zeit im Wasser gelegen hat.

Je eher die Oliven gepresset werden, desto mehr Oel geben sie. Aber bey den Buchnüssen ist das Gegentheil. Wenn man diese in den Schalen, nachdem man sie zum Trockenwerden fleißig umgerühret gehabt, an einem temperirten Orte 2 oder 3 Monathe liegen läßt, geben sie desto mehr Oel. Weil das Oelpressen im Winter geschehen muß, soll die Presse an einem warmen Orte stehen, auch von allem Rauche und übelstinckichten Geruche frey seyn; denn diesen nimmt das Oel gar leichtlich an.

Die Presse hat eine starke Schraube, die Bretter sind von Nußbaum oder kernichtem trocknen Eichenholz, 3 bis 4 Zoll dick, fein glatt gearbeitet, das untere Brett ist etwas länger und breiter als das obere, und mit einem Rande versehen. (Die Kerne in einer Mühle gepresset, wie es bey uns mit vielen andern Oelsamen geschiehet, könnte dieß Geschäfte, die Kerne zu zermalmen, sehr verkürzen.) In die Presse thut man eine gehörige Quantität Buchnüsse auf obige Weise bereitet, drehet die Presse gelinde zu, und läßt unter diesem Drucke der in einem nicht zu groben, doch starken hänfenen Beutel eingeschlagenen Kerne, das erste Oel durch die, neben den Rändern im untern Brett angebrachten Löcher, in untergesetzte

thönerne Gefäße ablaufen. Dieß Oel ist nun das feinste, und wird als so zu nennendes Jungferöl unvermischt vor sich allein aufbehalten. Hierauf wird der Beutel aufgenommen, umgerühret und auf die andere Seite gelegt, die Presse etwas schärfer zugedrehet, und dieß zweyte Oel abermal allein aufgefangen. Endlich wendet man den Beutel noch einmal um, und drehet die Presse aufs schärfste, wodurch ein Oel von der dritten und letzten Güte heraus kommt. Hat man dieses, so nimmt man aus dem Beutel das zurückgebliebene trockne Mark, füllet ihn mit neuen Buchnüssen an, und arbeitet wie vorher.

Diese Art das Buchöl zu pressen, ist derjenigen weit vorzuziehen, da man die Bucheckern kochet, das Oel durch die Hitze heraustreibet, es vom siedenden Wasser, worauf es schwimmt, abschöpfet, und solcher Gestalt in Gefäßen sammlet. Dergleichen Oel ist lange nicht so fein und rein, als das Gepreßte, und wird auch viel eher ranzig. Auch lassen sich vermittelst des Auskochens die 3 Oelarten nicht so gut, wie durchs Pressen absondern, und das Mark ist weniger brauchbar, weil es nicht roh und natürlich bleibet.

Die Vortheile des ausgepreßten Markes sind für die Haushaltung gleich wichtig. Es ist das vortrefflichste Mastfutter für alles Geflügel, Schweine und Rindvieh, welches die bloßen Bucheckern, so lange sie ihr Oel noch bey sich haben, in solcher Kraft nicht sind. Das Mark in Mulden und große Näpfe gethan, ausgebreitet und an der Luft getrocknet, kann nachher gemahlen, gebeutelt, und zu feinem Mehle gemachet werden, welches ein gutes eßbares Brod giebt; auch so gar, wenn man es allein, ohne Zusatz mit Kornmehl backt. Denn es ist wohlschmeckend,

ckend, sieht schön weiß aus, und ist auf keine Weise ungesund. Aus eben diesem Mehle, mit Milch und Eyern versetzt, lassen sich auch allerley Kuchen bereiten, die selbst für Leckermäuler schmackhaft seyn sollen. Auch soll man aus diesem Marke eine Art Käse verfertigen können. Man giesst nämlich etwas Milch dazu, salzet es gehörig, thut auch wohl Gewürzkräuter u. s. w. hinein, formt die Masse zu Käsen, und läßt sie solchergestalt trocknen. Es werden aber eben so wohlschmeckende Käse, als in Bourgogne und de Franche-Comté aus dem Marke der zu Oel ausgepreßten gemeinen Hasselnüsse zubereitet, und auf vornehme Tafeln gesetzet. Zu geschweigen, daß sich daraus eine gute Stärke und Haarpuder ebenfalls verfertigen läßt.

Man kann nun aus dieser in Frankreich üblichen Verfahrungsart ersehen, woher es kommt, daß unsre Buchnußöle theils schlechtschmeckend, theils den Kopf einnehmend sind, welches letztere besonders aus unreifen oder schlecht getrockneten Nüssen zu entstehen pflegt. Isnard, um solches zu verbessern, hat angerathen, es in steinerne wohl verwahrte Flaschen zu gießen, selbige in die kühle Erde zu setzen, und ein Jahr über, daselbst stehen zu lassen, da es denn alle schlimme Eigenschaften, die es aus Mangel guter Zubereitung bekommen, verlieren soll.

In Italien versuchte D. Tozzetti im J. 1766 folgende ihm wohl gelungene Weise Buchnußöl zu machen. Er ließ die Kerne im October sammlen, nachdem sich die Hülsen, worinn sie befindlich sind, geöffnet hatten, und sie selbst von den Bäumen abgefallen waren. Aus ihnen ließ er die besten aussuchen, sie in einer Leinölmühle quetschen, wo ein runder auf der Seite liegender Stein von einem Pferde herum

geführet wird, und dann mit einer starken Presse durch Beutel von Pferdehaaren pressen. Aus 100 Pfund Bucheckern erhielt er 12 Pfund ganz reines und klares Oel, und 5 Pfund etwas trübes. Während des Mahlens wurde dann und wann heißes Wasser auf die Kerne gegossen, und sie wurden umgerührt, wie beym Zubereiten des Leinöls geschiehet. Wenn die Schalen von den Kernen abgesondert, und sie nachgehends in einem marmornen Mörser gestoßen, und sodann gepreßt wurden, bekam man doch nicht mehr Oel. Wenn man aber von den geschälten Kernen die röthliche Haut und die Hülsen, womit sie bedeckt sind, wegnahm, so ward das Oel viel weißer, und ganz ohne Farbe.

Die in Schwaben gewöhnliche Zubereitung dieses Oels zum Backen und Schmelzen ist folgende: das aus reifen Kernen geschlagene Oel wird in einer eisernen Pfanne gekocht. Es muß aber viel Vorsicht dabey gebraucht werden, weil es gar leicht Feuer fängt. Wenn es ganz kocht, besprengt man es 3 bis 4 mal, je nachdem mehr oder weniger Oel in der Pfanne ist, mit kaltem Wasser. Es giebt dieses ein starkes Geprassel und Dampf, wobey man sich wohl in Acht nehmen muß. Vor- und nachher kann das Oel abgeschaumet werden. Der durch das Besprützen erregte Dampf riecht übel, benimmt aber dem Oele schon einen großen Theil seiner Unreinigkeiten. Man kann auch allenfalls das kochende Oel bey der Besprengung mit Wasser ein wenig vom Feuer abnehmen. Hat man es alsdann wieder kochen lassen, so thut man noch einen in 8 Theile geschnittenen süßen Apfel hinein, welchen man eine Weile darinn braten läßt, um von neuem einen Dampf zu verursachen, als wodurch noch mehrere Unreinigkeiten

ten ausgetrieben werden. Die Stücke des Apfels nimmt man alsdann mit einem Schaumlöffel heraus. Statt des Apfels kann man auch eine Zwiebel zu eben dem Zwecke und mit demselben Erfolge ins Oel werfen. Nach allem diesen wird das Oel ausgegossen, und wenn es kühl geworden ist, in Flaschen zum Gebrauch aufbewahret. Dieses so zu bereiteten Oels bedienet sich der gemeine Mann sowohl zu Schmälzung der Gemüse, als zu Backwerk. Am letztern verspürt man fast keinen Oelgeschmack mehr. Auch ist der sonst beym Oel gewöhnliche üble Geruch durch dieses Mittel meistens gehoben.

Das Bucheckeröl wird in England statt der Seife bey den Manufacturen zum Wollwaschen mit bestem Erfolg gebrauchet. In Lampen giebt es einen klaren lebhaften Schein, wie Wachslicht, und wenn die Lampe erlöscht, riecht sie nicht so übel, als Baumöl. Auch hat man bemerkt, daß dieses Buchöl in der starken Kälte, welche in Italien im Jänner 1768 war, nicht gefroren, sondern flüssig und durchsichtig geblieben ist, da hingegen Baumöl so hart als Seife ward. Es ist also das beste Oel zu Lampen, die in kalter Luft brennen sollen.

Nächstdem, daß die Bucheckern eine so vortreffliche und gedeihliche Nahrung in den Wildbahnen für sämmtliches Wildpert, das rothe und schwarze, sind, haben wir auch daran die bekannte Mast unsrer zahmen Schweine, wovon sie so fettes als schmackhaftes Fleisch bekommen.

Man nimmt gemeiniglich an, daß wir in den Buchwäldern alle 3 Jahr Mast haben. Es ist aber genauer, solche nur für 4 Jahre anzusetzen. Die Blüthe erfriert bey späten Frühjahrsfrösten eben so leicht, als andere Baumblüthe, und gewisse Insek-

ten können den Samen, wenn er noch weich ist, verderben.

Man kann im Herbste, wenn die Blätter abzufallen beginnen, an den perlfarbigen Trageknospen schon sehen, ob die Büchen im folgenden Jahre Mast tragen werden. Im nächsten Frühjahre werden diese Trageknospen so groß, wie eine kleine Mandel, deren längliche Gestalt sie haben. Wer solche nicht kennet, hält sie für vertrocknete Samenhülsen des vorigen Jahres.

Wenn die Schweine schon um Michaelis in die Mast geschlagen werden, so finden sie keine andre abgefallene Bucheckern, als die tauben und wurmstichigten, die von ihnen nicht aufgenommen werden, daß sie also vor dem Ausgange des Octobers oder nach Beschaffenheit des Jahrganges erst im November keine abfallende reife Bucheckern finden. Kommt nun Frost, so frieren die Schärfen an den Bucheckern erst etwas mürbe, und die Schweine behelfen sich so lange mit Eicheln oder Erdmast. Je mehr aber nachgehends die Buchecker frieret, desto lieber nehmen sie solche auf, besonders wenn sie solche unter dem Schnee hervorsuchen müssen.

Die Schweine bekommen von der Buchmast ein vorzüglich süßes und angenehm schmeckendes Fleisch, das Speck aber ist so weich, daß es im Rauch sehr ausläuft, und weniger dauerhaft ist, als das Speck aus der Eichelmast. Noch weniger wollen die davon gemachten Schlackwürste dauern; sie werden falb, las in der Schale und verderben.

Man kann aber die Speckseiten fester machen, wenn sie, bald nach dem Schlachten, da sie noch ihre natürliche Wärme haben, in kaltes Wasser zum Er-

starren gelegt werden. Je kälter nun das Wasser ist, desto besser ist der Erfolg, besonders wenn es eiskalt ist, und zum Frieren kommt. Da aber das erste aufgegossene Wasser von den noch warmen Speckseiten laulich werden kann, so wird das erste abgegossen, und frisches aufgegossen, worin man es an die 12 Stunden liegen läßt, da denn die Speckseiten in den Pökel kommen.

Ist man Herr über den Wald, so läßt man die Schweine die letzten 12 oder 14 Tage an Oerter hintreiben, wo sie nichts als Eicheln fressen müssen, um davon ein derberes und mehr dauerhaftes Speck zu gewinnen. Gehet dieses aber nicht an, so darf man nur denen aus der Buchmast zu Hause gekommenen Schweinen eben so lange, wie vorgesaget worden, Erbsen oder Bohnen im Stalle oder auf dem Hofe fressen lassen. Nur müssen sie bey solcher Hausmast nicht eingesperrt gehalten werden, weil sie des Umherlaufens im Walde gewohnt sind, und im Stalle oder auf dem Schweinskoben eingehalten, entweder nicht fressen, oder gar krank werden könnten. Man läßt sie daher die meiste Zeit auf dem Hofe bey Tage frey umher laufen, daß sie ihr Futter, welches ihnen Portionenweise täglich im Stalle gegeben wird, ausfressen, und hierauf wieder frey umhergehen, oder man läßt sie mit unter die Heerde im Felde wieder mitlaufen, und macht sie zu Hause des Morgens und Abends wohl satt. Dieses ist auch die einzig beste Weise, Schweine, wenn sie aus der Eichelmast nicht fett genug zu Hause gekommen sind, noch durch Hausmast allerley Art so fett zu machen, als man sie zu haben wünschet.

B. Die Weiß-Hain- oder Hagebuche.

Anderswo nennet man diesen Baum auch Steinbuche, Zwergbuche, Rauhbuche, Hambuche, Zaun- oder Heckebuche, Hornbaum, Rollholz, Caspinus betulus L. Engl. Hornbeam. Es ist schon zu Anfange dieses Abschnitts gesagt worden, daß diese Laubholzart den Namen einer Büche sehr uneigentlich führet, da sie so wenig eine Büche, als eine Art von Rüstern, Linden, Ulmen, Ahorn und Aeschen ist, mit welchen sie von den Alten, oft ohne den geringsten Grund, und wohl nur vom bloßen Hörensagen, verwechselt worden ist.

Der Stamm der gemeinen Weiß- oder Hagebuche ist selten ganz rund, sondern an den Seiten mit Ribben und Höckern versehen, die äußere Rinde grau oder weißlich, etwas rauch und zähe, und der innere Theil derselben gelb, das Holz ungemein zähe und dabey sehr weiß. Vermuthlich hat diese so weiße Farbe des Holzes dem Baume den Nomen der Weißbuche, im Gegensatz der Rothbüche gegeben, da dieser ihr Holz etwas ins Röthliche fället.

Die hellgrünen Blätter stehen wechselsweise an den Zweigen, sind eyförmig zugespitzt, und am Rande ausgezackt. Sie werden im Herbste auf dem Baume dürre, und fallen gemeiniglich, besonders bey geschnittenen Hecken und an jungen Stämmchen, erst im folgenden Frühjahre ab.

Die Blüthe erscheint mit dem Anfange des Frühlings in kleinen, grünen, dicht beysammen hängenden Kätzchen. Die Samencapseln sind traubenförmig, mit vielen langen schmalen, dreyspitzigen Blättern, an deren Ende jedesmal ein fast dreyecki-

ges

ges Samenkorn sitzt, in welchem ein wohlschmeckender Kern eingeschlossen ist.

Es wächset dieser Baum, seines harten Holzes ungeachtet, ziemlich geschwinde, auch in den dürrsten Gegenden, am liebsten aber in einem guten, mehr leichten, als schweren, und etwas feuchten Boden. Auf letzterm wird er zu einem ansehnlichen Standbaum, wo er nämlich, des hohen geraden Schaftes wegen, in einem dicken Gehölze stehet. Er gehöret unter die mittlern Baumarten, welche eine verschiedene Höhe sowohl in den Ebenen, als auf erhabenen freyen Orten, auch in dürren hügeligen Gegenden, bey aller Witterung ein sehr hohes Alter erreichen, daß man sich also ihrer zuweilen zum Schutz vorliegender Länder mit großem Nutzen bedienen kann; wie denn diese Weißbüche auf Triften und Angern, wo sie nur, des Schattens halber, 2 Ruthen weit aus einander steht, Weide und Gras unter sich nicht verdirbet.

Eben diese Büche ist im Schlag- oder Unterholze eine der nützlichsten Holzarten, wenn der Stamm alle 12, 16, 20, 30, 35 Jahre, nachdem man starkes oder festes Holz verlanget, gehauen wird. Denn sie treibt, nach Art der Birke, ungemein häufige Stammlohden aus, wie der Stock selbst, die sehr schnell aufwachsen, und binnen gedachter Zeit sehr starke Stangen zu Brenn- und Kohlenholz aufsetzen. In manchen Jahren leiden die jungen Lohden, auch selbst noch die Stangen, von Mäusen Schaden, wie die neuern Schriftsteller des Forstwesens anmerken. Die in lichten Holzungen zu Schlagholz gezogenen pflegt man **Kopfhainbüchen** zu nennen.

Läßt

Läßt man den Stamm zum Standbaume in die Höhe gehen, so findet man ihn öfters nur 10 bis 15 Fuß lang, aber auf gutem Boden als einen mittelmäßigen Baustamm von 30 bis 40 Fuß hoch, und dabey 16, 18, 20 bis 22 Zoll stark, in geschlossenem Holze. Will man ihn mit Vortheil hauen, so muß er nicht zu tief, sondern wenigstens etliche Fuß hoch über der Erde weggehauen werden. Soll aber ein Stamm, welcher einen recht schönen und geraden Wuchs hat, behauen werden, so verfährt man damit so, wie mit den Birken. Man nimmt nämlich die Aeste von unten auf am Stamme nach und nach glatt hinweg, ohne den Stamm zu köpfen.

a) Die Vermehrung der Weisbüchen.

Man kann diesen Baum sowohl durch Pflanzbüchen, als durch Besäung des Platzes vermehren.

Die Pflanzbüchen werden auf mehr denn eine Art erhalten, je nachdem es die Gelegenheit und der Ort des Pflanzers verstattet.

Der noch nicht zu alte Baum wird gezwungen, häufig Ausschößlinge auszutreiben, wenn er dicht an der Erde abgehauen wird. Steht die Hainbüche wider das Vieh im Gehege sicher, so treibt sie, da sie mit ihren Wurzeln weit in der Oberfläche der Erde fortgeht, von selbst hie und da junge Lohden hervor. Will man aber den Wurzelwuchs noch mehr befördern, so lasse man nur alten Büchen die Wurzeln hie und da entblößen, und in die starken Wurzeln einige Hiebe thun, alsdann nur wenige, und etwa nur 1 Finger hoch, wieder Erde darauf werfen, so schlagen junge genug davon wieder aus. Auf offenen Plätzen, und wo Viehweide ist, vermehren sie sich so

wenig

wenig aus dem Anfluge, als aus der Wurzel. In den Gehegen aber nimmt man die Lohden, wenn sie die Dicke eines guten Besenstiels erlangt haben, heraus, beschneidet ihnen die Wurzeln, und hauet die Krone davon, so, daß nur eines Fingers lange Stümpfel, oder gar nichts daran bleibt, und verpflanzt sie wie die Eichen. Die gepflanzten Bäume werden, wie die Eichen, wider den Anlauf des Viehes, mit Dornen bebunden. Im dritten Jahre nach der Pflanzung werden alle getriebene Lohden am Kopfe bis auf ein Auge abgeschnitten, das von oben aber trocken gewordene Holz bis auf die erste Lohde mit einem scharfen Beile abgehauen, damit der Stamm wieder überwachse. Wird dieses unterlassen, so ist es um die Büchen geschehen, weil sie denn von oben herab trocknen.

Eine sehr sichere Art der Büchenpflanzung auf einem eingefriedeten Platze ist auch diese, daß man nur noch so junge Bäume erwählet, welche wie ein kleiner Finger dick, oder noch darunter sind. Man schneidet diese Lohden einen Fuß hoch von der Erde ab, und nimmt ihnen alle Seitenäste; alsdann pflanzet man sie einen Fuß weit aus einander, in Gräben, und schneidet sie im folgenden Frühjahre dicht an der Erde ab. Die ausgeschossenen Lohden werden um Johannis bis auf die besten abgeschnitten, und die Gänge dazwischen vom Grase rein gehalten. Solchergestalt kommt man in wenig Jahren zu tüchtigen und lauter gut bewurzelten einstämmigen Pflanzhainbüchen, wovon man so lange eine Reihe, und eine Hainbüche um die andere, heraus nimmt, und verpflanzet, bis die übrig gebliebenen jede 12 bis 16 Fuß weit von einander abstehen, welchen man denn auch den Kopf abhauet, und ihnen Nebenarme läßt,

damit

damit sie desto mehr Köpfe und Unterholz machen. Diese Kopfhainbüchen werden nach der Güte des Bodens, worauf sie stehen, alle 8 bis 10 Jahre abgeköpfet.

Will man diese Büche aber aus dem Samen ziehen, so muß man ihn recht reif nehmen, und ihn von den Flügeln reinigen, ehe man ihn säet. Von jungen Bäumen taugt der Same nichts, weil solcher unvollkommen, und zum Aufgehen noch nicht tauglich ist. Man erwählet daher lieber den Samen von alten Kopfhainbüchen, welche neun- bis zehnjährige Lohden haben; oder man läßt in den Holzungen Samenhainbüchen, ohne solche zu köpfen, aufwachsen.

Der Same muß im Herbste, so bald er reif geworden, ausgesäet werden, weil die Pflanzen erst im zweyten Jahre aufgehen würden, wenn man dieses im Frühjahre thun wollte. Man läßt die zum Besäen bestimmten Plätze das Jahr zuvor umpflügen, oder umgraben, und liegen, damit sich die Erde festsetze und hart werde, nachdem das Unkraut durch ein Schiebeisen weggenommen worden. Einige aber lassen das Land im Sommer erst einigemal pflügen, von allem Grase und dessen Wurzeln reinigen, sodann, nachdem es glatt und gerade geeget worden, alle 2 Fuß von einander 2 Zoll tiefe Rinnen nach der Schnur machen, und in diese den Samen einsäen, diese aber mit klein gehacktem Moose, oder mit weniger leichter Erde bedecken. Es muß aber von beyden nicht viel auf den Samen kommen, damit er nicht ersticke. Wenn er in den Hölzern abflieget, so fällt solcher auf die platte Erde, über diesen aber das abfallende Laub, worunter er aufgehet. Man hält es daher am besten, wenn man den Samen mit den

Füßen

Füßen in die Erde tritt, und alsdenn das Moos, welches ihn sonst feucht erhält, wegläßt. Hat man viel Samen einzubringen, so kann der auf das gepflügte Land oben aufgesäete Same am geschwindesten mit der Walze überfahren, und so mit in die Erde hineingedrückt werden. Kann man den Samen aber so säen, daß er von der Mittagsseite, durch andre dabey stehende Bäume, Schutz gegen die heiße Sonne hat, so wird er in einem trocknen Sommer nicht zagen dürfen. Die jungen Samenpflanzen zeigen ihre erste Samenblätter fast wie die vom Apfelbaume.

Du Roi meinet, wie die Aussaat am besten gelungen, wenn man die Rinnen, worein der Same gesäet worden, mit einer breiten Hacke vom Grase reinige, ohne den Boden vorher aufgelockert zu haben, und auf solche harte Erde den Samen mit den Füssen eintrete, und nicht mit Erde, sondern nur mit trocknem Laube bedecke. Für die jungen Pflanzen ist es gut, wenn sie einige Jahre vom Unkraute befreyet werden können, damit sie nicht ersticken; nachher haben sie Stärke genug, sich selbst in die Höhe zu helfen, und das Gras zu vertilgen.

Ehedem wurden die jungen Hainbuchen mehr als jetzt zu hohen und schönen Wänden in den Gärten gezogen, weil sie nicht erfrieren, geschwinde wachsen, leicht unter der Scheere gehalten werden können, und bis auf 20 Fuß hoch aufwachsen, welches bey andern nicht so wohl von statten geht, welche ihre Zweige lang und weit ausbreiten. Weil auch die Blätter meistens so lange sitzen bleiben, bis die jungen Knospen im Frühjahre aufbrechen wollen, so können sie einen Ort und andere zärtere und empfindliche Bäume gegen die Kälte beschützen. In dem Hausvater

des

des Hrn. v. Münchhausen 3 Theil S. 154. wird die Anlegung einer Hecke von Hagebüchen gelehret, und er will, daß dazu nur junge Stämmchen genommen werden sollen. Es wird aber Manchen die Zeit damit zu lang, und wollen lieber bald eine große Wand oder Hecke haben. Sie nehmen daher aus den Wäldern sechs- bis achtfüßige Stämme, wo sie zu dick stehen, ja noch höher und stärker, die auf einem guten Boden bey hinlänglicher Pflege auch recht gut bestehen. Sonst hat man auch hin und wieder angefangen, Hecken, womit ein Platz eingefriedet oder eingeheget werden soll, dergestalt anzulegen, daß wechselsweise ein Stamm Hainbuchen, und ein Stamm Hagedorn eines ums andre zusammengepflanzet werden, damit die dazwischen gesetzten Hagedornstämme mit ihren Stacheln den lebendigen Zaun desto widerstehender gegen das Ein- und Durchdringen der Menschen und Thiere machen mögen, weil die Zweige dieser beyden Holzarten sich in einander verwachsen. Man hat aber von lebendigen Zäunen oder Wänden von Hainbuchen auch darum ehedem so viel gehalten, weil diese Holzart das wenigste Ungeziefer bey sich hat, und ihr Laub sich am reinlichsten hält, welches von dem Weisdorn nicht gesagt werden kann, dessen Blätter öfters von Raupen völlig abgefressen werden, daß eine ganz kahle Hecke oder Wand davon entstehet.

b) Nutzen und Gebrauch des Hainebüchenholzes.

Da das Holz harte und zähe ist, giebt es nicht allein sehr gutes Feuerholz, sondern auch gute Kohlen, welche unmittelbar in der Güte den Büchenkohlen folgen. Die ausgerotteten Stämme und Wurzeln

zeln so gar sind am tauglichsten dazu. Der Kohlen wegen sollte allen Hüttenwerken daran gelegen seyn, zu jährlicher Ersparung so vieler 1000 Rthlr. an Fuhrlohn für Kohlen von dieser so schnell wachsenden Holzart, die eine der besten ist, überall und in der Nähe besonders gute und beständige Kohlengehaue einrichten zu lassen.

Für die Zimmerleute ist das schwere spaltige Nutzholz eins der besten, um es im Trocknen zu verarbeiten. Denn im Wetter und in der Erde ist die Dauer nicht sonderlich. Es stünde aber noch zu versuchen, ob dieses Holz nicht auch nach der Methode, die vorhin beym Dauerhaftmachen des rothbüchenen Holzes beschrieben worden, gleichfalls währhafter zu machen wäre. Es dienet aber dieses Holz, anstatt des Apfel- Birn- und Pflaumbaumholzes, zu allerley festen und dauerhaften Werkzeugen der Müller, Stellmacher und Tischler, als wozu es hauptsächlich gesuchet wird, und überhaupt zu vielerley Instrumenten, welche eine starke Last und Stöße aushalten müssen; die Müller haben es am liebsten zu Kämmen in den Mühlrädern, zu Getrieben und Drillingen in den Mühlen und dergl. Ferner kommt dies Holz zu Bildhauer- und Drechslerarbeiten, zu Dielen und Fußböden, Tafelwerk, Tischen, Walzen, Mangeln, oder Rollen, Oel- und andern Stampfen, Gestellen, Gerüsten, Lavetten zu Kanonen, Schlägeln, Keilen, Schiebkarren, Flachsbrechen und Schwingen, Spaden, Schaufeln, Dreschflegeln, Felgen, Hebebäumen, Deichseln, Ballenstöcken, Satteln, Kummeten, und ist als ein sehr gutes, starkes Schirrholz in gemeinem Gebrauche. Das Herz, oder der Kern von reifen, gesunden, völlig ausgewachsenen Stämmen, und besonders den Stammenden ist, nach Er-

fahrung der Tischler, in der Härte und Bearbeitung dem schwarzen Ebenholze gleich. So rar als es aber, wie mehrere andere Holzarten, in vielen Gegenden, als Schirrholz geworden ist, so suchet es doch der Bauer und Dröscher zu Flegelkeulen immer noch auf, und bezahlet an manchen Orten für eine bereits zurecht geschnittene Keule gern 2 bis 3 Groschen, und legt sich solche vor dem Gebrauche, wie es vorhin gesagt worden, noch eine Zeitlang in dem Schornsteine hin, damit sie vom Rauche zur möglichsten Härte und Dauer gebracht werden möge. Was sollte nun wohl mehr zur Empfehlung dieser Holzart gesagt werden können?

Noch muß ich eines gemeinen Provincialausdrucks hiesiger Gegenden gedenken, da man von einem Menschen, der unbiegsam und von nicht allzufeinen Manieren ist, sagt: Er ist ein rechter hahnbüchner Kerl. Dies soll wohl eigentlich ein hainbüchner oder hagenbüchner Kerl, von der Hain- oder Hagebüche, heißen. Ein Bild von dieser Holzart, welche man bey Haus- und Schirrgeräthen als die allerfesteste befindet. Vielleicht der Name: Hagestolz, gleichen Ursprungs.

3. Ahorn, Ahornbaum.

Diese Geschlechtsbenennung, bey den Preußen Leinbaum, bey den Schlesiern Urle, oder Urlenbaum, gehöret denjenigen Bäumen zu, deren Blätter je zwey und zwey allemal von einander stehen, wovon die meisten mehr oder weniger tief eingeschnitten, bisweilen gekerbt, und nach Beschaffenheit der Gattungen, größer oder kleiner sind. Die in unsern Ländern befindlichen 3 Gattungen dienen sowohl zu Bau- und Werkholze, als zum Brennholze und an-

dern wirthschaftlichen Absichten. Die Blumen bey den Ahornbäumen kommen zu Ende des Aprils zum Vorschein, und haben gemeiniglich nur eine beynahe grasartige oder grünliche Farbe. Die Frucht bestehet aus 2, selten 3 unterwärts mit einander verwachsenen Kapseln, deren jede einen Flügel hat, welcher bis zur Reife der Frucht fortwächset, und jede Kapsel enthält einen länglich rundlichen Samen.

In Deutschland findet man, wie gesagt worden, 3 Arten wildwachsend, als:

a) den kleinen deutschen Ahornbaum, sonst auch Maßhalder, Messeller, Weißlöber, Weißeper, Leimahre, Witneber, Rappeltham, Creuzbaum, Schreiberholz, u. s. w. Acer campestre L. Wie man die beyden folgenden Arten oft mit einander verwechselt, so geschiehet es auch in Ansehung dieser mit den Calinkenbeer- oder Mallivenbeersträuche und den Faulbäumen, da sie doch nach Anzeige der Blumen und Früchte zu dem Ahorn gehöret.

Man findet diese Sorte außer den Wäldern nicht selten in Hecken und Zäunen; ist bisweilen kaum mannshoch, und daher nur ein Strauch, vermehret aber in gutem Erdreiche ihre Größe, Höhe und Stärke bis zum Ansehen eines Baums. Die Rinde ist gelblicht, springt aber leicht auf, und ist daher rauch und runzlicht anzufühlen. Die Blätter sind klein, in 3 oder 5 ungleiche, stumpfe Einschnitte abgetheilt, welche zwar nicht gekerbt, ringsherum aber mit einem ziemlich hellen Grün, gleichsam eingefaßt, jedoch unterwärts weißlicher sind. Sie enthalten einigen Milchsaft. Die grünlichen Blumen treiben im April und May mit dem Laube zugleich,

und stellen gleichsam einen Schirm vor. Bey dem im September reif werdenden Saamen stehen die Flügel nicht wie bey den andern Arten aufwärts, sondern mehr nach beyden Seiten gerade ausgebogen.

b) **Bergahorn, gemeiner weißer Ahorn, Urlenbaum, Ere, oder Ehre, Breitblatt, Breitlaub, Weinblatt, Milchbaum, Spillenholz, auch falcher Platanus,** Acer montanum, Acer Pseudo - platanus Linn. Dieser Baum wächst gern auf Bergen und an Orten, wo er Luft und Raum hat seine Zweige auszubreiten, und wird zu einem großen, starken und sehr schön in die Augen fallenden Baum. Die Blätter hängen an langen rothen Stielen, sind schön grün und dem Weinlaube sehr ähnlich, in 5 ungleich ausgezackte Lappen ausgetheilet, davon die 2 hintersten kleiner, als die vordersten, auf der obern Seite dunkelgrün, auf der unter weißgrün, und mit einer zarten Wolle bedeckt; fallen im Herbste leicht ab. Die grüngelbichten Blumen sind traubenförmig gestellet, und treiben im April und May. Die Rinde des Baums ist glatt und weißlich, das Holz ebenfalls weiß und zähe, die jungen Schüsse aber von hellrother Farbe.

c) **Spiziger Ahorn, Lehne, Löhne, Lienbaum, Breitlöbern, Breitblatt, großer Milchbaum, deutscher Salatbaum, deutscher Zuckerahorn, Leinahre u. s. f.** Acer platanoides Linn. Wächst in den Wäldern, doch häufiger an niedrigen feuchten Stellen und um die Bäche. Man pflanzet ihn wegen seines guten Ansehens gern in Alleen, und wird auch

in

in einigen Gegenden Gänsebaum genannt, weil dessen fünffach gezäckten Blätter den Gänsefüßen gleichen; wegen seiner breiten Blätter nennet man ihn aber, besonders in der Mark, Breitlöber, Breit- und Weinblatt. Salatbaum heißt er deßhalb, weil das junge Laub, gleich nach dem Aufbrechen, weich und wohlschmeckend ist, wie Hr. Gleditsch saget, und den besten Frühlingssalat abgiebt. Du Hamel will diese Art aus dem Grunde lieber zu Alleen gebraucht wissen, als die vorhergehende, weil solche das Laub zu zeitig verliert, und die Blätter fast beständig von dem Ungeziefer angefressen werden.

Das Laub dieses spitzigen oder Zuckerahorns ist glätter, viel feiner und spitzgezackter, auch anfänglich weicher, süßer, eßbarer, dabey adrig und nicht wenig ansehnlich. Junge Triebe und Laub geben beym Zerschneiden eine süßliche Milch, der Stamm aber erlanget nicht in allem Grunde die Höhe und Stärke des erstern; jedoch in manchen ohne Unterschied. Das junge Holz ist meistens sehr weiß, aber etwas weit und grobdriger, als das des vorhergehenden, daß es zu Resonanzbodens in Clavieren und Violinen nicht tauget. Das ältere Holz ist gelblich und härter dabey gekiepert, und spielet ins Seidenhafte. Es muß alsdenn sehr oft die Stelle des Eschenholzes zu Wagen- und Kutschenbäumen, zu Beilen und Hammerstielen vertreten.

aa) Die Vermehrung des Ahorns.

Die Ahornbäume können leicht aus dem Samen gezogen werden. Wenn man sie in einer Baumschule ziehet, nennet man sie Ahornbäume aus dem Samen, und schätzet solche höher, als diejenigen, welche von selbst in Wäldern aufgewachsen sind. In der wilden Baumschule hält man die jungen Bäume so, daß sie 2 Schuh weit von einander, in 3 Schuh weit von einander entfernten Reihen versetzet werden. Haben sie hier 3 bis 4 Jahr gestanden, und sind groß genug geworden, so werden sie dahin gesetzet, wo sie beständig bleiben sollen.

Die jungen Bäume kommen sehr leicht fort beym Versetzen, und es ist sogar unnütz, wenn man die Erde an den Wurzeln läßt. Beym Pflanzen muß man niemals den Baum kappen. Es geht auch an, die Ahornbäume durch Absenker, oder vermittelst des Legens, und sogar durch junge Sprossen fortzupflanzen. Denn es treiben aus der Wurzel viel Schößlinge, wie denn auch diese Bäume zu dem Schlagholze gehören, weil der abgehauene Stock wieder auszuschlagen pfleget.

Man säet die Samen mit ihren Kapseln im Herbste. Da aber die Mäuse sehr begierig darnach sind, auch der im Frühling zeitig hervortreibende Keim gar leicht von den Nachtfrösten Schaden leidet, thut man besser, wenn man den Samen mit trocknem Sande lagenweise vermischet, aufhebet, und solchen erst im Frühjahre säet. Wenn er nicht zu tief in die Erde gebracht wird, gehet er bald auf. Es wird aber der Same von der zweiten und dritten Art nicht alle Jahre vollkommen reif, daher er von Manchen alsdenn aus warmen Gegenden, als Italien, verschrieben wird. Die Nordostwinde sind dem auf-

gehen-

gehenden Samen sowohl, als den noch jungen zarten Bäumen überhaupt schädlich.

bb) Nutzen des Ahorns.

Man kann von der ersten Art des Ahorns sehr schöne Hecken erziehen, welche an solchen Orten, wo die Hagebüchen nicht recht fortkommen, sehr gut gedeihen. Es giebt aber auch gewisse Orte von schlechtem Boden, wo der Ahornbaum nicht so gut fortkommt, wie die Hagebüche. Wo demnach der Ort für die Hagebüche allzuscharf, trocken und kiesig ist, da kann man Ahornbäume hinbringen.

Daß der Ahornbaum der zweyten und dritten Art eine Pracht unsrer Alleen sey, ist schon vorhin gesagt worden, und seine Blumen geben viel Honigsaft den Bienen.

Man findet von der zweyten Art selten ganze oder besondere Waldungen, auch nicht überall Stammholz, daß man sie vielmehr im Unterholze wegen geschwinden und starken Wuchses, alle 15 bis 20 Jahre hauen kann, da sie alsdann Stangen, Reiß- und Kohlenholz geben.

Wegen Festigkeit und mehrerer Härte ziehet man das Ahornholz aus solchen Standörtern dem übrigen weit vor, in welchen es langsamer wächset, ohne zu leichte oder locker zu seyn, da es denn auch eine bessere Politur annimmt. So gehören auch die starken gesunden Ahornstämme vor allerley Handwerker; es werden nämlich daraus zwey- drey- vierzöllige Bohlen zu Tischen, Waschrollen, auch Walzen und Mandelkeulen, Bretter zu Spinden und Bänken, Queves zu Billardspielen u. s. f. geschnitten. Man beizet auch das schöne sinnige und masse-

rige Ahornholz, wendet es zu mancherley einzulegender Tischlerarbeit, auch zu saubern Büchsen- und Pistolenschäften an. Wie es denn wegen der Härte und Reinligkeit allerhand Drechslerwaaren abgiebt, und sich zu überaus dünnen und feinen Spähnen und Brettern, wie das Büchenholz, verarbeiten läßt, womit hin und wieder vor die Buchbinder und Instrumentenmacher u. s. f. ein Handel getrieben wird.

Von der Lähne, Breitlöber, Spitz- oder Zukkerahorn treffen die Hauptumstände und die Nutzung mit dem vorhergehenden Ahornbaum überein. Die vollwüchsigen Stämme von 12 bis 18 Zoll, geben nach einem harten Froste, und wenn die Wurzeln recht mit Schnee belegt sind, bey heiterm und recht strengem kalten Wetter aber, bis zum Ende des Decembers und noch weiter hinaus, alle 24 Stunden etwa zwischen 7 und 10 Quart eines recht zuckerreichen Wassers, auch in manchen Jahren und Grunde noch mehr. Man bohret sie zu dem Ende mit einem halbzölligen Bohrer etwa einen halben Fuß hoch über der Erde, und fast einen halben Fuß tief. Bey gelinder oder nasser Witterung wird dieser Saft, als weniger süße, nicht gezapft. Das Zapfen geschiehet etwa bis auf 30 Tage, auch bey der Kälte noch wohl 14 Tage länger, aber des alsdenn kommenden kräutigen Nebengeschmacks halber nicht leicht länger.

Nach Kalms Beschreibung von der Gewinnung dieses Wassers, in Nordamerika soll daselbst solches nur bey Thauwetter fließen, wenn es nämlich die Nacht zuvor gefroren hat. Man bekomme aber daselbst keines, wenn des Morgens darauf nicht die Sonnenwärme stärker ist, als die Kälte, daher die Bäume auf der Mittagsseite Wasser geben kann, wenn eine andre auf der Mitternachtsseite nicht fließt.

Die

Die alten Bäume geben weniger, aber süßer Wasser, als die jungen.

Gedachter Hr. Kalm schreibt von dem Sieden dieses Wassers aber also: Es wird in großen eisernen oder kupfernen Kesseln gekocht, bis es so dicke wird, daß sich das zähe Wesen nicht mehr will herum treiben lassen, wobey der Schaum fleißig abzunehmen ist. Hierauf nimmt man den Kessel vom Feuer, rühret es fleißig um, bis es ganz kalt wird, da denn der Zuckersyrup sich in einen braunen, mehlichten Zucker verwandelt. Will man solche in Hüte oder andere Gestalt haben, so rühret man nicht so lange, sondern indem er noch etwas flüßig ist, gießt man ihn in die Gefäße, und läßt ihn kalt werden. Einige mischen Mehl unter den Syrup, wodurch der Zucker weißer wird, aber der unverfälschte hat einen angenehmern Geruch und süßern Geschmack. Der aus dem im späten Frühlinge ausgezognen Ahornwasser gefertigte Zucker zerfließt, so bald die Luft feucht wird, daher die Einwohner in Canada Frauensyrup daraus zu machen pflegen. Man schätzet, daß daselbst jährlich 120 bis 150 Centner dieses Zuckers verfertiget werden. Gemeiniglich rechnet man, daß man, wenn der Frühling etwas lang ist, von einem Baume 30 bis 60 Kannen Saft bekomme. Aus 16 Kannen Saft erhält man ohngefähr 1 Pfund Zucker; ja man soll 1 Pfund Zucker aus 5 Kannen Wasser erhalten haben, aber dieses war von Bäumen, so auf hohem und bergichtem Lande gewachsen. Der Baum nimmt nach dem Abzapfen keinen Schaden. Der gute Zucker soll hart, von brauner Farbe, etwas durchsichtig, von angenehmen Geruch, und sehr süße auf der Zunge seyn. Zuweilen ist er locker, wie Mehl oder Muscovadzucker, meistens aber sitzt er in

kleinern oder größern Klumpen bey einander. Gemeiniglich wird er in kleinen, Querhände breiten, Kuchen nach England gesandt. Dieser Ahornzucker zergeht nicht so geschwind, als der gemeine Zucker; dafür versüßet er aber auch nach dem Maaße seiner Größe nicht so stark, als der ordentliche. Dagegen hält man ihn für gesünder als den gewöhnlichen, und sonderlich bey Brustkrankheiten für sehr nützlich.

Nach den in Deutschland gemachten Versuchen geben die zwo ersten Ahornarten auch Zuckerwasser, aber weit weniger, als die dritte Art, nämlich der Spitz- oder Zuckerahorn. Mit den mehrern Arten dieses Baums in Nordamerika hat es gleiche Bewandniß.

Noch ist zu gedenken, daß der Ahornzucker schöner und lieblicher gemacht werden könne, wenn er mit Eyweiß abgekläret wird. Läßt man ihn zu stark einsieden, so bekommt er einen groben Zuckersyrupgeschmack. Auch ist wohl zu bemerken, daß das Einsieden des Zuckerwassers auf langsamem Feuer, auf Kohlen, geschehen müsse, damit der Zucker keinen brannstichen Geschmack bekomme. Um aber das Anbrennen im Kessel oder in der Pfanne zu verhüten, muß der Liquor, wenn er anfängt dick zu werden, mit einem hölzernen Stabe fleißig umgerühret werden, als wodurch auch das Abdunsten der wässerichten Theile befördert wird. Hat endlich aber, wenn dieses alles beobachtet worden, der Zucker dennoch keinen feinen, reinen Geschmack; so hat es an dem Baumsafte gelegen, daß man selbigen vielleicht zu spät oder zu lange aus den Bäumen gezogen hat, indem, wie oben bemerket worden, der schlechte Kraut- oder Grasgeschmack aus dem letztern Umstande entstehet. Wie denn auch noch auszumachen ist, ob

das

das zu Anfange des Winters, oder zu Ende desselben abgezapfte Wasser den zum besten schmeckenden Zucker giebt, oder nicht.

Da man an mehrern Tagen Wasser von den Ahornbäumen sammlet, so muß man sich der in den Schwed. Abhandl. v. J. 1754, deutsch. Uebersetz. S. 2 6. beschriebenen Methode bedienen, da O. J. Dalmann den Versuch zu allererst machte, Zucker aus dem Safte Schwedischer Ahornen zu sieden. Er ließ nämlich im Frühjahre mit einem Bohrer ein Loch schief, ein halb Viertel tief, in 8 Ahornbäume unten am Stamme bohren, darunter keiner jünger, als 30 Jahr war. In jeden ward nur ein Loch gebohret. In das Loch schraubete man gewöhnliche hölzerne Hähne, damit der Baum nicht öfter und länger flösse, als man wollte. Das erstemal wurden innerhalb 4 Tagen 20 Kannen abgezapfet; man sotte solche 7 Stunden lang über Kohlenfeuer, und als das Ueberbliebene sich gesetzet hatte, gab es 2½ Pfund braunen Zucker. Das zweytemal flossen aus eben den 8 Ahornbäumen in 3 Tagen 15 Kannen Saft, woraus man, nachdem solcher einige Zeit war gesotten worden, erstlich ein halbes Pfund Syrup, nachgehends ein Pfund eben solchen Zucker, wie vorigen, und zuletzt 8 Loth Pulverzucker bekam.

Haben wir nun an den Mohrrübensafte ein Surrogat des Zuckers bey warmen Speisen, wo der Honig nicht gebraucht werden kann, so hätten wir nun an dem Ahornzucker das Surrogat des gewöhnlichen Zuckers, wo wir uns dessen im trocknen Zustande, z. E. zum Aufstreuen über Gebackenem, beym Kaffee u. s. w. zu gebrauchen haben, und also Geld für ein auswärtiges Produkt ersparet werden kann. Man hat sogar gefunden, daß der Ahornzucker so gut, als

der

der gemeine, allerley Eingemachtes daraus zu machen, dienlich sey.

Sonst dienet das abgezapfte Ahornwasser auch zum Essig- und Brandtweinmachen. Frisch getrunken wird es wider den Scorbut gerühmet. Es geht geschwind durch den Urin, und die Nordamerikaner haben die Erfahrung, daß das getrunkene Wasser niemals, auch denjenigen nicht, die ganz erhitzt und völlig im Schweiße davon getrunken haben, Schaden gebracht habe. Aus den Englischen Transactionen ersiehet man, daß man nur den vierten Theil Malz zum Brauen zu nehmen nöthig habe, wenn anstatt des gemeinen Wassers, dieses Ahornwasser dazu angewendet wird.

So haben wir also den Ahornbaum um seines so vielfältigen Nutzens willen mit der Eiche und Buche, in den ersten Rang unsrer Waldbäume zu setzen, wenn wir auch nicht auf sein prächtiges Ansehen in Plantagen und Alleen Rücksicht nehmen wollten. Die größten Redner und Staatsleute des Alterthums unterhielten diesen Baum zu ihrem Vergnügen in einem Lande, welches uns sonst wegen vieler andrer Bäume, die unter unserm nördlichen Himmelsstriche des Winters im Freyen nicht ausdauern, vorzüglich und wünschenswerth bedünket. Denn ihre Liebe zu dem Ahornbaum ging so weit, daß sie ihn, statt des Wassers, mit Wein begossen. Als sich Cicero einstmals mit dem Quintus in eine Disputation einlassen wollte, antwortete dieser jenem: er möchte ihm doch erst so viel Zeit gönnen, seinen kostbaren Ahornbaum mit Wein zu begießen. Wer unter uns nun ein Liebhaber der Schriften des Cicero ist, ehre ihn noch in seinem Lieblingsbaume durch Vermehrung und Anpflanzung desselben, zu welchem Zweck unter uns

kein

kein Opfer von Wein, nur Fleiß und Aufsicht zur Erweckung einer löblichen Nacheiferung den Holzwuchs zu vermehren, und unsre Fluren durch ansehnliche Bäume zu verschönern, erfordert wird.

4) Die Esche.

Wir lassen diesen Baum gleich auf den Ahornbaum folgen, weil sein ansehnlicher Wuchs selbigem am nächsten kommt, und ebenfalls zur Zierde unsrer Alleen und Plantagen dienet.

Man hat an diesem Baume im schicklichen Grunde einen solchen, der, um Geschirr- oder Nutzholz zu haben, welches fest ist, und den festesten Holzarten gleich kommt, leicht wächset, und seinen Wachsthum am geschwindesten vollendet. Denn in 40 Jahren hat er schon seine höchste Vollkommenheit erreichet, welches in einem weniger guten Boden erst in 50 Jahren, und in noch schlechterm noch später geschiehet.

Der Saame wird im October reif, und muß alsdenn sofort ausgesäet werden, weil er sehr lange in der Erde lieget, und in trocknem Boden erst im zweyten Frühjahre zum Vorschein kommt. Wer sich die Mühe nimmt, und den Saamen aus seiner festen hornichten Schale, welche dem frühern Auskeimen hinderlich ist, absondert, der befördert das frühere Aufgehen desselben, so wie man es in der Gärtnerey mit einigen zum frühern Aufgehn verlangten Baumsamen, z. E. mit Mispeln u. dergl. auch zu thun pflegt. Ich habe es schon versucht, den Saamen wie er von Natur in seiner Hülle ist, über Winter, in mit Erde angefüllteten Geschirren in einer temperirten Kammer aufzubewahren, um sein früheres Aufge-

hen

hen zu befördern, ohne daß solches, bey einem erfolgten trocknen Frühjahr, nachdem der Same in die Saatschule gebracht worden, erfolget wäre. Die Versuche, junge Bäume aus Zweigen zu erziehen, sind auch gelungen.

Es liebet dieser Baum eine leichte gute Erde, die mehr feucht als trocken ist. Ist der Boden aber mehr naß als feucht zu nennen, so besteht der Baum auch daselbst sehr gut; das Holz aber ist weniger fest und biegsam. Auf einem trocknen Boden wird das Holz noch spröder. Auf einem weißen kreidigen Grunde soll er auch außerordentlich gut fortkommen, wovon ich mich aber als keinen Augenzeugen angeben kann. Im feuchten Lehme, welcher kalt und feste ist, gedeihet die Esche so wenig, als auf einem hohen trocknen Sandboden.

Eine halbe Stunde von mir ist eine Gegend, wo diese Holzart recht zu Hause gehöret, und wo man überall die Esche von den durch den Wind umhergestreuten Samen aufgehen, und weit geschwinder, als anderswo aufwachsen sieht. Der Boden ist oberhalb gute schwarze Moorerde, mehr feucht als trocken, der unter sich kaum eines Spadens, 6 bis 8 Zoll tief, von einem ganz weißen Sande abgewechselt wird, worunter hin und wieder auch ein weißer Sandmergel angetroffen wird. Man siehet in dieser Gegend Bauergärten, ganz der Natur überlassen, in welchen dieselbe unter den Aepfel- und Birnbäumen, welche von der Hand des Eigenthümers angepflanzet sind, so viel Eschen aus den Samen hervorbringet, daß im Sommer eine angenehme Finsterniß darin herrschet, und mich zuweilen anreizet, hineinzugehen, und mich an dem Werke der Mutter Natur zu ergötzen. Die zusammengedrängten

Eschen

Eschen pressen sich mit einem schnur gerade, reinen und gänzlich von Seitenästen befreyten Stamme, der 12, 16 bis 20 Ellen lang und darüber ist, so in die Höhe, daß sich oben im Gipfel nur eine mäßige, sich von Luft, Thau, Regen und Sonne nährende Krone befindet. Dergl. wilde Gärten haben gemeiniglich öfter Obst als die andern, welche von wilden Bäumen rein gehalten werden. Sie haben nämlich weniger Raupenfraß. Ich will eben nicht sagen, daß, wie man glaubt, da die Blätter der Eschen Ottern und Schlangen zuwider seyn, die Raupen gleichfalls aus Antipathie hieselbst von den Obstbäumen wegbleiben sollten. Der Schatten ist wohl vielmehr die Ursache, daß die Schmetterlinge ihre Eyer nicht da anlegen, wo es an Sonne mangelt, selbige früh oder gut auszubrüten. Die Bauern solcher Gärten haben außer ihrem öftern Obstgewinnste noch den Vortheil, daß sie Jahr für Jahr die jungen Eschen, wenn sie die Dicke eines tüchtigen Leiterbaums erlangt haben, an die Stellmacher verkaufen, welche davon das Gerüste zu den Kornsensen, oder den Hacken daran verfertigen, indem sich keine andere Holzart so gut als diese, darzu gebrauchen läßt.

Es wächset dieser Baum eben so gut in Wäldern, als wenn er frey stehet, und auf allen Seiten Wind und Wetter ertragen muß, und wird jetzt, wegen seines so guten Ansehens auch in den Alleen bey Potsdam unter den übrigen Bäumen mit angepflanzet. Ich kann aber nicht sagen, daß er mehr von Insecten, als andre Bäume beschädiget werden sollte. Vielleicht geschiehet solches mehr auf einem hohen trocknen, als auf einem niedrigen, feuchten Boden. Denn bey mir habe ich die Esche, auch da, wo sie frey allein und in der Sonne stehet, seit 20 Jahren

nur

nur ein- oder das anderemal von Raupen abgefressen, Spanische Fliegen aber noch nie darauf gesehen.

Unter den Waldbäumen wüßte ich keinen, der in einen schicklichen Boden so leicht zu verpflanzen, und hierauf weniger zu pflegen wäre, als die Esche. Da ich seit 20 Jahren aus der Nachbarschaft junge Bäume holte, und solche bey mir ansetzte, folgten mir die übrigen Dorfwirthe, um geschwinde Nutz- oder Geschirrholz zu haben, und noch habe ich nicht gesehen, daß ihnen ein einziger ausgegangen wäre, ohngeachtet die von ihnen gepflanzten Bäume fast immer die Dicke eines Harkenstiels hatten. Da aber keine dergleichen jungen Bäume mehr zu haben sind, habe ich eine Baumschule davon angelegt, wovon die pflanzrechten Bäume den Dorfwirthen, die damit noch nicht versorget sind, unentgeldlich ausgetheilet werden, um den Eifer zur Holzvermehrung desto mehr zu ermuntern und allgemeiner zu machen.

Man hat an der Esche lebendiges Holz, da der abgehauene Stamm nur Ausschößlinge austreibet, wovon man die besten in die Höhe gehen läßt. Nur muß der Baum nicht zu alt, nicht wohl über 20 Jahr alt seyn, besonders wenn der Boden mehr trocken, als feucht ist. Man kann das Alter so ziemlich an der Rinde des Stammes erkennen. Sie bleibt bis fast an das dreyßigste Jahr glatt; nachher fängt sie an Risse zu erhalten, welche von Jahren zu Jahren stärker werden.

Wenn die Eschen einen Theil des Schlag- oder Fällholzes ausmachen sollen, so sollte man dabey billig eine doppelte Absicht haben, nämlich um einige von den Schossen zu Stangen, unter anderm Fällholze bey den verschiedenen Fällen wegzunehmen, andere aber zum Zimmerholze stehen zu lassen.

Die

Die Eschen können unter dem Fällholze, entweder wenn es erst angeleget wird, oder nach einigen geschehenen Fällungen desselben, angesäet werden. Die von Forstmännern hiebey angepriesene Methode ist diese: wenn der Wuchs der andern Stauden einige Höhe erreicht hat, es möge nun aus dem ersten Schusse, oder nach einer darauf erfolgten Fällung geschehen, so muß man mit einer Mauerkelle in der Hand, und mit auserlesenen Samen in der Tasche, an den Ort, wo das Fällholz steht, zu Ende des Octobers, nachdem der Same ein wenig getrocknet worden, gehen. Man öffnet hierauf die Erde an Stellen, die am meisten leer sind, und wo der Boden am besten ist, mit der Kelle, (mit einer leichten Hacke sollte es wohl besser seyn, weil der Säemann von dem vielen Bücken nicht so ermüdet wird, wie bey der Kelle unvermeidlich ist,) und thut ein wenig Samen hinein. Der Same wird mit der aufgenommenen Erde etwa ½ Zoll hoch bedeckt, allenfalls auch die daselbst abgefallenen Blätter über die Stelle hingelegt, um solche zu schützen und feucht zu erhalten. Nach einigen Jahren kann man die aufschießenden Pflanzen untersuchen, und die krummgewachsenen 5 Zoll von der Erde abschneiden, die andern aber zu Zimmerholze stehen lassen. Aus den abgeschnittenen Eschen kommen häufige Stangen hervor, die mit dem übrigen Fällholze, bey jedem Fällen abgenommen werden können. Sollten die zum Zimmerholze stehen gebliebenen Bäume mit der Zeit zu dick werden, so kann man diejenigen, welche den andern hinderlich sind, beym Fällen des lebendigen Schlagholzes umhauen, und die Stümpfe, Stangen zu tragen, stehen lassen. Das gemeine Schlagholz erfordert zum Wuchse das erste Mal eine Zeit von 12 bis 20 Jahren, die Eschen hingegen geben schon im 7ten Jahre

hernach, wenn ihre Schossen bis an den Grund abgeschnitten worden, gute Stangen. Die gemeinste Methode, einen Eschenwald anzulegen, besteht darin, daß man den dazu bestimmten Boden aufgepflüget, die Samen (Schlüssel) darauf säet, und sie, wenn sie einige Höhe erreichet haben, verdünnet, d. i. da, wo sie zu dick stehen, herausziehet, oder lieber behutsam aufgräbt, und solche anderswohin versetzet. Andere säen zugleich auch Haber mit dem Eschensamen, und lassen, wenn sie jenen zur gehörigen Zeit eingeärndtet haben, diese unter dem Schatten und Schutze der Stoppeln frey wachsen.

Nirgends muß man die zum Zimmerholze bestimmten Eschen, über 50 Jahr alt werden lassen. Denn sie fangen von solcher Zeit an, inwendig einzugehen, d. i. faul zu werden, wenn ihnen solches schon von außen nicht anzusehen ist, und sie noch am äußerlichen Umfange so gar zunehmen. Eine ausgewachsene Esche aber, kommt zu einer sehr ansehnlichen Höhe. In England hat man dergleichen, wie Roy versichert, von 132 Fuß Länge gehabt.

Wegen der weichen saftigen Spitzen ihrer Zweige ist das Wild, auch zahme Vieh, absonderlich im Frühjahre, den Lohden sehr gefährlich, ja, wenn sie auch zu einer Höhe von 6, 8 bis 10 Fuß erwachsen sind, suchen sie dennoch die Hirsche, um die Zeit, wenn sie fegen, vor allen andern aus, und schlagen die Gipfel herunter, so daß in starken Wildbahnen dieses Holz so gut, als ausgerottet, anzusehen ist. Man muß daher die jungen Eschen nicht nur gegen das Verbeißen und Abschälen, mit Dornhecken verwahren, sondern auch, wo viele und starke Hirsche sind, bey jedem Stamme einen ziemlich hohen Pfahl

stecken,

stecken, um das Abschlagen, so viel als möglich, zu vermeiden.

Soll der Eschenbaum nicht zum Fällen d. i. zum Abhauen bis unten an die Erde, wie solches beym Schlagholze geschieht, sondern zum Kappen, d. i. zum Abhauen der Zweige, wie bey den Weiden gebräuchlich ist, genutzet werden, so muß man dahin sehen, daß alle seine Zweige eine solche Höhe haben, daß das Vieh nicht hineinreichen kann. Er wächst geschwinder als andre Bäume, daher er denn auch weit öfter gekappet werden muß. Hievon wird er aber auch eher hohl, als viele andre Arten, giebt zuletzt weniger Zweige zum Kappen, und bringt sie auch langsamer hervor. Dieserhalb muß man zu Kappeschen immer eine Baumschule zur Hand haben, um damit den Platz der in Verfall kommenden Bäume zu ersetzen. Man muß aber den alten Baum umhauen, sobald man einige Zeichen des Verfalles verspüret, um davon noch gutes Zimmerholz zu bekommen, als der Baum an sich hat. Bäume zum Kappen sollte man billig regulär, und zwar allezeit einen jungen zwischen zween alten pflanzen, und die Wurzeln der letzten müßten beym Abhauen ausgegraben werden, daß die jungen Freyheit hätten, die ihrigen völlig auszubreiten. Auf diese Art kann man beständig fortfahren, und allemal einen frischen Vorrath haben. Im Hildesheimschen sind diese Kappeschen sehr gebräuchlich, weil das Eschenlaub daselbst zum Viehfutter getrocknet wird, wie solches unten mehr gesaget werden soll.

Wenn man an freystehenden Eschen einen recht geraden und möglichst hohen Stamm haben will, so darf man ihnen nur, wenn sie gleich schon ziemlich stark sind, die Seitenzweige dicht am Stamme absä-

gen, welches ihnen nichts schadet. Dagegen muß die Spitze niemals beschnitten werden. Denn wenn solche einmal verletzet ist, wird man niemals recht gutes, untadelhaftes Zimmerholz bekommen. Wäre daher die Spitze durch einen Zufall beschädiget worden, so ist es am besten, den Baum bis auf den Grund niederzuhauen, und ihn zu Stangen, oder in einer größern Höhe zum Kappen stehen zu lassen.

Der geschwinde und reguläre Wuchs der Eschen macht es, daß man selbige gern in Hecken hat, wo man sie denn, nach so eben gesagter Art, so hoch mittelst des Absägens der Seitenäste hinaufziehen soll, daß die darunter stehenden Bäume von dem Abfalle der Regentropfen von den Eschen am wenigsten zu leiden haben. In Lustwäldern, um eine angenehme Abwechselung der Blätter zu haben, kann man nach einem jeden dritten Baume eine Esche setzen, und zwar so, daß sie 9 Fuß von einander stehen. Hat man aber einen Wald von dieser einzigen Holzart, um Zimmerholz davon zu haben, läßt man sie überall 8 Fuß von einander stehen. In den Hecken läßt man sie an die 30 bis 40 Fuß von einander entfernt stehen.

Die Esche ist ein so nutzbarer Baum, daß man ganz sicher rechnen kann, sie bringe dem Eigenthümer nach 30 oder 40 Jahren eben so viel ein, als eine Eiche in 60 oder 70 Jahren, weil jene alsdenn eben so theuer verkauft wird, als die schönste Eiche. Wenn daher ein noch junger Landmann noch bey seinen Lebzeiten aus seinen Holzpflanzungen Geld machen will, so ist ihm keine andere, als die Eschenpflanzung anzurathen, wenn er anders einen guten Grund darzu hat. Legt er einen Eschenwald an, so wie oben davon die Methode beschrieben worden, so

kann

kann er sehr frühzeitig ein jährliches Einkommen davon haben. Denn das Unterholz, welches von den abgeschnittenen Schossen hervorwächst, kann alle 6 oder 7 Jahre abgehauen werden, so daß in großen Pflanzungen alle Jahre der sechste oder siebente Theil davon abgehauen werden kann, während der Zeit, daß die dazu ausgesonderten Bäume zum Zimmerholze heranwachsen.

Unter allen Arten grün gehauener Hölzer brennt das Eschenholz nicht nur am leichtesten, sondern giebt auch mehr Hitze, als das Erlenholz, und dünstet zugleich einen angenehmen und gesunden Geruch aus, daher man sich dessen gern in den Kaminen bedienet, wie es denn auch fast alle andre Holzarten an Güte der Kohlen übertrifft.

Es ist nicht wohl anzurathen, die Eschen in den Dörfern um und neben den Häusern anzupflanzen, so sehr auch selbige wegen des geschwindern Wachsthums und schönen Ansehens sich empfehlen. Denn bey Feuersbrünsten sind sie weit weniger geschickt, die Verbreitung der Flamme zu verhindern, als andere hochwachsende großblätterichte Bäume, weil sie im grünem Zustande am wenigsten dem Feuer widerstehen, und leichter in Brand gerathen, wie ich solches vor einigen Jahren an einem Orte zu sehen Gelegenheit gehabt habe. Birnbäume, Linden, Rüstern u. dergl. sind die besten Schutzbäume bey Feuersbrünsten auf den Dörfern, da man vielfältig die Erfahrung gemacht, daß z. B. ein einziger Rüster, welcher in der Scheidewand eines Gehöftes gestanden, das einzige Rettungsmittel eines Dorfs ausgemacht, und den Fortgang der Flamme verhindert, da man alle andre Feuerlöschungsanstalten als völlig vergeblich ansehen, und in Hinsicht auf solche schon den

ganzen Ort als verlohren ansehen müssen. Bey dieser Gelegenheit muß ich es als eine Hauptpolizeyanstalt, die noch zu sehr auf dem platten Lande aus der Acht gelassen wird, empfehlen, die Anpflanzung der Schutzbäume auf den Dörfern als das allervorzüglichste Rettungsmittel der Gebäude bey Feuersgefahren anzusehen, und anzuordnen. Es sollten daher die Wege, welche durch die Dörfer gehen, nicht nur auf beyden Seiten mit dergleichen Bäumen, sondern auch Winkel und Absätze, wo die Gebäude nicht in eins fortgehn, mit Schutzbäumen, die nicht gekappet werden, sondern mit aller Freyheit in die Höhe gehen müssen, versehen werden, so wie dergleichen Bäume, sogar wenn sie im Winter ohne Blätter sind, den Strohdächern sehr zum Schutz wider die reißenden Sturmwinde dienen, falls sie höher denn die Gebäude selbst sind. Denn wenn die Strohdächer vom Winde angerissen und abgedecket werden, so siehet man immer, daß diejenigen Dächer, vor welchen hohe Bäume stehen, ganz bleiben, und am längsten dauren, weil sie die Gewalt des Windes brechen, und dem ersten Anfalle desselben, den größten Widerstand thun. Wir haben aber unsre meisten Sturmwinde von der Abendseite her, weßhalb auch die Schutzbäume auf dieser Seite vor den Gebäuden stehen müssen.

Das Eschenholz, als Zimmerholz betrachtet, hat keine Dauer in oder auf der platten Erde, und muß also hierinn dem Eichenholze weit nachstehen. Es stünde aber auch noch zu versuchen, ob nicht diese Holzart auf eben dem Wege dauerhaft zu machen wäre, als solches, wie oben bemerkt worden, mit dem Büchenholze jetzt in England geschiehet. Dagegen hat das Eschenholz, wo es eben keine Nässe

aus-

auszustehen hat, die längste Dauer. Man findet in hiesiger Nachbarschaft noch Gebäude, die einige Jahrhunderte gestanden haben, wo außer den Schwellen alles Eschenholz ist. Dieses ist immer noch eisenfest, so daß die Schärfe einer Axt oder eines Beils wenig oder gar nicht an das uralte Holz eingreifen will.

Dem Landmann ist das Eschenholz, wo er es hat und haben kann, der Hauptheil seines Geschirrholzes. Die jungen Stangen braucht der Böttcher wegen ihrer Zähe und Festigkeit zu Faßbändern und Reifen. Auch Tischler, Drechsler, Stell- und Rademacher verbrauchen es sehr gern, wie denn letztere gemeiniglich Schwungbäume zu den Kutschen davon zu machen pflegen. Auch macht man davon Lanzenstiele und Schäfte für Fangeisen, Spieße und Spontons, welche schön poliret und braun gebeizet werden können. Eben so sehr ist dieses Holz bisher gebraucht worden, um Bretter davon, auch wohl schwache Bohlen, zu schneiden, und Treppen, Spinden, Tische, Stühle, Bettstellen und anderes Hausgeräthe daraus zu machen. Insonderheit bearbeiten auch die Kunsttischler und Cabinetmacher dieses Holz, zumal das von der Wurzel, sehr gern zu eingelegter Arbeit, weil es wegen seiner bunt geflammten Adern und Härte dem Olivenholze sehr gleichet, auch die Farbe besser behält.

Im Bißthume Hildesheim wird, wie schon oben bemerket worden, hauptsächlich das Laub zur Winterfütterung für Schaafe und Rindvieh gebrauchet. Die Bäume werden nämlich als Satzweiden gezogen, und im August und September nach 6 bis 7 Jahren mit scharfem Zeuge geköpft, die abgeschnittenen Zweige in Büschel gebunden, im Schatten getrocknet, und den Winter über, dem Hornviehe, be-

sonders aber den Schafen und Ziegen vorgeworfen. Man kann dieselben, ob sie gleich bey den Hildesheimischen Dörfern nur an Gärten und Gräben angetroffen werden, wenn es sonst andere Umstände nicht verhindern, in geraden Linien und so weit aus einander pflanzen, daß in Zukunft ein jeder Stamm durch den andern nicht eingeschränkt steht, sondern freye Luft behält. Jedem Baume werden alle gute Zweige gelassen, damit er in der ganzen Höhe nach allen Seiten damit besetzt bleibe, und diese sind es, welche man bis auf drey Viertheile der Länge des Stammes zu der gehörigen Zeit abschneiden muß, damit noch beständig mehrere hervorgebracht werden. Der Gipfel wird nicht beschnitten, um den Stamm nach und nach in gleicher Dicke immer höher aufwachsen zu lassen, und ihn am Ende durch den Gebrauch des Holzes noch nutzbarer zu machen.

Nach dem Berichte des VII. B. des übersetzten Museum rust. et commerc. S. 64. füttert man zu Genf auch die Pferde mit Bündeln von Eschenholze, die von den zartesten Zweigen desselben gemacht sind, welche von den Pferden im Winter sehr begierig gefressen werden. Denn kein Laub wird von Thieren allerley Art lieber, als dieses gefressen.

Aus Arnolds Reise nach Mariazell in Steyermark, die im vorigen Jahre zu Wien gedruckt worden, ersiehet man, daß auch dortiger Gegend das Eschenlaub zur Winterfütterung genutzet worden. Nachdem der Verfasser die Haushaltungsart auf dem sogenannten Köesberge beschrieben, so sagt er, daß in den niedern Gegenden die Benutzung des Laubes allgemein sey. Man sammlet daselbst sogenannte Laubbuschen von Erlen und Birken für Schaafe und Ziegen, für Rindvieh hingegen Eschenlaub. Die

Art,

Art, wie man die höchsten Bäume entlaubt, ist folgende: man schnallet an den Fuß ein Steigeeisen, (dieses besteht aus einer eisernen Stange mit 3 Spitzen, von denen eine gerade am Fuß hinunter geht; die übrigen 2 kurzen sind oben am Eisen queer über angemacht.) Die lange Spitze, längst dem Fuße, dringt beym Aufsteigen durch die Rinde in den Baum, und trägt die Last des Körpers. Die 2 kurzen Spitzen beym Knie verhindern das Umdrehen der langen Spitzen und des ganzen Körpers, und halten beyde fest und unbeweglich. Da man auf solche Weise hinlänglich vor aller Gefahr gesichert ist, so kann man beyde Hände nach Gefallen brauchen, die Bäume mit vieler Geschwindigkeit entlauben, und die Aeste sehr geschwind abschlagen.

Die Blüthen der Eschen sind der Bienenzucht zuträglich. Der unreife Same aber wird von gemeinen Leuten in England mit Essig und Salz eingekocht, und zu Brühen gebraucht. Den reifen, ziemlich scharfen und gewürzhaften Samen haben die alten Aerzte als eine harntreibende und steinzermalmende Arzeney verordnet. Van Swieten hat den wenigen Aufguß desselben in der Wassersucht, und Floyer in dem viertägigen Wechselfieber angerühmet.

Der ausgepreßte Saft der Blätter soll nicht nur in der Wassersucht gute Dienste leisten, sondern hat sich auch vorzüglich, und nach einigen Erfahrungen, besonders wenn er etwas alt ist, durch seine Heilkräfte in denen tödtlichen Zufällen, welche der Biß giftiger Schlangen erreget, bewährt gemacht. Man hackt nämlich die Blätter klein, nimmt so viel, als man mit der Hand fassen kann, in einen Mörser, gießt ein Glas Franzwein dazu, stößt so lange, bis der Saft davon frey wird, preßt ihn durch ein leinenes

Tuch, giebt den Kranken alle halbe Stunden ein Spitzglas voll davon, nachdem man ihn auf dem verwundeten Orte geschröpft hat, und legt auf diesen alle Morgen und Abend einen Umschlag von ausgepreßten Blättern. Mit dieser Heilart muß man eine Zeitlang fortfahren.

Die Rinde des Eschenbaums macht mit der Solution von Eisenvitriol in gemeinem Wasser eine schwarze Tinte, und theilt lauem Wasser, in welche sie gelegt wird, eine bläuliche, dem Garne aber, mit mit welchem sie gesotten wird, besonders wenn es schon gelb gefärbet ist, eine blaue Farbe mit. Die Rinde ist auch zur Gerberlohe zu gebrauchen.

5. Die Erle.

Obschon Linnäus alle Erlen für eine Art hält, so nehmen doch andere drey vierschiedene Arten an, als:

A. Die gemeine Erle, Eller, Else u. s. f.
Alnus glutinosa.

Diese Art ist unter uns überall, daß es nicht nöthig ist, ihre Kennzeichen hier anzugeben. Das frische Holz ist roth; je älter und trockner es aber wird, desto weißlicher erscheint es.

Es wächst die Erle zwar auch in einem sandichten, etwas feuchten Erdreiche, aber ihr Wachsthum reichet bey weitem nicht an ihrem Gedeihen auf nassem und sumpfigten Boden, in den Brüchern, auch allenfalls im trocknen Boden, wenn dessen Grund nur mehr feucht, als trocken ist. Es wächset also dieser Baum, und welches seinen Werth so sehr unter uns erheben muß, an tiefen Oertern, wo kein anderes

Holz,

Holz, außer etwa Weiden, fortkommen. Die Wurzeln gehen in einem lockern, schwammichten Boden weit umher, und saugen das Wasser stark ein, daß auch Moräste nach und nach, wenn sie nicht beständigen Zufluß haben, davon ausgetrocknet werden können. Der Grund wird dadurch feste gemacht, daß Gras darauf zu einer ziemlich guten Viehweide erwachsen kann. Wenn an den Ufern einige Reihen Ellern gepflanzet werden, können dadurch reissende Bäche und Flüsse ziemlich zusammengehalten, auch dergleichen, zumal die kleinen Wasser, krebsreich gemacht werden. Denn die Krebse haben am liebsten ihre Wohnung unter den Wurzeln solcher Ellern, weil die von der Erde im Wasser entblößten Wurzeln den Krebsen zu stillen, sichern Raubnestern dienen, denen sie jedoch gut widerstehen, daß es nicht weiter einreißen kann, daß sie sich aufs stärkste vermehren. Nur müssen dergleichen Uferellern wenigstens alle 10 Jahre als Schlagholz abgehauen werden, weil, wenn man sie zu hohen Bäumen erwachsen lässet, selbige vom Winde leicht umgeworfen, und hiemit gefährliche Oefnungen im Ufer gemacht werden können, indem die weit umher greifenden Wurzeln das weiche Erdreich mit sich in die Höhe nehmen.

Die Erfahrung lehret, daß die Ellern, die sonst am freudigsten in Sümpfen und Brüchern wachsen, gar kein rechtes Gedeihen haben, wenn das Wasser, weil es Zufluß hat, selten oder gar nicht im Sommer abtrocknet. Bey mir wird an der Heerstraße ein Theil eines Ellernbusches gesehen, der von jeher die schönsten Bäume gezeiget. Gegenwärtig hat dieser Busch sehr langsam wachsendes, mit lauter Moos behangenes Ellernholz, welches so zu sagen, den Greis in der Jugend vorstellet, indem die schwachen kurzen

Stan-

Stangen auf eben dem Orte nicht in die Höhe gehen wollen, wo man noch vor 30 Jahren lauter ungemein hohe und an der Rinde unbemooste so dicke Ellern sahe, aus welchen die allerstärksten Backtröge im Lande gehauen, und zum Verkauf auf die Märkte umhergefahren wurden. Diese so scheußlich in die Augen fallende Verschlimmerung des Ellernholzes kam nun daher, daß die Nachbaren aufhöreten, und zwar auch nicht ohne ihren fast größern Schaden, da sie sich nämlich durch das überflüßige Wasser Wiesen und Weide verderben, einen Ableitungsgraben zu heben, oder aufzuräumen, dessen nun hievon aufgehaltenes Wasser in hiesiges Gebiet übertritt, und besagtes Ellernholz den Sommer hindurch immer naß hält, weil solches Wasser, indem es aus Quellen entspringt, kaum in den dürresten Sommern versieget.

Die Vermehrung des Ellernholzes geschiehet sowohl aus dem Samen, als aus sogenannten Setzlingen.

Die reifen Erlenzäpfchen muß man um Martini sammlen, wohl trocken werden lassen, hernach in einen Sack stecken, und auf diesen klopfen, damit der braune kleine Same herausfalle. Wem aber solches Sammlen zu mühsam bedünket, der schneide, wenn der Same reif zu werden beginnet, von alten Bäumen etwas früh einige Zweige sammt den Samenzäpfchen ab, und stecke sie auf aufgeworfene Gräben in bruchigen Orten, so öffnen sich die Zäpfchen bey dem Sonnenscheine von selbst, und säen sich aus. Wenn hievon die Pflanzen 2 bis 3 Fuß erwachsen sind, können sie da, wo sie zu dicke stehen, aufgenommen, und an beliebige Oerter versetzet werden.

In

In Hennegau verfähret man mit der Erlencultur also: man sammlet von den weißen Erlen und anderm Laubholze die Samenbehältnisse und Samen, wenn sie reif sind. Nachdem man nun eine tiefe Furche längshin im Lande gepflüget hat, so lang man will, oder kein Hinderniß findet, so säet man in diese Furche die gesammleten Erlensamen gehörig dick, ein andrer Pflug wirft die aufgepflügte Furche wieder zu, daß also die erste Furche und das darein Gesäete einiger Maßen bedecket wird. (Der sehr zarte Same muß gar nicht tief, kaum eines Viertelzolles tief unter die Erde zu liegen kommen.) Daneben zwo Pflugscharen breit davon, wird noch eine Furche gepflüget, und so weiter durch das ganze zum Pflanzen bestimmte Feld. Das Jahr darauf wird gleich viel Feld darzu genommen, und damit eben so verfahren, bis man viele Jahre nach einander jährlich immer eben so viel Feld, als im ersten Jahre genommen hat. Wenn man nun zuletzt siehet, daß die Pflanzung des ersten Jahres so viel Wachsthum und Höhe erreicht hat, daß sie mit Nutzen gehauen werden kann, so fället man alles aufgewachsene Gehölz dicht an der Erde und schief überzwerch. Man behauptet daselbst, wenn der Baum so abgehauen ist, kämen die neuen Schößlinge besser aus der Wurzel hervor; hernach hat man jedes Jahr eine gleiche Aerndte von den übrigen Pflanzungen der spätern Jahre, so daß, wenn man die letzte abgehauen hat, die Pflanzung des ersten Jahres wieder so zugewachsen ist, daß sie von neuem das zweyte Jahr kann gehauen werden, mit dem Unterschiede, daß sie da viel häufiger ist, als das erste Mal, und so immer fort.

Daß Sümpfe und Brücher, wenn sie zu naß sind, nicht besäet werden können, bedarf keiner Erinnerung.

nerung. Man muß sie zuvor erst mit Gräben durchschneiden, damit sich das Wasser dahin einziehen, und ein freyes Erdreich gewonnen werden könne. Die Erde aus den ausgeworfenen Gräben kann so fort besäet, die übrigen Plätze aber, falls der Grund noch zu weich ist, daß man mit dem Pfluge nicht arbeiten kann, mit Setzlingen besetzet und somit in Bestand gebracht werden, da sonst das Aussäen im Herbste das beste ist, wenn die Gegenden zur Herbst- und Winterzeit nämlich keiner Ueberschwemmung ausgesetzet sind. Herr von Brocke giebt in dieser Absicht den Rath, im Juli und August sechs Fuß breite Graben, auf 8 Fuß von einander entfernet, in gleicher Linie zu ziehen, und aus der ausgegrabenen Erde zwischen beyden Graben einen so hohen Damm aufzuwerfen, welcher nicht überschwemmt werden kann, und diesen im Herbste zu besäen, die darauf erwachsenen Stämme aber in der Folge zu Bepflanzung eines nassen Platzes anzuwenden.

Die Vermehrung durch die Aeste oder Setzlinge wird von vorgedachtem Forstwissenschaftslehrer also gelehret: man schneidet die Setzlinge im März, ehe das Laub ausschlägt, von den Lohden, oder denen, an alten Stämmen ausgetriebenen Seitenästen, und zwar einen Zoll tief unter dem Ringe, den die Erle vor drey Jahren angesetzet hat, schräge wie einen Rehfuß ab; das über diesem dreyjährigen Ringe befindliche zweyjährige Holz behält man ganz, reiniget es von allen Seitenzweigen, und kürzet endlich den ganzen Setzling einen Zoll lang über dem einjährigen Ringe, so, daß noch 1 Zoll lang jähriges Holz übrig bleibt. (Im vorigen Jahre habe ich gesehen, daß ein Wassermüller hiesiger Gegend die Ufer seines Mühlenbaches mit solchen Reisern, deren Spitzen

gar

gar nicht abgeschnitten oder verkürzet werden, besteckt hatte, welche sehr gut fortgegangen sind.) Das Einsetzen geschieht also, daß der dreyjährige Ring, mit dem Zoll langen, schräg abgeschnittenen, dreyjährigen Holze unter diesem Ringe in die Erde, hingegen der zweyjährige Ring, oder 3 bis 4 Zoll zweyjähriges und das einen Zoll lange jährige, Holz außer der Erde zu stehen komme. Haben solche ein Jahr über gestanden, werden sie im Februar oder März einen Fingerlang über der Erde abgehauen, damit sie mehrere Schüsse treiben, und buschicht werden. Hr. v. Brocke versichert, daß diese Setzlinge auf keine andere Art gedeihen wollen. Da jeder Trieb eines Astes, wo der Jahrwuchs zu Ende ist, einen merklichen Ring zurückläßt, wird man leichtlich finden können, wo dergleichen Aeste abzuschneiden. In Frankreich ist diese Art, die Ellern zu vermehren, sehr gemein.

Du Hamel giebt den Rath, abgehauene Stöcke mit Erde zu bedecken, da denn solche in 2 bis 3 Jahren viele junge Brut hervortreiben. Man kann auch solche einen Mann hoch von der Erde abköpfen, da ein Stamm zehn und mehrere hervortreiben wird.

In Holland machet man Hecken daraus um Kohl- und Obstgärten, und hält sie unter der Scheere.

An den Teichen oder Fischhältern soll man keine Erlenbäume oder Gebüsche dulden, weil das abfallende Laub, wenn es zur Fäulung kommt, das klare Wasser schwarz, unrein und stinkend zu machen pflegt. Auch ist es gleichfalls nicht am Rande der Flachsröthen, in welchen das Flachs geröstet wird, zu dulden, weil das Flachs schwarze Flecken bekömmt, die dem Bleichen sehr hinderlich sind.

Ein

Ein Erlenreis kann in einer Zeit von 30 bis 40 Jahren auf einem nassen Boden zu einem solchen starken Baum erwachsen, der für schlagbar zu achten ist. Vieler Orten verstattet man hiezu nur eine Zeit von 20 Jahren, und wenn man nur auf Stangenholz siehet, so wird solches einiger Orten alle 10 oder 12 Jahre wieder abgeholzet. Da aber die jungen, aus den alten Stämmen wieder ausschlagenden Lohden von dem Weidevieh sehr abgefressen werden, so müssen dergleichen abgeholzte Plätze einige Jahre hindurch mit den Viehtriften verschonet werden, bis die jungen Lohden so lang geworden sind, daß sie von dem Weideviehe nicht mehr an den Spitzen verbissen werden können. Ich habe Köppelweiden in Ellernbüschen gesehen, auf welchen das Ellernholz gänzlich ausgegangen war, weil im ersten Sommer nach dem Abholzen ein trocknes Jahr eingefallen war, in welchem die verbissenen jungen Lohden so vertrockneten, daß von ihnen das Trocknen bis in die uralten Stämme herabgieng, und diese samt den Wurzeln vertrockneten.

Wenn das im Winter abgehauene Erlenholz den Sommer über in freyer Luft trocken geworden, so hat man daran im nächsten Herbste und Winter ein Brennholz, welches dem Büchenholze in Ansehung der Hitze und erwärmenden Kohle nicht viel nachgiebt; wenigstens steht es mit dem Birkenholze in einerley Werthe, wo es demselben nicht gar vorzuziehen ist. Vornämlich wird es in Kaminen, besonders aber der Küche auf dem Heerde sehr geachtet, weil es gar keine Beschwerde mit Platzen, Dunsten und Rauchen verursachet, sondern ganz gelinde brennet, und eine ziemliche Gluth hinter sich läßt.

Zum

Zum Bratenmachen an Spießen, kann man sich daher kein besseres Holz wünschen.

Unter allem weichen geschlagenen Holze ist fast keines, dessen Tüchtigkeit zum Hitzen mit den Jahren mehr abnimmt, als das Ellernholz. Man betrieget sich also, wenn man Vorräthe zum Brennen auf viele Jahre sammlet und aufbewahret. Wenn es zwey Sommer in freyer Luft überstanden hat, so ist schon die Hälfte seiner Brennkraft verlohren. Dagegen kann man Vorräthe von solchem Holze nicht nur vor der Abnahme seiner Brennkraft verwahren, sondern solche sogar so sehr verstärken, daß es dem härtesten Holze gleich kommen kann. Dieses geschiehet nun, wenn man die Gelegenheit dazu haben kann oder sich machen will, daß das klein gehauene Ellernholz in Gruben gelegt, und mit Erde wieder bedeckt wird. Da es unter der Erde unverweslich ist, kann man die eingelegten Ellernholzvorräthe zu seiner Zeit nach und nach wieder herausnehmen, und zur Feurung verbrauchen. Vielmals kann man mit Vortheil eine Menge dieses Holzes einkaufen. Ein Holzmagazin unter der Erde wird es sogar Jahrhunderte nicht nur ohne Schaden, sondern auch mit Vermehrung seiner Kraft, Werthes und Preises erhalten.

Man macht aus dem Ellernholze aus verschiedener Absicht harte und schwere Kohlen, und zwar aus halbtrockenem Holze, und weiche oder leichte, aus einem Holze, welches ein Jahr zuvor gehauen und recht trocken geworden. Wo es an anderm Holze fehlet, nimmt man die Kohlen zu Verfertigung des Schießpulvers. Aus dem Stammende starker Ellern aber werden sehr dauerhafte Felgen von den Rademachern genommen.

Das maßrige Holz brauchen die Tischler zu ausgelegter Arbeit, indem es sich schön schwarz beizen läßt, und alsdann etwas dem Ebenholze gleichet. Auch werden aus den starken festen Ellern schöne Bretter, die wegen ihrer Leichtigkeit zu Spinden und Bildhauerarbeit geliebet werden. Nur Schade, daß keine Art Holz so wurmstichigt wird als dieses. Man muß daher die Oberfläche dieses Holzes von Zeit zu Zeit mit Wachs, worunter bittere Sachen gemischt worden, bestreichen, und sodann mit einem wollenen Lappen bis zum Glänzen reiben. Gemeiniglich läßt man die Rinde zu lange an den Brettern oder Brettstämmen, von welcher die Würmer sich weiter ins Holz hineinarbeiten, und vermehren. Vielleicht kann auch der Wurmstich vom Holze in den Hausgeräthen zurückgehalten werden, wenn die Rinde im Frühjahre von dem stehenden Baume abgezogen, und solcher das Jahr darauf erst abgehauen wird. Denn es ist schon oben gesagt worden, daß unsre Bauern sich dieses Holz auf solche Art zu Nutz- oder Schirrholze vorbereiten. Auch pflegen die Bauern ihre hölzernen Schuhe aus diesem Holze, wenn es noch grün und daher leichter zu bearbeiten ist, zu machen, und sie sodann im Rauche zu dörren, und somit wider den Wurmstich zu sichern, das Holz aber hiedurch zugleich härter und dauerhafter zu machen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Ellernholz, wenn es gleich dem Eichen- und Büchenholze im Wasser ausgelauget würde, mehr gehärtet und somit auch wider den Wurmstich gesichert werden könnte.

Im Wasser ist, wie es vorhin gesagt worden, das Erlenholz, unverweslich, und wird darinn eisenhart. Man kann es daher sehr gut zum Grundbaue gebrauchen, und man sagt, daß Venedigs Grund

Ellern

Ellern seyn sollen. Hier zu Lande wenigstens gebraucht man sich der Ellern, wenn sie lang und stark sind, seit langer Zeit im nassen und weichem Grunde, um Gebäude und Mauern darauf zu setzen. Zu Röhren bey Wasserleitungen werden sie gleichfalls gebrauchet.

In vielen ökonomischen Büchern werden die Ellern, weil sie am wohlfeilsten zu haben sind, zu Weinpfählen, Hopfen- und Bohnenstangen empfohlen. Sie tauchen hierzu aber durchaus nicht, weil sie bald mürbe, über, und faul, unter der Erde werden, und ein Sturmwind große Verwüstungen anrichtet, wenn er sie, wie es niemals unterbleibet, umbricht, nachdem sie kaum ein paar Jahre gebraucht worden. Auch habe ich es versucht gehabt, einige Schock Bohnenstangen von Erlen, im grünen Zustande im Feuer gebähet, oder geröstet, dauerhafter zu machen, aber gefunden, daß sie dennoch bald mürbe werden, und Stangen von Fichten oder Kiefern sechsmal länger dauern. Noch ist aber dieser Versuch zu machen, ob die Stangen, nachdem sie einige Jahre im oder besser unter dem Wasser gelegen, oder auch nur unter feuchter Erde, nicht hieran zu vorbesagtem Gebrauche fest und dauerhaft werden sollten.

Sonst will man noch behaupten, daß Bettläden und Getäfel von Ellernholze ein zuverläßiges Mittel wider die Wanzen seyn sollen. Nur muß an den Bettstellen gar kein anderes, als Erlenholz seyn, weil man bemerket, daß die Bodenbreter, oder Deckel, von Fichten- oder Eichenholze, dem, den Menschen so sehr beunruhigenden Insekt, gar sehr das Quartier begünstiget haben. Vielleicht könnte der, aus den Erlenblättern ausgepreßte Saft, wenn andre

Holzarten damit bestrichen werden, das Ungeziefer verjagen. Mehr bekannt ist der Gebrauch der frischen Erlenzweige, welche zur Zeit der Aerndte in den Tüssen gelegt werden, um Mäuse und Ratten zu vertreiben, weil ihnen der Geruch zuwider ist.

Die grünen recht klebrichten Blätter werden hin und wieder in den Frühstunden auf dem Lande in die Stuben und Schlafkammern ausgestreuet, und gegen die Mittagszeit wieder ausgekehret. Die Flöhe, die an den fetten Blättern kleben bleiben, oder deren Füße von dem klebrichten Safte eingeschmieret, und hievon zum Fortspringen untüchtig werden, können damit aufs gewisseste vertilget werden, so wie dergleichen in den Stuben gestreuete Blätter einen sehr guten kräftigen Geruch verursachen. Das Bestreuen der Stuben mit Sande ist der Vermehrung der Flöhen mehr förderlich, als hinderlich.

Der geringe Landmann sammlet das Ellernlaub um die Mitte des Sommers bey trocknem Wetter, zum Winterfutter fürs Vieh. Es muß wohl getrocknet, und unter einem Dache verwahret werden, wo es trocken bleiben kann, weil es sonst leicht modert. Den Schafen muß es eher als andres Laubfutter gegeben werden. Denn wenn sie ein besseres geschmeckt haben, wollen sie nicht wieder anbeißen. Es muß aber das Abstreifen der Blätter nicht früher, als es der Knospen halber seyn soll, auch nicht viele Jahre hinter einander geschehen, weil sonst die Erlenbüsche leicht Schaden nehmen könnten.

Das gemeine Landvolk bedienet sich der grünen Rinde häufig, um das leinene Kleidungsgeräthe damit schwarz zu färben, so wie die Färber und Hutmacher sich ebenfalls der Rinde statt der Galläpfel zum Schwarzfärben bedienen. Die Schuster aber

ver-

vermischen die Rinde mit altem Eisen, und gebrauchen die Lauge, das Leder zu schwärzen. Die reifen Früchte mit etwas Kupferwasser vermischet, geben eine gute schwarze Tinte, so wie die Blüthe derselben eine der ersten im Frühlinge ist, welche den Bienen Tracht darbietet.

B. Die Nordische weiße Erle. Alnus incana.

Obschon diese Art von Linné nur für eine Spielart ansiehet, so hat sie doch Haller und Gleditsch nebst andern als eine besondere Art angenommen. Die Blumenkätzchen, Samenzapfen, Rinde und das Holz zeigen einen merklichen Unterschied, welcher auch in den, aus den Samen erzogenen Bäumen unveränderlich bleibet. Hr. Gleditsch hat auch bemerket, wie die Knospen zu jeder Zeit kleiner, als an der gemeinen Art sind. Der junge Trieb zeiget nichts klebrichtes, und die Blätter sind eyförmig, jedoch am Ende spitziger, als an der gemeinen Art, der Rand hat auch spitzige, und größere, fein gezackte Einschnitte; die Oberfläche ist dunkelgrün und glatt, und nach Hallers Wahrnehmung mit einer weißen Wolle überzogen; die untere ist weißgrün und wollicht, mit erhabenen weißlichten Adern überzogen. Die Rinde des Stammes ist glatt und weiß, gleiche Farbe hat auch das Holz, doch nennet man sie in Norwegen die rothe Erle, da man die gemeine daselbst die schwarze zu nennen pfleget.

Die Vermehrung kann, wie bey der ersten Art, angestellet werden. Am schnellen Wuchse übertrifft diese die unsrige, weßhalb sie verdienet bey uns mehr angebauet zu werden, und den Samen dazu aus

Norwegen kommen zu lassen, wenn man dessen in der Nähe nicht habhaft werden kann.

Die innere rothe Rinde dieser Erle färbet, wenn man sie käuet, den Speichel roth; ja die Lappländer brauchen wirklich diese Rinde zu einer rothen Farbe, womit sie ihre Felle und Leder färben, da sie dieselben blos mit einem davon gefärbten frischen Speichel einschmieren, wie sie sich auch sonst hierzu der Tromentillwurzel bedienen; daher man bey ihnen Schuhe, Kniebänder, Gürtel, Halsbänder und fast alles, was blos von Leder gemacht ist, roth antrifft.

Nach des Hrn. v. Linné Bericht ziehen die Nordländer die aus dem Holze der weißen Erlen verfertigten Gefäße allen andern vor, um die Milch darinn aufzubehalten, weil sie durch untrügliche Erfahrungen überführt zu seyn behaupten, daß sich in denselben vielmehr Rohm oder Sahne erzeuge, als in andern Geschirren. Die Sprößlinge werden im Frühjahre den Nordischen Schafen als ein gesundes Futter vorgeworfen, um von ihnen das Wasser abzutreiben, welches sonst eine Art Wassersucht zu verursachen pfleget.

Einer dritten nicht Europäischen Art, die in Nordamerica zu Hause gehöret, und die schmallblätterichte Erle genannt wird, gedenke hier nicht, weil ich nicht Willens bin, mich in diesem Werke mit fremden Bäumen, die nicht in unsern nordischen Gegenden als einheimische angetroffen, oder noch nicht häufig cultiviret werden, zu beschäftigen.

6) Die

6) Die Birke.

Die Birke, Birkenbaum, Mayn, Wonne- oder Wunebaum, Betula alba L. ist einer unsrer allergemeinsten Bäume in Niederteutschland, der in Ansehung der Höhe und Stärke des Schaftes nur unter die Mittelbaumarten, und des zähen harten Holzes halber, unter die harten Hölzer gezählet wird. Kein Baum in Europa ist der Kälte mehr gewachsen, denn dieser. Man findet daher selbst in Grönland, wo die heftige Kälte nur wenig Gewächse fortkommen läßt, unter der geringen Anzahl Bäume auch die Birke; und auf Island ist sie fast die einzige Baumart, wiewohl sie daselbst nicht über Armsdick wird.

In unsern Ländern gedeihet die Birke besser auf einem kalten, als warmen Boden, wie ich solches aus untrüglichen Erfahrungen herausgebracht habe. Der hiesige Ort, am Fuße des Flämmingebürges, hat einen sehr warmen Boden, so wie der Fläming einen sehr kalten Lehmboden hat. Auf diesem findet man die Birken als das bestwachsende Holz sehr häufig. Bey mir, wo sonst sehr vielerley Arten von Hölzern gut wachsen, siehet man keine einzige Birke in Wäldern und Hecken. Ich habe Birkensamen auf einem guten, nicht nassen Boden ausgesäet, um Bäume zur Gewinnung des Birkenwassers und der Besenreiser, die hie herum immer theurer werden, zu bekommen. Die aufgegangenen Birken aber haben in einer Zeit von 12 Jahren kaum die Höhe von 2 Ellen erreichet. Schon lange zuvor hatte ich eine Birke aus einem Birkenwalde, der eine Meile von hier entlegen, hieselbst angepflanzet. Die eine derselben war fast Armsdick, und ward 1760 nebst Maulbeerbäumen, die kaum die Dicke eines Daumens hatten, vor meinem Wohnhause Schattens und Zierde wegen hinge-

setzet. Diese Birke ist nun kaum zweymal dicker geworden, als sie beym Verpflanzen war, ohngeachtet sie nur ein einzigesmal vor 3 Jahren abgezapfet worden. Dagegen die ein Jahr um das andere beständig abgelaubten Maulbeerbäume 3 bis 4 mal dicker sind. Eine andre zu gleicher Zeit am Ende des Gartens gepflanzte Birke, die nur eines kleinen Fingers dick war, ist in ihrem Wachsthume noch viel weiter zurück. Denn sie hat gegenwärtig kaum die Dicke eines mäßigen Spatzierstocks. Und die übrigen sind nicht viel weiter, ob sie schon ganz frey für sich allein, ohne Vermischung mit andern Bäumen stehen.

Diese Wahrnehmung dienet nun überhaupt dazu, daß man bey der vorhabenden Cultur dieser oder jener Holzart Grund und Boden geprüfet haben, und nur diejenige anbauen müsse, von welcher man die Proben hat, daß sie sich unter allen ihres geschwindern Wachsthums halber am meisten empfehle. Es zeiget aber die nähmliche Wahrnehmung auch, daß man auf einem mehr warmen, als kalten Boden nicht Birkensamen aussäen, sondern, wenn man Birken daselbst haben will, junge, bereits sehr starke Bäume anpflanzen müsse.

In Ansehung der übrigen Beschaffenheit des Bodens nimmt die Birke mit einem jeden, wenn er nur nicht allzunaß ist, fürlieb. Man siehet sie auf hohem und fettem Boden eben sowohl, als auf sandigen, oder sonst unfruchtbaren, oder zum Ackerbau unbrauchbar gehaltenen Stellen. Die Birken niedriger Gegenden sind gemeiniglich vom Holze hart, windschief, und daher schwer zu spalten; aber auch zu solchen Sachen, die zähes und festes Holz erfordern, vorzüglich. Die Birken hoher und fetter Plä-

ke spalten gemeiniglich leicht, und haben spröder Holz, daher sie sich zu leichten und schönen Sachen am besten verarbeiten lassen. Daß sich aber die Birken mit einem magern Boden behelfen, muß man nicht blos und allein daraus schließen, wenn man sie auf dem Flugsande in gutem Wachsthume siehet, und daher folgern sie überall, wo nur Sand ist, fortzubringen. Siehet man sie auf dem Flugsande gesund, und im besten Wachsthume, so liegt entweder Lehm, oder eine schwarze andre gute Erde doch im Grunde, die vom Flugsande nur bedecket worden. Ist aber im Grunde des Flugsandes dergleichen nicht vorhanden, so wird man besser thun, Fichten oder Kiefern hinzusäen, weil solche eher und länger auf einem, im Grunde durchgängig losen, Flugsande bestehen. Wenn ein mit Tangelholz bestandener Flugsand dieser Art sich in sich selbst verbessert hat, so werden die Birken mit der Zeit daselbst auch einschlagen.

Man pfleget unsre gemeine Birken in Wasser- oder Rothbirken, bey welchen die Aeste mehr aufwärts stehen, und in Hängel- oder Mutterbirken, deren Aeste gleich der Babylonischen Weide niederwärts hängen, auch in Früh- oder Spatbirken einzutheilen, und zu unterscheiden. Diese Eintheilung ist zufällig, und das Herunterhängen der Aeste bey der Hangelbirke machet keine besondere Art aus. Ich ließ vor 4 Jahren vom Flämmige 12 St. junge Wasser- oder Rothbirken kommen, und pflanzte sie auf einem hohen Walle, womit eine Plantage umgeben ist. Nur diejenigen blieben, was sie waren, welche einen muntern Fortgang hatten. Diejenigen, denen es daran fehlte, wurden Hangelbirken. Und eben so finde ich es unter den von mir gesäeten.

Der Same war von einer Hangelbirke. Einige dieser gesäeten aber, die den muntersten Fortgang hatten, sind Rothbirken, die übrigen aber Hangelbirken geworden. Die Brockenbirke aber, Betula pumila Broccembergenis C. B. P. ist eine Abänderung unsrer gemeinen Birke, und ein nicht viel über 2 Fuß hoher Strauch, der so bleibt, wenn er auch von dem Brocken in andere Gegenden versetzet wird.

Der Schaft einer ausgewachsenen Birke, im geschlossenen Holze und guten Grunde, ist gerade, glatt, und 70, 80 bis 90 Fuß hoch, dabey wohl 15 bis 18 Zoll dick. Er endiget seinen Wachsthum höchstens in 50 bis 60 Jahren; wird aber schon im 40sten, auch noch wohl eher, in den Tangelhölzern zu einem Mittelstammholze haubar. Hernach wird er abständig. Das Kennzeichen des Absterbens ist, wenn die Rinde am untersten Theile des Stammes aufborstet, und der Stamm oben im Kopfe buschig wird. Alsdenn ist es Zeit, die Birken zu fällen, weil ihr Kern faul wird. Dieses Abständigwerden der Birken leidet aber nach Beschaffenheit des Bodens seine Ausnahme. Denn an dem einen Orte treibt das Holz geschwinder, als an dem andern; es setzt sein Wachsthum länger fort, oder endiget es früher, wird also zeitiger abständig, oder hält sich im Holze sehr lange gut. Man muß also sich nach diesen Umständen zu richten wissen.

Ist der Boden, auf welchem die Birken stehen, nicht sehr naß, so muß man sie so niedrig, als möglich abhauen. Sie werden alsdenn auch weit vom Stamme aus den Wurzeln, die sich unter der Oberfläche hinziehen, häufig ausschlagen. Im Unterholze wird die Birke alle 10 bis 15 Jahre zu Reis, zu guten Stangen, Brenn- und Kohlenholze hinge-

gen erst in 20, 30, bis 35 Jahren gehauen. Birken, die im Freyen stehen, haben festeres Nutz- oder Geschirrholz, als die im dichten Walde.

Die Wurzel der Birke gehet nicht sonderlich tief. Ihre Saat oder Aufschlag ist daher jungen Eichen und andern, welche tiefe und starke Pfahlwurzeln treiben, im Gemenge nicht nachtheiliger, als etwa die Wurzeln verschiedener Sträucher und rauher Waldgräser seyn können. Diese unter der Oberfläche hinkriechende Wurzeln gehen in der Dicke einer Federspule 30 und mehr Schuh umher, und wenn man sie an einem Ende aufhebt, kann man sie allmählig der ganzen Länge nach aus der Erde ziehen. Man pflegt in einigen Gegenden daraus Körbe zu flechten.

Der Birkensame geräth, wie viele andere Holzarten, nicht immer. Der reife wird erst im September zur Saat gesammlet. Seine Reife wird daran erkannt, wenn er einzeln um gedachte Zeit abzufliegen anfängt. In guten Jahren, wenn er vollkommen und überflüßig ist, führt ihn der Wind, der Leichtigkeit wegen, Meilenweit, und noch weiter mit fort, und zum öftern an solche Oerter hin, wo rings umher sonst keine Birke stehet, oder man keine zu säen gewohnt ist. Er besäet noch vor Winters ganze Blößen, oder auch Heideplätze und ganze Gehaue in Tangelhölzern von selbst, welche zum Birkenaufschlage gar nicht bestimmt waren, daß auch davon manche Fabel entstanden. Eben hieran stehet man auf hohen Thürmen und Mauern hin und wieder Birken, die man aber nicht so hoch sollte wachsen lassen, weil sie leicht dem Mauerwerke schädlich werden können.

Man hat zwey Wege, die Birke forstmäßig anzuziehen. Man findet entweder an dem Orte, wo

der

der Anzug geschehen soll, schon hier und dort einzelne Bäume, oder auch wohl nur gar Büsche stehen; oder man hat einen kahlen, und von allem Gehölze entblößten Raum vor sich, auf welchem also nothwendiger Weise eine Besamung vorgenommen werden muß.

In dem ersten Falle, wenn noch würklich Birkenbüsche oder Sträuche vorhanden sind, legt man den Ort in Zuschlag, und erwartet die Besamung von den noch gegenwärtigen Birken. Bey ganzen mit Birken bereits bestandenen Oertern hat man, in Absicht auf die natürliche leichte Selbstbesamung, den Hieb in langen etwas schmalen Linien zu führen. Bey melirten kann man von diesen Holzarten einzelne Laßreiser, etwa auf den Morgen einen Stamm stehen lassen, damit derselbe den Hau noch mit besamen könne. Zu desto zuverläßiger Beförderung des Anfluges kann man, wenn der Same aus den an den Birken hängenden aufgethanen Samenglocken ausgeflogen ist, insonderheit bey nassem Wetter, da der Erdboden auf seiner Oberfläche erweicht ist, eine Heerde Vieh in den Zuschlag treiben, welche den an sich sehr leichten Flugsamen in die Erde tritt. Sollte aber der Platz mit Heidekraute bewachsen seyn, so wird der Same kaum das Erdreich erlangen können, weßhalb solche lange und strupfige Heide erst fortgeschafft werden muß.

Hat man aber ein wüstes, sandig-steinigtes, unfruchtbares Heideland, oder einen bemosten, etwas feuchten Boden, vornämlich an solchen Orten, wo Holzmangel einreißt, und wenige oder keine andere Holzarten anschlagen wollen, oder ganz kahl abgetriebene Berge mit Birken zu besäen, so geschiehet solches im November, oder allenfalls, wenn man

nicht

nicht dazu kommen kann, im Frühlinge, da denn der gesammlete Same mit etwas feuchter Erde, Sägespänen oder Sand vermischt, bey stillem Wetter ausgesäet, und so dick und so flach, als möglich, untergebracht wird. In dem ersten Jahre sind die Pflanzen so klein, daß man sie nur mit einem geübten Auge als Birken erkennen kann. Im zweyten Jahre aber zeigen sie sich deutlicher und stärker. Dergleichen ausgesäete Birkenpflanzen können nach Beckmanns Versicherung schon in Zeit von 10 Jahren gute und brauchbare Reisstäbe abgeben.

Will man lebendige Birkenzäune aus dem Samen ziehen, so macht man eine Furche, eine Queerhand tief, und säet den Samen auf vorher beschriebene Weise. Ist das Erdreich mulmig oder sandig, so keimt der Same leicht; ist er aber lettig, so legt man vorher Reisig in die Furchen, und zündet es an, da denn der Same im folgenden Jahre längst der Furche häufig hervorkommt. Stehen die aufgegangenen Pflanzen zu dicke, so werden die überflüssigen behutsam ausgezogen. Sollen die stehengebliebenen aber dicht und zu einer ansehnlichen Hecke werden, so werden sie, nachdem sie etwas stark geworden, geputzet und beschnitten.

Das Verpflanzen der Birken geschiehet auf einem hohen trocknen Boden mit mehrerm Fortgange lieber im Herbste, als im Frühjahre. Man nimmt sie hierzu, so bald sie eines kleinen Fingers stark sind, d. i. vom 5ten bis ins 10te Jahr ihres Alters. Man thut am besten, wenn man solche, die nur 5jährig sind, nach der Schnur, 2 Ellen weit von einander pflanzet, und 3 Zoll über der Erde abschneidet. Sie treiben bessere und mehrere Lohden, und erlangen ein besseres Wachsthum, als wenn man sie unbeschnit-

beschnitten hinsetzet. Nur muß kein Wildstand auf solchen Plätzen seyn, damit die jungen Lohden nicht verbissen werden. In solchem Falle ist es besser, so hohe Bäume auszusetzen, deren Gipfel von den Hirschen nicht erreicht werden können, und ihm allenfalls Pfähle beyzustecken.

Es finden sich Liebhaber dieser Bäume, welche gern bald davon Alleen, Rundele, u. s. f. Plantagen haben wollen, weil die Blätter im Frühjahre einen so angenehmen, als gesunden Geruch von sich geben, weshalb man die Zweige auch so gern in Stuben und Kammern hinstellet. Um nun recht große Birken aus Wäldern zu obbesagtem Zweck zu haben, dienet folgendes Verfahren: man suchet sich gut gewachsene Birken aus, und hauet zu Ausgange des März, oder im Anfange des Aprils, wenn der Frost noch in der Erde ist, rund um den Stamm in dem Abstande einer Elle von demselben, mittelst Aexte und Sticheisen, die Wurzeln ab, macht dabey einen etwa 1 Elle tiefen Graben, und stößt die Erde, welche gerade unter dem Baum ist, weg, doch so, daß ein Klumpen Erde, etwa 1 Elle dick, und in dem angezeigten Umfange sitzen bleibe. Da der Frost die Erde an den Wurzeln zusammen hält, kann man den Baum ausheben, und behutsam an den verlangten Ort fahren, wo man ihn in das vorhin gegrabene Loch setzt, und die Lücken umher mit gutem schwarzen Erdreiche ausfüllet. Damit die Erde sich gut antreten lasse, wählet man dazu gelindes Wetter. Man kann die Birken auch auf die Weise ziemlich leicht fortpflanzen, daß man die jungen etwas starken Stammlohden mit einem Theile der Wurzel, an welchem sie sitzen, aushauet und gehörig einsetzt.

Eine Hauptvorsicht bey Verpflanzung der Birken im Frühjahre ist diese, daß man sie nicht so spät verse-

versetze, wenn der Saft schon in Bewegung ist, weil sie dann von der geringsten Verletzung an Wurzeln und Aesten bluten, und hievon schwächlich und krank, oder wohl gar ganz und gar absterbend werden. Man kann sie noch eher verpflanzen, wenn das kleine Laub schon wirklich ausgebrochen ist; nur dürfen sie sodann nicht lange aus der Erde bleiben.

Hr. v. Münchhausen empfiehlt im 3 Th. seines Hausvaters die Birken zu einer Befriedigung anzuwenden, um damit die aufgeworfenen Wälle oder Graben zu bepflanzen. Man muß das ganze Verfahren bey ihm, oder in der ökonomischen Encyclopädie, B. V. S. 346. ff. nachlesen. Die Hauptsache kommt darauf an, daß man, um eine Hecke von Birken zu ziehen, die stärksten, auf dem Walle angezogenen Bäume über der Wurzel abhauet, die übrigen aber bis an die Mitte mit einem Beile einhauet, zur Erde bieget, auch wohl mit einem Hacken befestiget, oder nur in der Mitte mit Erdschollen bedecket. Dieses Verfahren, welches man Knicken nennt, und welches geschehen muß, wenn das Laub anfängt auszuschlagen, oder mehrentheils schon heraus ist, dienet darzu, damit alle, an dem niedergebogenen Stamme befindlichen und auch die neuaustreibenden Reiser, gerade über sich wachsen, und der ganze Wall mit einer festen grünen Hecke bekleidet werde. Die niedergebogenen Stämme sollen hindern, daß kein Vieh überspringen könne.

Ich muß bey solchen und dergleichen Befriedigungshecken wider das Weidevieh nur noch bemerken, daß fast alles nur auf die Höhe und Steilheit des Walles ankomme, wenn das Vieh nicht durchbrechen soll. Denn man muß nicht denken, daß das bittere Laub das Hornvieh zurückhalten solle. Nein!

ich

ich habe eine dergleichen Hecke von Weiden, die noch bitterer Holz und Laub haben, als die Birken. Demohngeachtet sehe ich alle Frühlinge und Herbste, daß die Ochsen bey knapper Weide die Zweige abfressen, auch durchbrechen, wo der Wall nachgefallen, oder nicht steil genug zur Verhinderung des Uebersteigens ist. Ich bin daher immer in der Nothwendigkeit, in der Mitte der Weidenhecken einige Reihen von Querstangen anbinden zu lassen, und das Durchbrechen der Ochsen zu verhindern. Denn da mein eingefriedeter Platz Kohl und Futtergräser enthält, so bekommen die Ochsen, wenn davon der Wind auf sie hingeht, gleich die Witterung, besonders wenn es zur Nachtzeit regnet, oder im Herbste kalt ist, so, daß sie sich gleich um den eingefriedeten Platz versammlen, und einzubrechen suchen. Unter einer Heerde Ochsen oder Kühe ist immer ein Thier vor dem andern unternehmender und zum Einbrechen geschickter. Es darf aber nur ein einziges Stück Hornvieh erst einen Einbruch gethan haben, und durch sein Fressen in dem eingefriedeten Platze die Witterung der Heerde verstärket haben, so wird sie zuverläßig dem Anführer nachfolgen. Die Ochsen würden, wenn Wall und Queerlatten nicht schützen, sogar Weiß- und Schwarzdornhecken im obgedachten Falle nicht schonen. Ich habe dergleichen Anführer von Ochsen gesehen, welche, nachdem sie den Platz ausgewittert, die Augen zumachten, und sodann, alles Stechens der Dornen und Verwundung ungeachtet, die stärksten Dornhecken durchbrachen, und hiemit ihren Nachfolgern Muth machten, ein Gleiches zu thun. Man kann nun hieraus schließen, was von Befriedigungshecken von Flieder oder Hollunder zu halten, wovon so viele Schriftsteller einer dem andern nachschreiben, daß das Laub dem Hornviehe zuwider sey. Zur

Ver-

Veränderung wird aber das Laub auch von selbigen gefressen, wie man solches bey mir im Sommer alle Tage auf der Straße sehen kann, da das vor meinem Hause vorbeytreibende Vieh die über einem Gehege in einer langen Reihe hervorragenden Fliederbäume so abfrißt, daß die Zweige, so weit solches reichen kann, davon so gerade sind, als wenn sie alle Jahre unter der Scheere gehalten würden. Und um das Laub ist es freylich dem Weidevieh bey dergleichen Hecken eben nicht zu thun. Es wittert, wie gesagt worden, die innerhalb derselben befindlichen Pflanzen, Kräuter und Gräser aus, und was seinem Auge verborgen ist, wird ihm durch die Nase verrathen.

Die Birkenwaldungen sind der Verwüstung mehr als andere unterworfen, und zwar a) wenn man die so genannte Mayen zur Unzeit und ohne Aufsicht hauet; b) durch das häufige Anbohren, um den Saft davon zu sammlen; c) durch das Besenreißschneiden; d) wenn das Vieh auf jungen Hauen weidet.

a) Im Preußischen wurden ehedem die Birkenwälder sehr durch das Setzen der Mayen (dies waren junge Birken, und wovon ich in meiner Jugend in einer Stadtkirche am Pfingstsonnabend an die 30 Fuder habe immer aussetzen gesehen;) in Pfingsten mitgenommen, welches aber nun überall von der Landesobrigkeit abgeschaffet worden. Das Setzen der Mayen in den Häusern zur Pfingstzeit, welches noch mehr Birken hinwegnahm, ist gleichfalls im Preußischen verboten. An und vor sich selbst ist der Gebrauch, Birken in Zimmern zu haben, nicht ohne allen Nutzen. Denn, da sie bekannter Maßen sehr

wasserreich sind, wie aus dem häufigen Safte, welchen man von ihnen abzapfen kann, erhellet, so wird, wenn der Dampf dieser Feuchtigkeit ein Zimmer benebelt, die Luft desselben davon sehr angefrischet und angefeuchtet, welches man daraus abnehmen kann, daß in solchen Zimmern, wo einige junge Birken im Wasser stehen, die Feuchtigkeit von den Wänden strohmweise herabfließt. Bey schwüler Hitze, zumal in solchen Zimmern, welche verdorbene Dünste in sich enthalten, ist ein solcher reiner Nebel eine wahre Arzeney für die Menschen, weshalb manche Krankenstuben dadurch sehr verbessert werden können. Sind aber viele üble Dünste darinn, so muß man die Zweige nicht in Wassergefäßen, sondern nur blos hineinsetzen, damit sie die Dünste einsaugen, und solche Zweige von Zeit zu Zeit mit frischen abwechseln. Und da das Mayenlaub einen angenehmen Geruch von sich giebt, so empfiehlt sich dies Verfahren damit mehr, als mit Zweigen oder Reisern einer andern Holzart, daß also schon in dieser Hinsicht der Landwirth auf seinem eigenen Gebiete, wenn es auch noch so klein ist, einige Birkenbäume vor sich anpflanzen sollte. Das Abschneiden der Ruthen oder Zweige kann er sodann so verrichten, daß es den Bäumen nicht schade. Die gebrauchten Reiser in der Stube werden gesammlet, und Besen davon gebunden, deren er nicht entrathen kann. Und wenn der Landwirth den Seidenbau treibt, so kann er keine bessere Reiser in unsern Ländern in den Spinnhütten sich wünschen, als die in den Stuben gebrauchten Mayen, nachdem ihnen die Blätter abgestreifet worden. Sie dauern ohnehin einige Jahre,

wenn

wenn sie nach dem Gebrauche zusammengebunden, und unter einem Dache verwahret werden.

b) Das häufige Anbohren der Birken zur Gewinnung des Saftes kann sehr schädlich werden, wenn damit nicht recht verfahren wird. Die beste Zeit zum Abzapfen ist im Frühlinge, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt, und noch nicht aller Frost aus der Erde ist. Je mehr Schnee im Winter, je heftiger die Kälte desselben ist, je langsamer der Frühling kommt, und je länger der Schnee liegt, desto mehr giebt es Birkenwasser. An klaren, aber nicht kalten Tagen, nach vorhergegangenem Nachtfroste, läuft das Wasser, wie bey dem Zuckerahornbaume, am stärksten; bey östlichem Winde läßt es nach und bey großer Hitze höret es völlig auf. Das meiste und stärkste Wasser geben die Bäume steiniger und bergiger oder hoher Plätze. Mittelbäume sind zum Abzapfen die besten; alte und sehr große aber soll man nicht leicht anbohren. Das Bohren selbst verrichtet man am liebsten des Mittags, weil der Saft alsdann in der stärksten Bewegung ist, und sich am häufigsten einfindet. Mit dem Messer einen kleinen Schnitt zu machen, ist nicht hinreichend, sondern man muß an der Südseite, zur Erleichterung des Ablaufes, einbohren. Das Loch wird 1 bis 2 Zoll tief, schräg von unten nach oben gebohrt. Es muß dasselbe nicht hoch über der Erde seyn, weil sonst eine lange Röhre, vermittelst welcher das Wasser aus dem Stamme in das auf der Erde befindliche Gefäß läuft, nöthig wäre. Man nimmt um das Loch herum die Rinde ab, und macht unter demselben einen Querschnitt,

in welchen man die Rinne anbringt, vermittelst welcher der Saft in das untergesetzte Gefaß läuft, welches eine Bouteille, oder ein Fäßchen mit einem Trichter ist, damit nicht allerley hineinfallen könne. Einige hauen oder bohren die grossen Zweige nahe am Stamme, an der gegen die Erde gekehrten Seite, an, stecken einen Federkiel oder hölzerne Röhre in das Loch, und leiten den Saft in das darunter angebundene Gefäß. Auf diese Weise bekommt man nicht viel weniger Wasser, als wenn der Stamm selbst angebohret wäre. Der Baum läuft auch bey dieser Verwundung an einem Orte, wohin kein Regen kommen kann, am wenigsten Gefahr. Einige haben bemerken wollen, daß man innerhalb 12 bis 14 Tagen beynahe so viel Wasser abzapfen könne, als das ganze Gewicht des Baumes mit Zweigen und Wurzeln beträgt. Es kann aber ein so starkes Abzapfen dem Baume gar leicht den Untergang bringen, daher man sich mit 3 bis 4 Maaßen von einem Baume begnügen soll, und wenn man ja mehr abziehen will, so soll es nur von solchen Birken geschehen, die für die nächste Zeit der Holzart gewidmet sind. Die Bohrlöcher müssen nach geendigtem Anzapfen, allemal mit einem hölzernen Pflocke verschlossen, und sodann mit Thon oder Harz verschmieret werden, nachdem der Pflock dem Stamme gleich, wo er etwa heraussteht, gerade abgeschnitten worden. So muß man auch, wenn das Abzapfen in mehrern Tagen verrichtet wird, allemal einen Pflock ins Bohrloch stecken, damit, wenn kein Gefäß darunter steht, der Saft nicht unnütz verlaufe. Das Anbohren aber muß allemal auf einer und

eben

eben derselben Seite geschehen, weil sonst, wenn man rund umher bohret, der Baum ausgeht. Und wenn man in jedem Jahre sich mit einem mäßigen Safte, der dem Baume zur Nahrung und Wachsthume dienet, begnügen läßt, und ihn im übrigen nach nurbesagter Weise behandelt, so wird er alle Jahre seinem Eigenthümer zu solchem Gebrauche in der Zukunft dienlich bleiben, ohne daß er merklich davon leiden könne. Es gehet sonst auch an, den Saft, vermittelst des Beschneidens der Enden der Zweige, zu gewinnen, indem man die beschnittenen Zweige in Bouteillen stecket, die alsdenn gar bald voll Saft laufen. Man muß aber diese Enden mit Harz nach dem Gebrauche verschmieren. Da aber an den nassen Zweigen das Harz nicht gut haftet, so ist es am sichersten, wenn die Enden der Zweige über ein Kohlbecken gehalten werden, daß sie eintrocknen, und keinen Saft mehr durchlassen. Man kann aber hieraus ersehen, daß es am besten sey, fremden Leuten das Abzapfen des Wassers nicht zu verstatten, weil sie schwerlich die Wunden nach obbeschriebener Art wieder zuzuheilen sich werden angelegen seyn lassen, und überdem noch wohl durch zu vieles Ablassen des Wassers die Bäume zu sehr schwächen, oder sie wohl gar damit zum Ausgehen bringen können.

c) Das Besenreisschneiden muß, wenn es unschädlich seyn soll, zu rechter Zeit, und am rechten Orte geschehen.

Zur Unzeit werden die Reiser abgeschnitten, wenn der Saft der Birken zu Ende des Winters in Bewegung ist, und sodann aus den ab-

geschnittenen Zweigen ohne Maaß auslaufen, und hiemit den Wachsthum des Baumes zurücksetzen muß. Soll ja von stehenden Bäumen Besenreis geschnitten werden, so muß es lieber spät im Jahre, wenn die Blätter etwas hervorgekommen sind, geschehen, weil sodann die Zweige nicht mehr bluten, und den Schnitt währenden Sommers zuheilen können. Man siehet, daß die früh im Winter geschnittenen Zweige im Frühjahre noch nicht zugeheilet sind, und den Saft sodann noch ausfließen lassen. Man darf nicht besorgen, daß die so spät im Jahre geschnittenen Reiser sich beym Gebrauche der Besen eher abnutzen sollten, als die von den im Winter geschnittenen Reisern. Man lasse jene nur recht trocken werden, ehe man sie gebrauchet, sie werden gewiß zäher und länger haltend seyn, als die Winterreiser. Jungen Birken sollten überdem gar keine Reiser, nur den alten, abgeschnitten werden. Noch besser wäre es, den Besenbindern ein Revier so zu verpachten, daß sie von den ungehauenen Birken, bevor sie von den Holzschlägern weiter bearbeitet werden, die Reiser abschneiden, und hiemit eine gewisse Abgabe an die Herrschaft entrichten müßten. Wir haben gar keine Holzart, die wir zu Besenreisern den Birken an die Seite setzen könnten, und kein Hausgeräth ist nöthiger und wird mehr verbraucht, als Besen; daher gar wohl hieraus auf eine Vermehrung der herrschaftlichen Einkünfte Bedacht zu nehmen wäre. In Ansehung der Reiser ist aber zu wissen, daß die von Rothbirken geschnittenen viermal länger, als die von Hangelbirken dauern. Denn diese sind von Natur gebeugt, und sind nicht steif genug, daß

ihre

ihre äußerste spitze Enden den Boden rein kehren sollten. Sie werden daher von den Hausmägden stark niedergedrückt, so daß nicht die Spitzen, sondern die höher hinaufstehenden Theile kehren, und daher hieselbst geschwind abgenutzet, mitten durchbrechend, und somit abfallend gemacht werden. Dagegen fängt die Abnutzung der steifstehenden Besenreiser von der Spitze an, und gehet von hier an immer mäßig höher hinauf. Die Besen werden von Jahr zu Jahr theurer, und es sollte dieser Umstand nicht so obenhin angesehen werden. Vielleicht ließe sich beym Besenbinden die Sache bessern, wenn in der Mitte der Besenreiser eine andere Holzart, die mehr steif sind, unter die Birkenreiser verbunden, und so mit die Hangelbirkenreiser zum Gerade-und Steifstehen gezwungen würden. Vielleicht ließen sich auch die alten Hangelbirken zu Hervorbringung steiferer Reiser zwingen, wenn ihnen die Aeste bis etwa einen Fußweit vom Stamme abgesäget, und sodann aus diesen junge stärkere Reiser hervorzutreiben veranlasset würden. Das Schneiden der Spießruthen von den Birken erfordert auch Mäßigung, und sie sollten lieber von Weiden als Birken genommen werden. Das Abschneiden derselben zur Frühlingszeit, wenn das Wasser ausläuft, muß gar nicht Statt finden.

Wenn man auf die Nutzung der Birken siehet, so muß man sagen, daß solche gar vielfach, und daher der Birkenbaum einer unsrer nützlichsten Bäume sey. Wir nehmen davon eines unsrer besten Feuerungshölzer. Denn das Birkenholz giebt ein helles Feuer, und die Birkenkohlen unterhalten eine gleiche

beständige und lebhafte Gluth, und nehmen den Kopf nicht leichtlich, doch eher als die Ellernkohlen ein. Es muß aber das Brennholz von Birken in der Rinde nicht lange, wenigstens über kein Jahr, in allzugroßen Haufen, an einem solchen Orte, wohin die Trockenluft nicht überall beständig streichen kann, beysammen liegen und stehen, wenn es nicht stocken, mit Schwämmen beschlagen, und von seiner Güte verlieren soll.

Das Birkenholz findet sich in einigen Gegenden, bey seiner Zähigkeit, oft viel weicher, als in andern; in den nördlichen Ländern und hoch erhabenen kalten, rauhen, weit härter. Das untere Stammende aber ist allezeit, an und vor sich, härter und schwerer gegen das Zopfende hin; es läßt sich auch viel schwerer spalten, als jenes. Alter und Grund geben ihm, bey uns vornämlich, die rothe oder weiße Farbe, seine Härte und Schwere. Es stocket, wenn es auf dem Stamme sich überstanden hat sowohl, als nachdem es im gesunden Zustande abgehauen worden, in der freyen Witterung, oder in nassen Orten; denn es behält seine innere Feuchtigkeit sehr lange bey sich, ziehet auch dergleichen leicht wieder ein, wenn es schon trocken gewesen. Dieses gilt nun, wie vom Brennholze, also auch vom Nutzholze. Ob nun schon das Rüstern, Haseln, Aeschen- und Weidenholz zu einigen Geräthschaften, besonders in feuchten Orten, bey der Hauswirthschaft etwas länger dauern, so nimmt man doch die Birken, ihrer Zähigkeit und mäßigen Härte wegen, auch sehr gern dazu: als unter andern zu Reif- und andern großen Bottichstäben, in luftigen Wein- und Bierkellern, auch in Brauhäusern. Sieb- und Korbmacher, Drechsler und Tischler verarbeiten sämmtlich das

Bir-

Birkenholz überaus gern. Die Rademacher machen aus den Stammenden bey uns die meisten Fälgen, welche eben so dauerhaft fast sind, als die aus dem Stammende alter, fester Ellern genommenen. Der Landmann macht sich von Birken seine Leiterbäume, Schlittenkufen, Joche, Stühle, Mulden u. s. f. Wo es an Waldung fehlet, bauen einige Bauern die Wirthschaftsgebäude von Birkenholz, wie man denn in Finnland Heuscheunen von Birken, Erlen und Aespen antrift. Wenn solche Gebäude gute Dächer haben, stehen sie eine ziemliche Zeit; aber doch nicht so lange, als Fichten- oder Tannenhäuser. Denn das Birkenholz hält sich lange unter Dach, wird aber in der freyen Luft durch Regen u. s. f. leicht zerstöret. Es würde aber im Trocknen auch länger dauern, wenn es mit der Zeit nicht, wie das Ellernholz, von der Menge der Wurmstiche mürbe, und gleichsam ganz zermülmet, folglich zerbrechlich würde. Es wäre aber mit dem Birkenholze auch noch zu versuchen, ob es nicht, wie einige andre Holzarten durch Auslaugen, Räuchern und Bähen wider den Wurmfraß zu sichern wäre. So viel habe ich in manchen Bauerhäusern gefunden, daß man bey Fachwerk die Staken von Birken- oder Ellernholze gebraucht gehabt, um welche der Lehm gewunden oder angeschlagen wird. Dergleichen mit Lehm bekleidete Birken- oder Ellernstaken bleiben ganz frey vom Wurmstiche, wenn sie auch viel 100 Jahre darinn gewesen. Ein mäßiger Ueberstrich, welcher den Zugang der freyen Luft abhält, würde also diese und dergleichen Holzarten in Gebäuden aufs längste dauerhaft machen. Und hierzu würde Theer oder Pech, mit Sand vermengt, am dienlichsten seyn. Sonst machen einige Bauern auch zur Zierde ihre Milchbutten von Wachholder- und Birkenholz, und

zwar so, daß ein Stab Wachholder- und einer von Birkenholz immer abwechseln, welches ein gutes Ansehen giebt. Zu Radezähnen und Trillingen bedienen sich die Müller, in Ermangelung harter Holzarten, des trocknen und zähen Birkenholzes, welches, ehe man es einsetzt, gut warm gemacht, und mit heißem Talg eingetränket wird, wodurch es der Abnutzung länger widersteht.

Der Ruß vom Birkenholze wird zur Buchdruckerfarbe für den besten gehalten. Die auf dem Heerde und in dem Ofen gesammelte Asche ist zur Verfertigung der Pottasche eben so gut, als die von anderm harten Holze. Dunkle, und sonderlich von Röster auch angelaufene Fensterscheiben, lassen sich am besten mit trockner Birkenasche rein scheuern. Von Birkenasche läßt sich auch nebst andern Ingredienzien eine zum Bleichen besonders dienliche Seife machen, und dadurch viel Talg, der sonst genommen wird, ersparen.

Die sogenannte **Maserbirke**, welche von der Wurzel an, einige Ellen hoch eine grobe und höckerige Rinde hat, und auf hochliegenden Hügeln, ohne Schatten für die Sonnenstrahlen wächst, ist von mancherley Nutzen. Je länger man sie unter Dach trocknen läßt, desto fester und dauerhafter wird sie, daher man sie mit bestem Nutzen bey Hammerwerken zu Hammerschäften, Drückern- und Hebearmen, desgleichen zu allerley Räderwerk in Mühlen u. d. gl. gebrauchet.

Den **Maser** selbst unterscheidet man in den von Wurzeln, Stämmen und Aesten. Der von der Wurzel wird für den gröbsten, vom Stamme für den stärksten, und von den Zweigen für den schönsten gehalten. Dieser letztere ist aber auch selten,

und

und nur auf großen Aesten sehr alter Bäume in kleinen Knäueln. Von diesem Maser macht man nur Büchsen- und Pistolenschäfte, Handgriffe zu Messern, Pokale, Löffel, Dosen, Stock- und Pfeifenknöpfe u. s. f. An einigen Birken findet man so große Gewächse, daß die größten Gefäße daraus gemacht werden können; und oft sind solche Auswüchse an kleinen Stämmen 4 bis 5 mal dicker, als der Stamm selbst. Man vermuthet, daß diese Auswüchse von Verletzung gewisser Insecten, die ihre Eyer in die Rinde legen, entstehen. Denn so erzählt es Strahlenberg in seiner Beschreibung des Russischen Reichs, S. 385., daß man ihm gesagt habe, die Birkenauswüchse kämen von einer Made, welche sich zwischen Stamm und Rinde ein Loch bereitete, da denn der dahin fließende Saft das Gewächs hervorbrächte, die Made nähme aber hernach ihre Wohnung in diesem Auswuchse. Sollte es aber wohl nicht wahrscheinlicher seyn, daß solcher Auswuchs von einem Stoß oder Verletzung der Rinde herkomme? Unten an der Wurzel kann solches von Schweinen und Hirschen, oberwärts an den Aesten aber, durch Spechte, Stoßvögel, die ihre Schnäbel daran wetzen, oder daselbst ihren Raub verzehren, Eichkatzen, wilden Katzen u. s. f., oder durch einen Abfall oder Stoß von benachbarten Bäumen geschehen, und sodann beyläufig die Made dazu kommen. Die Erfahrung bey uns ist nicht dawider. Denn wenn mancher Bauer gemaserte, rechte starke Axt- oder Beil- und Hackenstiele, Harkenkämme u. s. f. verlangt, so schälet er an einer gut gewachsenen Birke in der Rinde, in der Form dessen, was er haben will, einen Rand. Innerhalb einiger Jahre masert sich das Holz um den geschälten Rand um, daß dieser Maser, ohne Beschädigung des Baumes, ausgehauen werden

den kann. Diesemnach dürfte nur zum Versuch mit dem Rücken eines Beils, oder mit einem andern harten Schlegel, die Rinde einer Birke irgendwo geklopfet oder angeknirschet werden, um zu sehen, ob nicht hievon ein Maser auswachsen sollte. Man liebet aber die aus Maser verfertigten Geräthschaften vorzüglich nicht nur um ihres guten Ansehens, sondern auch um der mit Leichtigkeit verbundenen Festigkeit und Dauer willen derselben. Daher hat man besonders gern Pfeifenköpfe davon, weil sie fallen, aber nicht zerfallen, oder vom Falle nicht zerbrechen oder aufbersten. Mit den Dosen, Schalen und andern Geräthschaften ist es eben so. Obgedachter Schriftsteller meldet a. ang. V. auch, daß die Russen von ihrem Maser, der aber feiner gekrauset seyn soll, als der unsrige, kleine Schalen, Löffel und andern Hausrath so dünn arbeiten, daß es durchscheinend und biegsam werde, und daß sie es gemeiniglich gelb lackiren; ihre Drechsler wissen auch, weil der Maser daselbst so theuer bezahlt wird, mit demselben so wirthschaftlich umzugehen, daß sie ein Gefäß aus dem andern drehen, und die abgehenden Späne zur Auslegung kleiner Kästchen u. s. f. anwenden. Unsere Drechsler bedienen sich aber auch der Masern zu ausgelegten Arbeiten, welche wegen ihrer Schönheit vor vielen Ostindischen Holzarten den Vorzug haben.

In Schweden wird die **äußere weiße Rinde** der Birke von dem gemeinen Manne zur Deckung der Häuser gebraucht, weil wie sie beynahe unverweßlich ist, und deßhalb aufs längste der Fäulniß, und also auch dem Durchdringen der Feuchtigkeit widerstehet, zumal wenn sie vor solchem Gebrauche in Theerwasser getaucht worden. Von den Bauern in Norwegen sagt Pontoppidan, daß sie die Tannenbretter,

ter, woraus ihr Dach besteht, mit dieser Rinde bedecken, und über dieselbe noch, der Wärme wegen, Wasen oder Torf legen. In Preußen, Polen und Britannien machen die Bauern von dieser Borke den nämlichen Gebrauch. Dieser Eigenschaft wegen wird sie auch vieler Orten zur Bedeckung der Balkenköpfe an den äußern Seiten der Häuser, zur Belegung der Enden der Pfosten, welche in die Erde kommen, und zur Ausfüllung des Raumes zwischen den Balken, und den über sie gelegten Bohlen bey Brücken genommen. Es muß also in dieser Rinde eine ölichte Fettigkeit, wie beym Tangelholze seyn, welche der Fäulniß widerstehen kann. Und daß solche wirklich darinn vorhanden sey, ist aus der Nachricht des Hrn. Pallas zu sehen, vermöge welcher aus der Rinde das sogenannte Degend- oder Degenöl, zu Verfertigung der Juchten in Rußland gemacht wird. Dieses wird aus den reinen Birkenrinden erhalten, die man in den dicken und feuchten Sibirischen Waldungen von alten Bäumen aufsammlet, welche theils auf der Wurzel, theils auf der Erde ausfallen, so, daß die äußerste ölichte Rinde allein übrig bleibt. Es versichert auch Hr. Pallas, daß weder Kühnpost noch ein anderes Gesträuche unter die Birkenrinde gebrannt wird, wie solches die Schwedischen Oekonomen glauben, sondern je reiner die weißen Birkenrinden sind, desto schöner und wohlriechender sey das Oel, ohne einen fremden Zusatz.

In der Schweitz machet man durch ein besonderes Zusammenrollen der Rinde Fackeln, welche sehr gut brennen. Sie wird auch bey uns bey den Kohlenmeilern unter dem Namen Tabbert gebraucht, ein Name, der in manchen Ländern zum Spott oder Verwunderung über ein Kopfzeug der Frauenspersonen,

nen, noch alle Tage gehöret wird, wenn man sagt: Sie hat einen großen Tabbert auf. Dieser Name kam aber wohl zu der Zeit auf, als die Kopfzeuge mit aufgerollten Flügeln noch Mode waren.

Um die jungen Bäume im Winter wider das Abschälen der Rinde zu verwahren, kann man den Stamm von unten bis an den Schaft mit herumgerollter Birkenrinde verwahren. Diese muß zweymal um den Baum reichen. Sie darf nicht angebunden werden, sondern man schneidet einen Streifen querüber nach dem andern, so breit als man sie haben will, und weichet sie in heißes Wasser, so rollen sie sich selbst zusammen, und können solchergestalt um den Baum gelegt werden, an dem sie sitzen bleiben. Und weil sie nicht angebunden sind, so öffnen sie sich von selbst, und lassen, da sie viele Jahre lang sitzen bleiben, dem Stamme Freyheit, in der Dicke zuzunehmen. Auch nach dem Pfropfen kann man eine solche Rolle von Birkenrinde, von der Wurzel bis an die Hälfte des Pfropfreises herumlegen, so daß nur 2 Augen über der Rindenrolle stehen bleiben, und stopft in das oberste Ende der Rolle ein wenig Moos, damit die Sonnenhitze das Pfropfreis nicht austrockne. Ist aber der Pfropfstamm etwas groß, so darf man die Birkenrinde nicht um den ganzen Stamm, sondern nur um das Pfropfreis selbst herumrollen. Es sind auch dergleichen Rindenrollen von der Wurzel an bis in die Höhe sehr gut im Winter vor Ratzen, welche, wo sie häufig sind, die jungen Bäume in Baumschulen ringsherum abzuschälen und die zarte Rinde zu fressen pflegen.

In Sibirien werden aus der äußersten Birkenrinde Gefäße gemacht, worin der Boden aus Fichtenholz gesetzt ist, welche keine Feuchtigkeit durchlassen,

lassen, so daß man darin Gurken einmacht, und Bier stehen läßt.

Die innere schwärzere Rinde gebrauchet der Landmann in Preußen und Pohlen, wie die Eichenrinde, zu dem Gerben der Häute, nur soll sie das Leder bräuner und weniger dichter machen. Die Lappländer verfahren mit ihrem Ledergerben also: Sie vergraben die Häute in einem Winkel ihrer Hütte, und lassen sie in der Erde, bis sich die Haare lösen, welche sie alsdann mit einem bequemen Eisen absondern. Einige schaben, um Zeit zu gewinnen, die Haare sofort mit einem Messer von den rohen Häuten, kochen alsdann die zermalmte Birkenrinde mit ihrem Baste in reinem Wasser, ungefähr ½ Stunde, und wenn die Lauge nur noch lau ist, tauchen sie die Häute in dieselbe. Das Aufkochen derselben Lauge, und das Einweichen des Leders, wird den andern und dritten Tag wiederholt, und sodann das Leder an freyer Luft, jedoch im Schatten getrocknet. Die Lappländer glauben, daß das also bereitete Leder das Beste unter allen sey, weil es dem Wasser und der Stockung am stärksten widerstände.

Die Rinde dienet auch zum Färben der Fischernetze, zu welchem Zweck man sie mit etwas Birkenasche und Theer kocht. Wenn man Tannenzapfen und Tannenrinde mitkochte, möchte das Fischerzeug noch länger dem Stocken widerstehen. Den Vorzug der also gefärbten Fischernetze vor den ungefärbten, beweiset die Erfahrung; denn theils lassen sich die Fische wegen der wenigern Scheinbarkeit im Wasser leichter beziehen, theils weichen sie auch im Wasser nicht so bald auf. In Smoland aber färben die Bauerweiber ihre Ostereyer mit Birkenrinde gelb.

Der

Der Bast, oder das Innere der Birkenrinde dienet den Fischern zu Schwimmklötzen und Senkbeuteln ihrer Netze, wodurch sie aufstehend erhalten werden, und doch den Grund suchen. Und damit sie den Fischen desto weniger scheinbar werden, färben sie die Schwimmklötze sowohl, als die Senkbeutel, worein Steine gelegt werden, in eben der Lauge, der vorhin zum Färben der Netze gedacht worden.

Die weiße Haut außen auf der Rinde läßt sich am besten absondern, wenn der Birkensaft zu laufen aufhört. Tritt die Kälte ein, ehe die Birke den Saft aus der Erde bekommen hat, so giebt sie wenig oder gar keine Haut, so wie sie im entgegengesetzten Falle dergleichen reichlich giebt. Es wächst aber die Haut der Birke dreymal wieder, daher man sie mehr als einmal abziehen kann. Man legt und trocknet diese Haut Bündelweise. Die Lappen und Finnen wissen der Birke die Haut in schmalen, mehr als klafterlangen Riemen sehr behende abzuziehen, und aus diesen bandähnlichen Striefen machen und flechten sie sich Schuhe, Körbe, Speisesäcke u. s. f. welche rautenförmig, und wie gewebt, aussehen. Auch machen sie von dieser Birkenhaut Butterbüchsen, Stricke, Teller, Kellen, Schachteln, Dosen u. dgl. welche Sachen kein übles Ansehen haben; ja, die Birkenhaut dienet ihnen oft anstatt Eisen und Kupfer, weil sie ihre Speisen darin verwahren, und machen sie auch darin warm. Eben diese Völker nähen sich auch von der Birkenhaut Lappen, unter welchen sie bey Regenwetter trocken gehen können. Die Hirten machen sich davon starkschallende Hörner, womit sie ihr Vieh zusammenrufen. Auch wird in die Absätze der Schuhe der Bauern öfters viel Birkenhaut zu Ersparung des Leders gekleibet, wie sich denn

die

die Bauern in ihren Schuhen und Stiefeln, zwischen der ordentlichen und Brandsohle auch wohl Birkenhaut legen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß dieses warm hält; ein Mittel, dessen sich auch die Vornehmen um ihrer Gesundheit willen ebenfalls bedienen könnten, weil viele Krankheiten, besonders arthritische, von der Verkältung der Fußsohle herbeygezogen oder verstärket werden. Von der zu einem gewissen Grade gebrannten Birkenhaut wissen Einige, durch das Käuen, einen, zur Leimung zerbrochener irrdener Gefäße sehr dienlichen Leim zu machen. Mehrerer Dauer wegen pflegt man auch wohl in die Scherben Löcher zu bohren, und mit Bindfaden zu verbinden, welches denn mit diesem Leim, der sich auch im heißesten Wasser nicht auflöset, überstrichen wird.

Man trifft auf alten Birken oft viel Schwämme an, die in ökonomischer Absicht 3 Arten ausmachen. 1) **Zunderschwamm**, Boletus fomentarius; dieser ist am gemeinsten. Es wäre eine sehr nützliche Erfindung für die Papiermühlen, wenn man diesen Schwamm zur Ersparung der Leinwand fortpflanzen könnte. Denn er fängt besser Feuer, als der Zunder von Leinwand. 2) **Feuerschwamm**, Boletus igniarius, ist braun, hart und spröde. Der getrocknete fängt ebenfalls leicht Feuer, und kann im Fall der Noth als Zunder gebraucht werden. 3) **Birkenkork**, Boletus suberosus, ist weich, weiß und zähe. Von demselben macht man die besten Floßknoten zu Angelruthen, man gebraucht ihn auch zu Nadelküssen, und es lassen sich auch allerley Zinngießersachen darin abformen. Es ist bekannt, daß die Lappländer sich aus dem Birkenkork kleine Stücke von der Größe der Zuckererbsen schneiden, oder auch

etwas größer, und heben sie auf, um sich ihrer in vielen Krankheiten, besonders wider Kopf- und Zahnschmerzen, Seitenstechen, Kolik, Rückenschmerzen u. s. f. bedienen zu können. Sie legen den Kork auf den kranken Ort, zünden ihn an, und lassen ihn gänzlich verbrennen. Dieses verursacht zwar anfänglich Schmerzen, hilft aber recht oft. Wird sich Jemand unter uns wohl solchen Feuerproben unterwerfen wollen? In der Vieharzneykunst könnte aber doch bey manchen Zufällen davon Gebrauch gemacht werden. Die gepülverten Birkenschwämme sollen, in Wunden gestreuet, oder in die Nase gezogen, augenblicklich das Blut stillen.

Aus trocknen Birkenreisern brennen die Frauenspersonen an einigen Orten ein Oel, womit sie die Finger bestreichen, wenn sie sich dieselben wund gesponnen haben. Dieses Oel hilft auch bey aufgesprungenen Brüsten.

Nach Hrn. Orts Berichte bedienet man sich in der Schweiz zum Gelbfärben der Blätter und der jungen Zweige, womit man daselbst zugleich Schafe und Ziegen füttert. Auch die getrockneten Blätter sind im Winter ein herrliches Futter für die Schafe. Werden aber die Blätter mit etwas Scharte, Serratula arvensis, und Alaune gesotten, geben sie eine viel dauerhaftere gelbe Farbe. Man erhält auch aus den Blättern das sogenannte **Schüttgelb**. Man kocht nämlich junges und zartes Birkenlaub in einem Kessel, 1 Stunde lang und darüber; alsdenn thut man zerstoßne Kreide und etwas Alaune dazu, läßt es noch etwas kochen, und sich sodann setzen. Der Bodensatz ist die verlangte Farbe, welche man trennet. Läßt man die Kreide weg, so bekommt man das **Schüttgrün** der Mahler.

Noch

Noch ist es ein bey vielen Hausmüttern auf dem Lande übliches Verfahren, um ihre wollene Zeuge oder Garn theils gelb, theils pomeranzenfärbig zu haben. Es wird Teufelsabbiß (Scabiola succisa) zerhackt, und auf den Boden des Kessels, auf dasselbe aber eine Schicht im May gesammelter Birkenblätter gestreuet, auf diese die Wolle gelegt, letztere mit zerhacktem Teufelsabbißkraute bedeckt, kalt Wasser darauf gegossen, welches bis zur Abnahme der Farbe kochet, und zugedeckt abkühlen, dabey aber zuweilen umgerühret werden muß. Soll aber das Gelbe hoch und pomeranzenfärbig werden, so spühlet man das wollene Garn zuerst in Lauge, und nachher in Wasser.

Krätzige Hände und Körper in Wasser, welches mit Birkenblättern gekocht worden, gewaschen, sollen die Beschwerde wegnehmen, welches auch von der Lauge mit Birkenasche gerühmet wird. Sollte aber das zu Pulver gebrannte Birkenlaub, und eine Lauge daraus gemacht, wo man sie hinschmieret, kein Haar wachsen lassen, so würde die Zunft der Bartscheerer sich über dies Mittel sehr zu beschweren haben. Einige Hausmütter, um im Alleinbesitze der Käse ohne Maden zu seyn, machen ein Geheimniß daraus, beym Käsemacher den ausgepreßten Saft des Birkenlaubes, wovon aber die Materie die weiße Farbe verlieret, zu gebrauchen. Dagegen bleibt die Käsematerie weiß, wenn zu der Milch beym Käsemachen Birkenwasser gegossen wird, um die Käse madenfrey zu erhalten. So wollen auch manche Bauern ein Geheimniß daraus machen, wenn sie die Gipfel von Birken sieden, und mit dieser Infusion die Pferde im Sommer bestreichen, um sie wider die Anfälle der Fliegen damit zu sichern.

Die im Frühlinge erst ausgeschlagenen annoch harzigen Blättchen der Birkenknospen werden in Finnland, anstatt des Thees gebraucht, und für antiscorbutisch gehalten. Einige pflegen auch dieselben zu trocknen, und mit gutem Nutzen, in Suppen, wider die Gelbsucht zu essen. Wenn man diese Knospen in Trockenstuben oder Oefen bey gelinder Wärme getrocknet hat, so kann man sie, vermittelst Vermischung mit andern Dingen, zu Ersparung des Getraides, für Enten, Truthähne und Hühner gebrauchen, und diese den ganzen Winter damit füttern. Ein Vortheil, welchen man den Birkhühnern abgelernet. Denn da diese sich meistentheils an solchen Oertern in den Nordländern aufhalten, wo Birkenbäume anzutreffen sind, so nähren sie sich in den dort sehr langen Wintern, bis der Baum grün wird, vom Birkensamen, Birkenzäpflein und Birkenknospen. Sie zerbeissen auch das junge Holz daran, lassen die Schale herabfallen, und genießen es als kleinen Häckerling.

Wie das Birkenwasser den Bäumen unbeschadet erhalten werde, ist oben angezeiget worden. Dieses wird nun theils vor sich allein, theils mit andern Ingredienzien vermischt, getrunken. Und wenn dies Wasser, wie von Aerzten behauptet wird, arzneyische Kräfte haben soll, so müssen sich selbige ohnfehlbar im unvermischten und unveränderten Zustande eher, als in dem gegenseitigen befinden.

Es hat dieses unvermischte Wasser aber einen sehr angenehmen Geschmack, so, daß es manche Leute vom Stande, wenn sie es immer haben könnten, mit keinem andern Getränke vertauschen würden. Es wird daher von Vielen in Kellern zu einem Labetrank bis zur Aerndtezeit aufgehoben; es wird aber bis-

bisweilen säuerlich. Zur Arzney wird aber von Vornehmen, im Frühlinge jeden Morgen ein Glas, als ein besonderes Mittel wieder Stein- Kolik- und Nierenschmerzen, getrunken. Da es aber den Urin so häufig treibet, kann solches leicht schaden, wenn es in solchem Falle nicht mäßig getrunken wird. Ueberhaupt aber soll das Birkenwasser eine gute Blutreinigung seyn. Hundertmark empfiehlt es, um zurückgetretene Krätze, mit Beyhülfe einiger äußerlichen Mittel, wieder herzustellen. In dieser Absicht muß man das Birkenwasser einen ganzen Monath lang, Morgens und Nachmittags, jedesmal zu einem Quart trinken. Er hat nebst andern Beobachtern gefunden, daß es anfänglich gelinde purgiret, nachher aber durch den Schweiß gewirket, und alle, von dem zurückgetretenen Ausschlage übrig gebliebene, Uebel glücklich vertrieben habe.

Andere, welche an dem Geschmacke des unvermischten Birkenwassers nicht genug haben, verbessern es auf eine oder die andere Weise: z. E. man kocht 3 bis 4 Nößel ($1\frac{1}{2}$ bis 2 Quart oder Kannen) mit etwa 1 Pfund Honig, und thut etwas Citronenschale und Nelken dazu. Wenn es eine Stunde gekocht hat, und gehörig geschäumt worden, stellet man es, nach dem Erkalten, mit 3 Löffel voll Hefen zum Gähren hin. So bald sich der Gäscht gesetzt hat, zieht man es, wie andern Wein auf Bouteillen, und gießt etwas Oehl darauf, da es sich denn lange gut erhält. Dieses Getränk ist geistreich und von einem herzhaften Geschmack. Statt des Honigs kann man auch zu 4 Nößel, 1 Pfund Zucker nehmen, oder auch, um einen köstlichen Rosinenwein zu erhalten, ihn mit Rosinen süß machen. Beym Gebrauche des Zuckers zum Birkensafte hat man nun den sogenann-

ten Birkenwein; die Bereitung desselben aber mit Honig, giebt den Birkenmeth. Die schönste Art des Meths in Litthauen, den man Lippitz nennet, ist aus dem weißesten Honige mit dem Safte der Birkenbäume, anstatt des gemeinen Wassers, gekocht. Im IV. B. d. H. M. S. 201 ist gezeiget worden, wie Champagner Wein aus dem Birkwasser gemacht werden kann, wo auch die mehr simple Art der Verbesserung des gedachten Wassers gelehret wird, da man nämlich dem Birkenwasser Weißbierhefen zusetzet, selbiges hernach in die Sonne stellet, es gähren läßt, und es darauf abzieht.

Der Rüster, oder Ulmenbaum.

Bey uns ist der Name Rüster gebräuchlicher als der Ulmen = oder Ilmenbaum, und es ist von dieser Holzart bereits unter den von mir sogenannten Hopfenbäumen im 4ten Bande des H. V. S. 237 ff. das Hauptsächlichste gesagt worden, weshalb ich mich Kürze halber darauf beziehen kann.

Die Rüster kömmt in verschiedenem Erdreiche fort, nur nicht in zu leichtem, ganz trocknem Sande. Man findet solche sowohl in den niedern fruchtbaren Auen und Laubhölzern, auch in tiefen feuchten Thälern, als auf trocknen Hügeln und in Gebirgen. Nach diesen verschiedenen Sandörtern nimmt der Baum zufällige Gestalten und Eigenschaften an. Was sich aber für ein Boden für die Rüster schicke, oder nicht, kann man gleich aus ihrem Wachsthume erkennen. Wachsen sie hoch und gerade, so ist das Erdreich schicklich; wachsen sie krumm, niedrig und langsam, so ist der Boden nicht recht tauglich für sie.

Wir

Wir haben mehr als eine Art von Rüstern, weil sich solche, durch den Samen fortgepflanzt, immer gleich bleiben. Die Herren Miller, du Roi, Gleditsch und andere nehmen mehr Arten an, als Linnäus, der nur auf dreyen bestehet.

a) **Die gemeine breitblätterichte Rüster oder Ulme, die weiße Rüster, die Ilme, Epenholz, Leimbaum, Fliegenbaum, Rauchlinde** ꝛc. Ulmus campestris Linn. et Mill. Die Wurzel breitet sich weit aus, und die Pfahlwurzel geht so tief in den Boden, als sie keinen Widerstand findet. Der Stamm wächst langsam, erreichet aber mit der Zeit eine ansehnliche Höhe und Stärke, ist etwas knorricht, und mit einer dicken, schwammigten, rauhen und rissigen Rinde versehen. Die Blüthbüschel kommen vor den Blättern im März und April hervor, und werden von den Bienen, da um solche Zeit wenig Blumen gefunden werden, aufs stärkste besuchet. Der Same, welcher schon zu Ende des May oder Anfange des Junius reif ist, muß, da er leicht ausfällt, um solche Zeit gesammlet, auch sogleich wieder ausgesäet werden, da denn die jungen Pflänzchen im August hervorkeimen.

Diese breitblätterichte Rüster wird in einem feuchten und fruchtbaren Boden allemal besser gedeihen, als in einem schlechten und trocknen, worinnen jedoch die kleinblätterichte ganz gut fortkömmt.

Alle Arten von Rüstern haben eine starke, ästige Wurzel, welche sich in mildem Boden nicht nur sehr weit ausbreitet, sondern auch eine

große Menge Sprossen hervortreibt, so daß man im Stande ist, in wenig Jahren einen Platz, worauf nur wenig Stämme stehen, in das einträglichste Schlag- oder Unterholz zu verwandeln. Man kann auch von diesen Sprossen junge Bäume zum Versetzen anziehen, und giebt ihnen einen freyen Stand, wenn sie gut aufwachsen sollen. Doch dürfen sie auch nicht einzeln stehen, weil sie alsdann wegen Mangel des Schutzes nicht gut aufwachsen.

Dü Hamel hat außer der natürlichen Vermehrung mittelst des nur gedachten Verpflanzens noch eine andere angegeben. Man sollte nämlich alle Wurzeln, die man bey abgehauenen Rüstern antrifft, sammlen, in tiefe Gruben werfen, und solche Gruben 2 bis 3 Jahre offen erhalten, da denn alle abgehauene Wurzeln neue Schößlinge treiben werden, worauf man solche mit der ausgeworfenen Erde wieder bedecket und eben machet. Wobey aber dü Roi erinnert, wie dasjenige, was in andern Ländern möglich sey, nicht immer auch bey uns statt finde, und wie die Wurzeln in den offen gebliebenen Gruben ganz gewiß bey stärkerm Froste verderben würden. Immittelst könnte dieses letztere bey uns doch allenfalls wohl verhindert werden, wenn gedachte Gruben im späten Herbste mit den von Waldbäumen abgefallenen Blättern, Mos, oder andern leichten Sachen ausgefüllet, und im nächsten Frühjahre wieder aufgeräumet würden.

Man machet ohne Grund eine besondere Gattung aus diesem Baume, wenn man ihn Leim- oder Fliegenbaum darum nennen will, weil die sonst runden, jungen und glatten Zweige zuwei-

len platt, sehr rissig, schwammicht, auch krätzig an der Rinde werden, und kein rechtes Wachsthum haben wollen. Es ist dieses als etwas Fehlerhaftes, welches von Grund, Lage und Alter herkömmt, anzusehen. Den Baum aber will man darum Fliegenbaum nennen, weil sich gemeiniglich im Junius eine Menge von Fliegen auf den Blättern befindet, welche ihre Eyer hineinlegen, daß sie davon zusammenschrumpfen und in Blasen aufschwellen, und außer den jungen Würmern mit einer besondern Feuchtigkeit erfüllet sind. In diesem Zustande muß man kein Laub von den Zweigen nehmen, um es grün oder getrocknet zur Viehfütterung zu gebrauchen. Gegen Ende des Sommers sind zu diesem Zweck die Blätter nur erst wieder zu gebrauchen.

b) **Englische breitblätterichte Rüster**, Ulmus Folio latissimo scabro, du Hamel, Ulmus scabra Mill. und du Roi. Die Blätter sind unter den Rüsterarten die größten, ohngefähr 6 Zoll lang und 4 Zoll breit, sonst aber der vorhergehenden Art ganz ähnlich. Vielleicht ist diese Rüster nur eine Abart von jener, und ihr nur um des Laubes willen, wenn es zur Fütterung gebraucht werden soll, vorzuziehen. Dagegen verdienet das Holz, welches bey beyden weiß und großaderigt ist, der ersten Art den Vorzug, da übrigens beyde Holzarten in der Nässe nicht allzulange dauern wollen.

c) **Kleinblätterichte Rüster oder Ulme.** Rothe Rüster, auch von einigen Zwergulme genannt. Sie ist auch unter dem französischen Namen Ypreau bekannt. Ulmus sativa Mill. et du Roi. Sie wächst auch wild in Deutsch-

land und hat eine Rinde, die dunkler, rauher, aufgeborsten, und sehr rissigt ist, als wodurch sich dieser Baum von den vorhergehenden Arten kenntlich macht. Auch sind die Blätter viel kleiner, die größten nur 2 Zoll lang und 1½ Zoll breit. Sie sind auch heller, und weniger rauh und dicke. Die Samenbüschel sind locker, abhängend, mehr traubenartig, und die Blasen eyförmig und tiefer eingeschnitten, als bey der ersten Rüster. Das zu einem hohen Baume anwachsende Holz ist röthlicht, gefleckt, aderreich, und den vorhergehenden Arten sehr vorzuziehen, da es in der Festigkeit dem Eichenholze fast gleich kommt. In England wird es beym Schiffbaue gern genommen, weil es durch die Stückkugeln nicht so leicht zersplittert werden soll. Die Rademacher verfertigen davon dauerhafte Felgen der Räder, Kutschbäume und dergleichen. Zu Wasserrädern und Wellen ist es nach dem Lerchenbaume und Eichenholze das beste, und beym überschlächtigen Zeuge hat es vor diesen noch den Vorzug, indem die Schaufeln sich nicht so leichte werfen. Die Tischer machen daraus feine Arbeiten, weil das Holz spiegelglatt ausfällt, und sich wegen seiner schönen Adern sehr herausnimmt. Der Instrumentmacher verarbeitet es zu Violinen, daher es zu allen solchen Arbeiten am besten zu Ende des Herbstes in England gehauen wird. Der Anbau und die Vermehrung kömmt mit den vorhergehenden Arten überein.

d) Holländische Rüster oder Ulme, Ulmus hollandica Mill. und du Roi. Miller nimmt die schwammigte Rinde der Zweige als das Hauptunterscheidungszeichen an, welche aufreißt,

runz-

runzlicht wird und mit Furchen durchzogen, doch nicht so stark, als bey der dritten Art zu geschehen pfleget.

e) **Die glatt- und breitblätterichte weiße Rüster,** Ulmus glabra. Die Blätter kommen am spätesten, und erst mit Ende des Maymonats hervor, sind eyförmig, glatt, und scharf ausgezahnt. Die Aeste breiten sich sperrhaft aus. Die Fasern des Holzes sind in einander gedrehet, und daher das Holz zu manchen Arbeiten nicht wohl brauchbar.

f) **Die schmal- und glattblätterichte Rüster. Iper oder Ilme; Steinlinde, Wiete, Steckwieke.** Ulmus minor Mill. Die Blätter sind schmal, mehr glatt, und kommen spät im Frühjahre zum Vorscheine. Die Zweige legen sich an den Stamm, treiben nicht so sperrhaft und stehen mehr in die Höhe. Das Holz ist ziemlich hart und brauchbar, sonderlich wenn der Baum im schweren trocknen Boden wächst. Man nennet diese Rüsterart nach der Niedersächsischen Mundart auch Epe, und in hiesigen Gegenden wird sie häufig in den Brüchen gefunden. Die Bauern ziehen den im Winter abgehauenen Bäumen, wenn sie bis im Frühjahre an der Sonne gelegen, den sodann sehr leicht abgehenden Bast ab, den sie zum Binden statt der Stricke gebrauchen, weil er an Zähigkeit und Festhalten alle andere Bastarten übertrifft. Sie wickeln die abgezogenen Baststreifen in Rollen, trocknen sie, und hängen sie zum Gebrauche an einen trocknen Ort hin, wo sie als Vorrath, die längste Zeit dauern. Zum jedesmaligen Gebrauche, wird Tages zuvor so

viel

viel davon ins Wasser geleget, um den Bast recht geschmeidig zu machen, weil er sonst gar nicht hanthierbar seyn würde. Am liebsten bedienen wir uns in hiesiger Gegend dieses Bastes beym Flechten der strohernen Bienenkörbe, weil er aufs geschwindeste nach den Einweichen im Wasser, in schmale und dünne Riemen zu solchem Behuf gezogen werden kann, und also weit weniger Vorbereitung, als weidene oder andere Ruthen, erfordert, auch in der Folge nicht springet, wenn die Birkenkörbe, wie es auf den Heiden vielmals geschiehet, naß und wieder trocken werden.

Uebrigens ist noch bey sämmtlichen Rüsterarten zu bemerken, daß sie eben so einer großen Ungewißheit und Undeutlichkeit, als Rosen und Weiden unterworfen sind. Hr. v. Münchhausen versichert z. B. Hausvater V. Theil 349. S. aus Erfahrung daß, wenn man wildgewachsene schmalblätterichte Rüstern aushebe, und in den Garten pflanze, solche große Blätter erhielten, die Blätter aber von der breitblätterichten, mit dem zunehmenden Alter der Stämme immer kleiner und schmäler würden. Noch mehr Schwierigkeit macht die Bemerkung einer und der andern Sorte mit gewissen deutschen Namen. Z. E. Ilme soll, nach einigen, eine an Quellen wachsende Rüster seyn, da andere darunter eine Rüster verstehen, die weißes Holz hat, und daher auch Weißrüster genannt wird. Rüster, Rüßbaum, Rusche, soll eine Rüster mit scharfen Blättern und rothem Holze seyn. Bastilme oder Lindbast soll ebenfalls eine andre Sorte seyn, worunter ohne Zweifel, die zu-

letzt

letzt beschriebene schmal- und glattblätterichte Rüster zu verstehen seyn wird.

8) Die Linde.

Wir haben nur zwey Arten von Linden, welche Linnäus unter dem Namen der **Europäischen Linde** vereiniget.

a) Die **großblätterichte Linde, Sommer-Linde, Holländische Linde, Wasser-Linde,** Tilia Europaea Mill. Sie ist unter uns zu sehr bekannt, als daß ihre Kennzeichen beschrieben werden dürften.

b) Die **kleinblätterichte Winter-Linde, Stein-Linde, Wald-Linde, Sand-Linde,** Tilia cordata Mill. Sie wird von jener am leichtesten durch die noch unter der Hälfte kleinern Blätter unterschieden, welche später hervorbrechen und später abfallen. Das Holz ist fester, zäher, und wird nicht leicht verarbeitet, der Stamm wird auch nicht so hoch, als bey der ersten Art.

Kein Baum ist bisher in Holland, und zum Theil auch bey uns zu Besetzung der Alleen, und Bedeckung in Lauben gebraucht worden, als die Linde, da sie sich theils freystehend, zu allerley Figuren mittelst des Schneidens und der Scheere ziehen und erhalten, theils auch durch das Anbinden leicht und gut behandeln läßt. Ihr schönes Laub, welches aber nur bis Johannis seine hellgrüne Farbe behält, empfiehlt sie eben so sehr, als die angenehm riechende Blüthe. Auch wiedersteht dieser Baum mehr, als viele andere, der Gewalt des Windes, und da er ein sehr hohes Alter erreichet, so wird er von Hr. Gleditschen

ditschen zum Gränzbaum angepriesen. In den Wäldern wird er hin und wieder als Unterholz genutzet.

Die sehr angenehm riechende Blüthe locket die Bienen so sehr an, daß sie darüber alle andre Feldblumen verlassen, und, welches auf diesen nicht so geschiehet, bis zum finstern Abend hin, ja wenn es ruhig Wetter ist, sogar die Nachtzeit hindurch auf den Linden verbleiben. Sie können dieserhalb an der Honigtracht sehr in der besten Jahrszeit zurückkommen, wenn nur wenig Linden in ihrem Reviere sind. Denn da der Geruch sie so sehr anziehet, so bleiben sie, wie gesagt, nur allein bey den Linden, fliegen von Blüthe zu Blüthe, die wegen der Menge der Honig suchenden Bienen bald ausgezehret ist, und verlieren darüber Zeit und Mühe. Soll also der Bienenstand nicht zurückkommen, so muß man entweder gar keine, oder recht viel Linden haben, und zwar nur von einer einzigen Art. Denn die Holländische Linde blühet fast einige Wochen früher, und wenn denn die Steinlinde hintendrein kömmt, so geht die vorige Versäumniß wieder an, es wäre denn, daß von beyderley Art der Linden eine beträchtliche Menge vorhanden wäre. Denn der Lindenhonig ist unstreitig der lieblichste am Geschmack, so wie er auch an Farbe der weißeste ist. Er ist daher in Pohlen auf der Tafel der Magnaten sehr beliebt. Auch weiß man, daß Päbste und Kardinäle diesen Honig lieben, vielleicht hauptsächlich ihr Alter damit zu stärken.

Will man die Linde aus dem Samen erziehen, so muß er gleich nach seiner Reife im October eingesäet werden. Giebt man sich die Mühe, und befreyet ihn von seiner Schale, ohne daß der Keim verletzet wird, so kann solcher im Frühlinge in die Erde gebracht werden, da er denn bald aufgehen wird, da

er

er sonst oft erst im zweyten Jahre hervorkommt. In den ersten Jahren ist der Wuchs sehr langsam, weßhalb das Ablegen von einigen vorgezogen wird. Du Hamel empfiehlt daher, um viele Ableger zu erhalten, eine große Linde nahe an der Erde abzuhauen, und in dem folgenden Frühjahre, wenn der Stamm viele junge zarte Schößlinge getrieben, den abgehauenen Strumpf mit Erde zu beschütten. Nur ist hiebey zu bemerken, daß man von Ablegern niemals so hohe Stämme, als aus dem Samen bekomme.

Die Linde nimmt mit allerhand Boden fürlieb, sie gedeihet aber am besten in einem sandigen, der jedoch nicht zu trocken seyn muß. Man verpflanzt sie in verschiedenem Alter; am besten, wenn sie 12 Fuß hoch sind. Sollen sie am Stamme noch höher werden, so müssen sie im Sommer ausgeschneitelt werden.

Das Holz ist weiß, leicht, und doch dabey feste, auch dem Wurmstiche und dem Werfen und Schwinden nicht sonderlich unterworfen. Man verfertiget daher davon leichte Tische, Stühle, Schränke, Reißbretter, Lineale und andre Hausgeräthe. Handwerker, welche Leder verarbeiten, bedienen sich gern der Tische und Breter von diesem Holze, weil die Messer nicht so leicht dadurch stumpf gemacht werden. Es wird auch allerley Bildhauerarbeit daraus gemacht. Auch kann es schwarz gebeitzet werden, wodurch es dem Ansehen nach, dem Ebenholze gleich wird. Aus der obersten harten Rinde werden in Rußland große Schachteln und Wagenkörbe, aus dem darunterliegenden glatten und biegsamen Baste aber in Rußland und Frankreich Decken und Matten, ingleichen Seile gemachet. Das Laub dienet auch zum Viehfutter. Linnäus aber berichtet in seiner Reise

durch

durch Schweden S. 243. daß die Butter, wenn die Kühe Lindenlaub gefressen, härter und weiß wie Talg werde, auch übel schmecke. Es hat aber mit der Winterbutter in Deutschland, wenn die Kühe mehr Stroh als Heu bekommen, die nämliche Beschaffenheit. Von Rußland meldet Pallas, daß die jungen mit dem Laube getrockneten Zweige, für die Lämmer ein angenehmes Futter sey. Das Lindenblüthwasser ist in unsern Apotheken bekannt, und wird in der Arzneykunst häufig gebrauchet. Es wird für hauptstärkend gehalten, und wider den Schwindel, Schlagfluß und die fallende Sucht empfohlen. Wenn man die Blüthen mit andern Kräutern vermischet, erhält der daraus bereitete Trank eine schöne röthliche Farbe. Böerhave rühmet den Breyumschlag aus gestoßenen Lindenblüthen, als eines der wirksamsten Mittel wider den Zwang des Mastdarms. Die Früchte, aus welchen auch eins der besten Oele gepresset wird, werden zerstoßen, und wegen ihrer gelinden zusammenziehenden Kraft wider den Durchfall angerühmet. In Preußen zapfet man wie von den Birken den Saft aus dem Stamme, und will ihn daselbst wider das böse Wesen nützlich halten. Chomel aber lobet den Trank, aus dem Lindenholz bereitet, wider die Wassersucht, besonders wenn junge Aeste dazu genommen werden.

9) Die Weide.

Die Kräuterlehrer kommen nicht in der Bestimmung und Zahl der Weidenarten überein. Ueberhaupt haben diejenigen, welche vor dem ausbrechenden Laube ihre Blüthen bringen, bey uns den Namen **Werft**, in einigen Gegenden **Palmweiden** und **Sohl- oder Sahlweiden** erhalten. Hinge-

gen

gen nennet man die mit dem ausbrechenden, oder ausgebrochenen jungen und wachsenden Laube blühenden, insgemein Weiden. Linnäus theilet die Arten nach den Blättern in 4 Ordnungen; es sind diese entweder ausgezahnet, oder völlig ganz, und dabey entweder glatt oder rauch.

A. Mit glatten ausgezahnten Blättern.

1) **Zwitterweide.** Salix hermaphroditica L. Ist nur in Schweden, und da auch nur selten anzutreffen.

2) **Die Buschweide mit 3 Staubfäden. Die Erdweide.** Salix triandra Linn. Sie wird bey uns auf feuchten Wiesen und an den Gräben gefunden, und hat viel Aehnlichkeit mit der Sal. amygd. Sie wird nur mittelmäßig, und bleibt gemeiniglich strauchartig.

3) **Lorbeerblättrige Weide, Lorbeerweide, Fieberweide, Schaafweide, Baumwollenweide, u. s. f.** Salix laurea vulgo. Salix pentandra Linn. Bey uns ist sie größtentheils nur als ein Buschholz zu finden, kann aber durch die Anpflanzung zu einem recht geraden und dicken Stamme erzogen werden. Diese Art blühet unter allen Weiden fast am spätesten, und ist auch fast die einzige, die ihren Samen erst im September und October reif machet, deßwegen auch die von Blättern entblößten Zweige mit den weißen Wollenzapfen bis in den Winter besetzt bleiben.

4) **Goldweide mit drüsichten Knöpfchen am Stiele und den Zähnchen der Blätter, gelbe Weide = gelbe Bind = oder Bandweide, u. s. f.** Salix vitellina Linn. wächst zu einem gera-

den Stamme auf. Die Rinde der biegsamen Zweige ist orangegelb und etwas wollicht. Ohngeachtet sie sehr zähes Holz hat, wächset die in gutem Lande doch geschwinder, als die weiße Weide, und wird von den Bauern sehr geschätzet, weil sie mit ihren sehr biegsamen Zweigen, recht feste Verbindungen machen können, welche ihnen in geringen Ländern bey Pflügen und Wagengeräthe, die Stelle der eisernen Ketten, Bänder und Klampen vertreten müssen. Die gelbe Farbe ist nach Beschaffenheit des Bodens veränderlich, und meistens im Winter mehr gelb als im Sommer. Auch findet man sie, besonders wo Lehm im Grunde steht, mit so langen, dünnen, tief herunterhangenden Zweigen, als die alten Hangelbirken, und die sogenannte Babylonische Weide immer haben kann. Ein deutliches Beyspiel, wie unbeständig die Kennzeichen sind, wodurch man die Weidenarten zu unterscheiden pfleget.

5) **Mandelblätterige Weide mit gestielten Blättern und länglich ausgezahnten Blattansätzen; Mandel- oder Pfersichweide, langblätterige Wasserweide, Schälweide, Hägerweide, Korbweide, Buschweide, Pfahlweide.** Salix amygdalina Linn. Man findet sie an feuchten Oertern, und bleibt öfters niedrig, erreicht aber auch zuweilen eine ziemliche Höhe. Die Zweige sind zähe, die Blätter groß und glatt, den Mandelblättern ähnlich, theils eyförmig zugespitzt, theils länglich, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf der untern weißlicht. Auf jedem Einschnitte des gezahnten Randes sitzet eine Drüse. Man findet sie häufig an den Ufern der Flüsse, weshalb sie auch daselbst gemeiniglich Hägerweide genannt wird.

6) Bruch-

6) **Bruchweide, Brech - Knack - Sprock- Roß - Bitter - Fieberweide.** Salix fragilis Linn. Der Baum wächst ziemlich stark, besonders an feuchten Oertern, wo man ihn in der Höhe und Dicke einer Eiche siehet. Es ist aber diese Weide auch auf trocknen Oertern, wo sonst andere Arten nicht gedeihen, fortzubringen. Und da sie am geschwindesten unter allen Weiden wächset, so ist sie in den Gegenden anzurathen, wo geschwinde einem einreißenden Holzmangel abgeholfen werden soll. An den Rändern der Wiesen und Aecker ist sie aber nicht anzurathen, weil sie durch die, von Sturmwinden und Platzregen, Glatteis und Schnee leicht abbrechenden, kleinen und großen Zweige gar sehr solche verunreinigen. Um dieser Ursach willen habe ich 2 von meinen Vorfahren vorgefundene, den stärksten Eichen gleichkommende Bruchweiden, an der Abendseite meines Gartens müssen weghauen lassen, ohngeachtet ich sie um des Bienenstandes willen gern erhalten gehabt hätte, weil sie von ihren Blüthen mehr Tracht, als von den übrigen Arten erhohlen.

7) **Purpurrothe Bandweide mit wechselsweise und einander gegenüber gestellten Blättern, gemeine rothe Weide, rothe Bandweide, rothe oder zähe Weide u. s. f.** Salix rubra minime fragilis, Fol. longo angusto Bauh. Salix purpurea Linn. Die Zweige sind ganz glatt, ungemein zähe, und im Frühlinge, wenn sie nicht mehr ganz jung sind, schön bluthroth. Die Blätter haben gelbe Adern, sind glatt, lanzetförmig, ausgezahnet, länger als bey der folgenden, und stehen auf gelben Stielen, am untern Theile der Zweige einander gegenüber, am obern aber wechselsweise. Die innere Rinde ist schwefelgelb. Die Blätter bre-

chen im Frühjahre in gedritter Zahl aus einer schuppigen Knospe hervor, und liegen alsdenn in die Quere. Auch diese Weide, die der gelben Weide im Wachsthume gleichet, wird von den Bauern, ihrer zähen Zweige halber, zum Binden und Korbmachen geachtet.

8) **Bachweide mit wechselsweise und einander gegenüber gestellten Blättern und wollichten Blutkätzchen, Heck- Hagen- Sand- Rosenweide, die kleine oder niedrige Strauchweide.** Salix rosea vulgo. Salix helix Linn. Sie wächst an Gräben, Bächen und Teichen strauchartig, und nicht viel über 4 Fuß hoch. Die Zweige sind meistens eckicht, dünne und biegsam; die Rinde an den jungen ist gelblicht, oder auch grünröthlich und glatt, bey ältern aber rauch und an Farbe dunkler. Die Blätter sind länglicht, laufen in eine gerundete Spitze aus, und sind daselbst am breitesten, hinterwärts aber am schmälesten. Die Kätzchen sind klein, mehrentheils krumm gebogen, ihre Schuppen braun und haaricht, daher das Kätzchen schwärzlich wollicht erscheint. Die Frucht ist ungemein wollicht, und mit feinen silbernen Haaren bedecket. Die Schuppen des Fruchtzapfens, die beym Heraustreten der Wolle roth waren, werden hernach schwarz. Diese Art ist mit der vorhergehenden nahe verwandt.

9) **Babylonische Weide.** Salix babylonica Linn. Diese ist aus dem Morgenlande zu unsern Zeiten hergekommen, und unterscheidet sich durch die dünnen, biegsamen, nach der Erde zu abhängenden Zweige, wie solches auch an einigen unsrer Goldweiden, wie vorhin bemerket worden, gesehen wird.

B. Mit rauchen, völlig ganzen Blättern.

10) **Salbeyweide mit wollichten Blättern und nierenförmigen Ansätzen, kleiner rauch- und rundblätterichter Werft, Feld- und Sandwerft, geöhrte Weide.** Salix aurita Linn. Diese Art kann leicht mit der Salix caprea verwechselt werden, und ist ein niedriger schwacher Strauch auf den Rinnen, zwischen nassen Feldern und an den Sandhügeln, wo er sich ungemein vermehret. Am Fuße der nördlichen Seite des Flämmings ist sie den Feldern sehr beschwerlich, weil, wenn man ihnen beym Pflügen zu nahe kommt, die Pflüge in den Wurzeln leicht zerbrochen werden.

11) **Sandweide mit Blättern, welche oberwärts haaricht, und unterwärts wollicht und mit eyförmig zugespitzten Ansätzen versehen sind, kriechende Erd- oder Angerweide,** Salix arenaria Linn. wächst auf sandigen Triften, auf denen die Feld- und Winterwasser länger stehen, auch um die Haiden an niedrigen, unfruchtbaren oder nassen Oertern, wo sie im April blühet. Sie wird selten einen Fuß hoch, hat eine auslaufende Wurzel und gestreckte, sehr zähe gelbliche Zweige. Wir brauchen sie und die folgende gern frisch zu Reisern in den Spinnhütten der Seidenwürmer, wegen ihrer feinern Zweige, ohne ihnen die Blätter eben abgestreift zu haben.

12) **Mattenweide mit lanzetförmigen, unterwärts wollichten Blättern und zugespitzten Blattansätzen, kleine Feld- Anger- Koppelweide, kleine Silberweide u. s. f.** Salix incubacea Linn. Man findet sie in nassem Sandboden, auch zwischen den Aeckern, Wiesen und Bächen, bleibt niedrig und treibt Zweige, welche insgemein

mein oberwärts etwas wollicht und unterwärs glatt sind. Die Blätter sind klein, rundlich, dicke, auf beyden Seiten rauch und dunkelgrün, unterwärts wolligt und geadert. Die obern Blätterstiele sind mit 2 ansehnlichen Blattansätzen bekleidet. Uebrigens hat diese Art mit der Salix arenaria und caprea viele Gleichheit.

13) **Roßmarinweide mit schmalen unterwärts wollichten Blättern ohne Ansätze, schmal- und spitzblätterichte Grund- und Meerweide, feine kleine Haarweide, kleine Krebs- Busch- Strauch- Band- Girl- Klettenweide,** Salix rosmarinifolia Linn. Nicht immer sind die schmalen und spitzigen Blätter dem Roßmarin gleich. Sie wächset in den niedrigsten und sumpfichten Gegenden, und treibt aus der schräglaufenden, faserichten schwarzen Wurzel, dünne schwanke und zähe 2 bis 4 füßige Ruthen, die eine dunkelgelbe oder noch dunklere Rinde haben. Die Blüthe erscheinet früh, und die kurzen, gelblichen und glatten männlichen Kätzchen vergehen mit dem Ausbruche des Laubes. Sie besitzen einen sehr angenehmen Geruch, und im Elsas wird daraus ein wohlriechendes Wasser bereitet.

C. Mit rauchen eingekerbten Blättern.

14) **Werftweide mit rundlichen runzlichten Blättern und ausgezahnten Ansätzen, Werft, rauher Werft, Palmweide, Sal- Saal- Seilweide, Streichpalme, Pfeifenholz, rundblätterichte Hohlweide,** Salix caprea Linn. Diese Art kommt auf hohen und niedrigen Oertern fort, ihr verschiedener Stand bringt aber, wie Hr. Gleditsch bemerket, mancherley Abänderungen,

beson-

besonders im Laube, hervor. Gemeiniglich zeigt sie einen hohen, großen Stamm, mit langen und zähen Zweigen, welche eine grüne Rinde haben. Die Samencapseln werden bey alten Sträuchern fast glatt und grüngelblich, sonst sind sie mit silberfarbenen Haaren besetzt.

15) **Fischerweide mit langen lanzetförmigen, unterwärts weißwollichten Blättern, große Krebs - Korb - Spitz - Flachs - Elb-Ufer - Saal - Elbweide, Grundweide.** Salix folio longissimo angustissimo utrinque albido C. B. P. Salix viminalis Linn. ist mehr ein Strauch als ein Baum, kömmt jedoch auch zuweilen bey uns in der letzten Gestalt davor, wo ihre belaubte Zweige öfters im Sommer abgeschnitten werden, so wie man dergleichen hie und da um die Fischerwohnungen siehet. Wir haben an ihr eine dauerhafte Wasserweide, und wenn sie bey der Anlage großer Dämme an Ströhmen gebrauchet wird, wachsen ihre Triebe aus dem Grunde desselben in langen einfachen Ruthen hervor, welche von allen bekannten Arten, die längsten bey uns sind, und daher die besten Böttcherreife abgeben. Die Zweige sind anfangs mit einer feinen weißgrauen Wolle bedeckt, bis sich hernach die grünliche, und wenn sie fester geworden, eine aschgräuliche Rinde findet. Die sehr schmalen spitzigen Blätter sind auch unter unsern Weiden fast die längsten. Daß man diese Weide aber Elbweide nennet, kommt daher, daß man sie an den Ufern der Elbe am häufigsten antrifft.

16) **Die weiße Weide mit ganz wollichten Blättern und drüsichten Zähnchen, Baumweide, gemeine weiße Weide, Felber, weißer Felber, Kopfweide, Silberweide,**

weiße Bruchweide, bittre Weide, Salix vulg. alba arborescens C. B. P. Salix alba Linn. ist eine der ansehnlichsten und höchsten Stammweiden, die am nächsten mit der Bruchweide verwandt ist. Man muß auf diese Weide halten, wenn man Backtröge, Mulden, Kornschaufeln und dergleichen Geräthe oder Breter von Weidenholz bald haben will. Diese Art unterscheidet sich von den übrigen besonders wegen des silberfärbigen Laubes im Sommer und Herbste. Der Stamm erreichet 20 bis 30 Fuß Höhe, und noch darüber. Die Rinde, die sehr rauch und rissigt ist, fällt aus dem aschgrauen ins röthlichte; an den jungen Zweigen aber ist sie glatt, dunkelbraun und grünlich. Die Zweige sind anfangs zähe, werden aber nach und nach brüchiger. Die Blüthzeit fällt in den April oder May, und der Same fliegt im Julius ab. Die Blätter- und Blüthknospen sind von einander abgesondert. Blattansätze findet man bey dieser Art gar nicht.

Die Vermehrung der Weiden geschiehet durch sogenannte Setzlinge oder Satzweiden. Dieses sind junge Stangen, etwa 5 Ellen lang, die glatt gewachsen und nicht zu ästig sind. Die alten knotichten, welche eine dicke, rauhe Rinde haben, taugen hierzu weniger, weil sie dem Durchbrechen der zarten Wurzeln mehr, als jene, widerstehen. Sie werden unterwärts wie ein Rehfuß abgehauen, oberwärts abgestutzet, von allen Nebenzweigen entlediget, und entweder sogleich eingesetzet, und worzu die Frühlingszeit die beste ist, oder mit ihrem dicksten Ende einige Tage ins Wasser geleget. Man muß hauptsächlich dahin sehen, daß der in die Erde kommende Theil der Rinde nicht beschädiget sey. Hr. v. Münchhausen will, daß man den Stamm unten mit einem

Faden,

Faden, oder einer dünnen gedreheten Weide umbinden solle, wodurch nicht allein das Aufbersten und Aufschieben der Rinde verhindert, sondern auch ein Knoten durch die verminderte Bewegung des Saftes erzeuget wird, aus welchem desto eher die Wurzeln hervortreiben. Das Einstecken der Setzlinge, ohne vermittelst eines sogenannten Weidenpflanzers, der von Eisen oder hartem Holze ist, ein Loch gemacht zu haben, kann nur allenfalls in einem sehr weichen sumpfichten Erdreiche statt finden. In einem festen Erdreiche kann aber auch von dem Weidenpflanzer nicht das Beste erwartet werden. Die Erde wird dadurch noch fester, daß die aus dem Setzlinge hervorkommenden Wurzelsprossen nicht gut in die Erde dringen, sondern sich verkrümmen, unter einander verwirren; und da solches allen Bäumen ohne Unterschied weniges oder gar kein Gedeihen bringt, hiemit den Setzlingen eine sehr kümmerliche Nahrung zuführen. Es ist daher auf alle Fälle sicherer, ob es schon mühsamer ist, wie zu andern jungen anzupflanzenden Bäumen, mit der Spade Löcher zu machen, und die beste Erde, die man dabey finden kann, um das in die Erde gesteckte Ende des Setzlings herum zu legen, und solche mäßig fest anzudrücken, und auch, wenn es immer möglich zu machen ist, einen Eymer Wasser darauf zu gießen, welches letztere noch gewisser zum Ziel führen wird, wenn man Setzlinge so lange mit den Stammenden im Wasser liegen lassen, bis aus selbigen die Wurzelsprossen beginnen hervorzubrechen. Denn wenn man solche zu weit hervorkommen läßt, so werden sie durch das geringste Berühren von der anschließenden Erde abgedrückt.

Ohngeachtet manche Gegenden vom Holzmangel bereits sehr gedrückt, und die Unterthanen durch

herrschaftliche Befehle zu Wiederpflanzungen bestens aufgemuntert werden, so sieht man doch noch nicht durchgängig die erwünschte Wirkung davon, weil die Unterthanen ermüden, Weiden zu pflanzen, wenn sie sehen, daß in manchen Jahren gar keine, in vielen aber nur die wenigsten fortgehen. Dieses geschiehet aber immer, wenn zumal das Weidensetzen nach gemeiner Art geschehen, in trocknen, besonders warmen Frühjahren, da die Sonne, oder trocknen Winde, den Setzling ausdörren; welches nun so mehr geschehen muß, wenn der Boden, der mehr trocken als feucht ist, in solcher Zeit dem Setzlinge keine Feuchtigkeit zuführen kann, daß er, wenn er gleich schon Sprossen getrieben hat, auf einmal oder nach und nach eingehen muß. Sogar kann dieses noch im 2ten oder 3ten Jahre den Setzlingen nach ihrem Einpflanzen noch begegnen. Es sind zwey Mittel vorhanden, wodurch man in den ungünstigsten Frühlingen und Sommern dennoch alle Setzlinge fortbringen kann.

Das erste Mittel ist, daß man den ganzen Schaft der Satzweide, von unten bis oben, wo die Krone angehen soll, mit Stroh oder Moos bewinde, und hiemit das Ausdörren des Saftes verhindere. Könnte man denn in mißlichen Sommern jeder jungen Weide mit Begießen zu Hülfe kommen, welches etwa alle 8 Tage bey Regenmangel nur geschehen dürfte, so würde ihr Gedeihen aufs beste befördert werden.

Das andere, noch gewissere Mittel ist dies, daß man in Gärten, oder in einem eingefriedeten Orte, ohnweit des Wohnhauses einen kleinen Platz zu einer Baumschule bestimme, und hieselbst die Setzlinge einige Jahre pflege, bis sie, gleich andern Schulbäumen, gute Wurzeln bekommen haben.

Haben

Haben sie solche, so werden sie auf hohen Oertern im Herbste, auf niedrigen aber im Frühlinge verpflanzet. Dies Verfahren ist freylich nicht so kurz, als das unmittelbar nach dem Abhauen vom Mutterstamme geschehene Einstecken der Setzlinge an den Ort, wo sie ihren beständigen Platz haben sollen; aber außerdem, daß dergleichen bewurzelte Weiden desto gewisser fortgehen, wachsen sie auch noch einmal so geschwinde, und ersetzen hiemit die Mühe und Zeit, die ihre schulmäßige Behandlung erfordert gehabt. Bey dieser Methode ist aber noch zu bemerken, daß man den Schulweiden im ersten Jahre alle Sprossen am Stamme lasse, als welches zur Verstärkung der Wurzeln dienet, und nur diejenigen Knospen, die ganz unten stehen, etwa eine Elle hoch von der Erde angerechnet, mit der Hand abstreife. Im folgenden Frühjahre, etwa im März oder April, muß man allen jungen Wuchs beschneiden, und nur ½ Zoll lang davon stehen lassen. Hiedurch macht man, daß sie noch einmal so starke Triebe machen werden, als wenn die schwachen Reiser wären stehen geblieben. Zugleich werden diejenigen Reiser, die zu viel und unnütze sind, ganz hinweggenommen, damit theils die Krone desto zierlicher werde, theils die Wurzeln nicht genöthiget werden, ihren zuzuführenden Saft nicht allzusehr zu vertheilen. Auf diese Art kann auch mit den nach gemeiner Art eingesteckten Setzlingen verfahren werden.

Noch ist dies auch die Ursach, daß öfters die Setzlinge nicht fortgehen, wenn in den ersten drey Jahren die Raupen nicht von selbigen gehalten werden, die doch von den noch sehr kurzen Reisern leicht abgenommen werden könnten. Sobald die Rauben, besonders im ersten Jahre, den Setzling entblättern,

geht

geht er ohnfehlbar aus, es müßte denn ein sehr nasses Jahr seyn. Wenn die Setzlinge nicht in der Nähe alter Weiden stehen, daß die Raupen von solchen auf jene fallen oder sich hinspinnen können, darf man sie nur unten mit Strohkränzen von Roggenstroh, woran die Aehren auswärts hervorstehen, bewinden, wodurch sehr viele Raupen hinüberzukriechen abgehalten werden.

Auch dies ist eine Ursache nicht fortgehender Weidensetzlinge, wenn ihre Sonnenseite beym Einstecken umgekehret wird, hauptsächlich nachdem man sie im Wasser eine Zeitlang in der Sonne gleichsam braten lassen. Man kann es gar eigentlich an den jungen verkehrt eingesteckten Setzlingen sehen, wie die unrechte Seite zuerst abstirbet, und von solcher an das Verderben umhergreift. Man muß sich die Sommerseite beym Abhauen der Setzlinge von den Mutterstämmen zeichnen, um sie mit solcher nach der vorigen Seite so wohl zu stecken, als auch eben so, wenn solches nicht gleich nach dem Abhauen geschieht, zuvor ins Wasser zu legen, es wäre denn, daß sie hieselbst im Schatten zu liegen kämen, und von der Sonne nicht berühret werden könnten.

Endlich sind auch dieses noch 2 Ursachen des nicht fortgehenden Weidensetzlings, wenn er auf oder neben Viehtrifften so frey stehet, daß entweder das Weidevieh sich daran reiben, oder die jungen Sprossen abfressen kann. Im ersten Falle werden die Stämme wackelnd, schief, und die Wurzeln in der Erde verderben; im letztern aber mit den Sprossen gemeiniglich ein Theil des Bastes von dem Rindviehe losgerissen, daß die Sonne nebst dem Winde ins Holz greifen und dürre Stellen machen, von welchen das Verderben immer weiter um sich greift. Beydes

des nun zu verhüten, müssen die Setzlinge mit Pfählen und zugleich mit Dornen so stark bewunden werden, daß das Vieh sich so wenig daran reiben, als die Sprossen abfressen, oder gar die ganze Haut abziehen kann, wie solches von manchen Hornthieren eben so gut, als von Ziegen und Schafen geschiehet.

Eigene, mit Weidenbäumen allein besetzte Plätze, pflegt man Weidichte (Saliceta) zu nennen. Bey ihrer Anleguug müssen sie eingefriedet, und in den ersten Jahren mit der Hütung verschonet, das darauf wachsende Gras aber abgemähet werden. Man setzet hieselbst die Weiden in quincuncem. Quincunx bedeutet die Figur eines Fünfers auf einem Würfel nach dieser Stellung : · : Man kann sie 10 bis 12 Fuß weit aus einandersetzen, weil sie in einem weitern Raume sich desto mehr ausbreiten, und desto stärkere Aeste treiben können, wenn auf diese beym Weidenbaue vornämlich abgesehen seyn soll. An dem Grase in den Weidichten wird am wenigsten verloren, weil es unter den Bäumen recht gut wächset, und in trocknen Sommern am besten unter dem Schatten der Bäume bestehet.

Die Weiden, welchen man alle 4 bis 5 Jahre die Stangen abhauet, oder köpfet, werden Kopf- Pott- Kalb- oder Krapfweiden genennet.

Das Köpfen geschiehet auf mancherley Weise, und am besten im Frühjahre.

Einige hauen die Stangen allesammt auf einmal dicht am Stamme weg. Andre, und welches besser ist, hauen alle Aeste auf einmal so ab, daß von jedem unten 3 bis 4 Zoll auf dem Kopfe übrig bleiben. Aus diesen Sturzeln werden mit der Zeit

die

die geradesten und stärksten Stangen, und die Weiden dauern dabey am längsten, besonders wenn bey jedesmaligem neuen Köpfen immer neue Sturzeln über den alten gelassen werden, indem die Sprossen aus dem jüngern Holze desto leichter hervorbrechen können. Denn man siehet alte Weidenbäume, die noch nicht sehr alt sind, häufig deshalb eingehen, weil sie dichte am Stamme abgeköpfet werden, und die Sprossen aus dem alten Holze nicht durchbrechen können, oder wenn solches ja geschehen ist, wegen der Klemmung, da das alte Holz sich nicht weit genug von einander thun kann, nicht fortwachsen. Daher siehet man überall alte Weiden mittlern Alters, die nach dem Kappen ein und mehrere Jahre getrieben haben, auf einmal ganz mit ihren jungen Reisern trocken geworden, und abgestorben darstehen, daß sie sodann ganz abgehauen oder ausgeradet werden müssen.

Einige verfahren so bey dem Köpfen, daß sie den Kopf nicht von allen Zweigen entledigen, und einen Theil derselben stehen lassen. Hr. von Münchhausen hat solches im 5ten B. des Hausvaters S. 54 und 298. widerrathen. Er sagt nämlich also: Wenn sich der Saft in die übrig gebliebenen Stangen vertheilet, so schlagen nur diese aus, der alte Kopf wird nach gerade trocken, und alle Stellen, welche vorhin abgehauen worden, trocknen und faulen. Bloß wenn man gezwungen ist, die Weiden im vollen Safte zu köpfen, so ist die Regel, daß man alsdenn nicht alle Zweige abhauen, und einige stehen lassen müsse, weil der sonst in großer Menge zuschießende und gar keinen Ausgang findende Saft veranlassen möchte, daß der Stamm platzet, oder in seinem eignen Safte ersticket. Uebrigens ist noch

beym

beym Abhauen der Zweige zu bemerken, daß solches von unten nach oben zu geschehen müsse. Geschieht der Hieb von oben nach unten zu, so kann der stehenbleibende Sturz vom Zweige gar leicht zersplittert, auch der Kopf des Baums selbst beschädiget, und in beyden der künftige Auswuchs verhindert werden.

Ich kann meinen Beyfall demjenigen Bemerker nicht versagen, welcher in dem Leipziger Intell. Bl. v. J. 1768 Nr. 1. also sagt: Weiden zerplatzen vom überflüßigen Saft, (welches aber mehr von tiefen, als hohen und weniger nassen Oertern zu verstehen ist), daß der Stamm nach etlichen Jahren hohl wird, und endlich ein frühzeitiger Tod erfolget. Man sollte den jungen Weiden einen Hauptgipfel lassen, welcher, da er in die Höhe geht, und einen hohen Baum macht, dennoch an den Seitenästen genützet und geköpfet werden kann. Ich habe dergleichen Weidenbäume gesehen, die der Höhe eines mittelmäßigen Kirchthurms gleich kamen, und wohl 100 Jahre zählen konnten. Es sind Leute in einer Thüringschen Gegend, wo das Holz selten, und längst einem Bach Erlen und Weiden in die Höhe gelassen werden. Sie nehmen ihnen alle 3 Jahre die Seitenäste von oben herunter, lassen nur die Spitze stehen, und bekommen auf diese Art nicht nur viel Feuerholz, sondern auch dauerhafte Bäume. In Hessen läßt man auf jeden Kopf der Weiden, beym Abköpfen, Stangen hinausgehen, so daß ein solcher Baum 4 bis 5 solche Aerme hat. Man nennt solche Bäume wilde Männer. Diese 1) platzen nicht auf; 2) geben Schatten; 3) besser Brennholz; 4) auch Diehlen. Man befolge es doch! —

Das erstere Verfahren, die Weiden mittelst Benehmung der Seitenäste zu hohen dicken Bäumen anzu-

ziehen,

ziehen, ist hauptsächlich anzurathen, um davon auf den Schneidemühlen Bretter sägen zu lassen. Und um des Stammes desto besser zu schonen, muß man die Seitenäste so abkappen, daß zum erstenmal Sturzeln von 3 bis 4 Zoll gelassen werden, welche in der Zukunft so wohl zu Stufen den Abhauenden, als auch zum Grunde neuer Triebe dienen, die nur aus solchen Sturzeln, und nicht am Stamme selbst hervorkommen. Bey dem nächsten Kappen läßt man an den ersten Sturzeln wieder neue, aber kürzere stehen, und fähret in solcher Ordnung von Zeit zu Zeit so lange fort, bis endlich der ganze Baum als gesundes, starkes Nutzholz abgehauen werden kann. Ellern lassen sich eben so behandeln, wie solches von mir längst versuchet worden.

Mit dem Anbaue der kleinen, niedrigbleibenden Weidenarten, wovon man allerley Verzäunungen, vornämlich an den Orten macht, wo die Ströme Schaden thun, wird etwas anders verfahren. Diese geben nicht so große und starke Pflänzer, als die vorigen, und wenn man sie anpflanzen will, schneidet man im März die jährigen Schösse von 3 Schuhen Länge ab, und stecket sie 2 Schuh tief, und etwa 18 Zoll weit aus einander; folglich stehen die gepflanzten Ruthen nur 1 Schuh hoch aus der Erde. Will man wilde Hecken von Werft und andern Weiden im Sande veranstalten, so kann man dazu Gräben ziehen, diese 4 bis 5 Fuß tief machen, die Weidensträucher einlegen, die Gräben wieder zufüllen, und oberwärts ein wenig anhäufeln. Die Gräben müssen von aussen her den Anlauf des Viehes abkehren. Ist aber der Sand nicht allzutrocken, so darf man nur mit einem harten Stocke vorbohren, und in die nach der Tiefe zu schräg gemachten Löcher die Zweige so hinein-

stecken,

stecken, daß etwa das obere Ende derselben, nur eine Querhand über der Erde hervorsteht. Man kann allenfalls etwas von Wasen oder Erde, dießseits gegen die Sonne zu, vor dem hervorstehenden Ende der eingelegten Zweige legen, um ihnen hiemit wider die Sonne Schatten zu geben, und ihr Antrocknen zu verhindern. Dü Roi hat von der Salix triandra um einen Krautgarten bey Helmstädt niedrige Hecken von 4 Fuß Höhe gesehen, die stark beschnitten, und so ziemlich dicht waren. Dagegen hat er mit der Sahlweide, caprea, auch Versuche angestellet, welche gut ausgefallen, und durch öfteres Abstutzen ist solche niedrig und dichte erhalten worden. Immittelst geht man, wo kein Vieh abzuhalten ist, zu Einschließungshecken doch sichrer, wenn man darzu die strauchartigen Weiden erwählet. Gemeiniglich pflegen, nach der Bemerkung des Hrn. v. Münchhausen, manche hochstämmige zu Hecken angewandte Weiden nur an der Spitze des Stammes einen Busch von vielen geraden, aber keine besondere Nebenzweige zu machen, und nur Aeste auszutreiben, welche das Beschneiden nicht wohl vertragen, sondern gerne davon ausgehen, nachdem sie zuvor kahl geworden, und mit ihrem trocknen Holze einen Uebelstand und Lücken gemacht haben. Wo es aber auf das Abhalten des eindringenden Weideviehes abgesehen ist, thut man doch wohl, sich zu Hecken der Setzlinge von hochwachsenden Weiden zu bedienen, weil, wie ich bereits oben gesagt habe, man an den starken Weidenstämmen innerhalb der Hecke Querstangen von 2 bis 3 Reihen befestigen kann, welche das Eindringen des Viehes abhalten. Sodann ist nichts leichter, als einen neuen Weidensetzling neben demjenigen einzustecken, der vertrocknen und ausgehen will. Das leichteste Mittel also, eine solche Weidenhecke überall grün zu erhal-

erhalten und trocknen Stellen und Uebelstand veranlassenden Lücken zuvorzukommen. Hiernächst kann man auch, um der Stangen von anderm trocknen Holze zu ersparen, dergleichen von lebendigem Weidenholze sich also bereiten: man läßt nämlich, von Raum zu Raum, aus der Hecke Weidenstangen unbeschnitten in die Höhe gehen, und sie recht lang und stark wachsen. Wenn solches geschehen, werden sie einige Fuß hoch über der Erde am Stammende mit einem Beile, bis etwas über die Hälfte eingehauen oder eingeknicket, daß sie sich gerade niederbeugen lassen. Hiemit vertreten sie die Stellen der Queerstangen, bleiben lebendig, und es begegnen ihnen von der Seite gegenüber andere dergleichen, welche, damit sie mit den Spitzen nicht ganz auf der Erde, und also nicht zu niedrig liegen, an den nächsten Weidenstämmen in die Höhe gebunden werden. Hiernächst können auch dergleichen eingeknickte lange, starke Weidenstangen darzu dienen, daß sie die hie und da entstehen könnenden Lücken verdecken, weil aus der eingeknickten und gestreckt liegenden lebendigen Stange die Reiser gerade in die Höhe gehn. So kann man auch, wenn die Hecke wo Lücken bekömmt, oder irgendswo nicht dick genug ist, nur von dem nächsten Stamme, wie es mit dem Weinstocke geschiehet, ein Reiß, nachdem mit der Spade die Erde aufgeworfen worden, in das Loch hineinbeugen, und die Erde wieder darauf legen, daß es also nur wenig Mühe erfordert, die Hecke überall dicke und fest zu erhalten, als worzu gar keine künstliche Hand und noch weniger Mühe und langes Warten, wie bey andern Hecken, die man kaum in 20 Jahren und darüber zu der verlangten Höhe hinaufwachsend machen kann, erfordert werden.

Es

Es sind Gegenden, z. B. längst der Elbe, an deren Ufern die sogenannte Elb- oder Hägerweide in Ueberfluß wachsen, und damit sie die Nachbarschaft hinlänglich versorgen können. Es sind aber mehr entfernte Gegenden, denen es an Reisern fehlet, und ob man schon hochstämmigte Weiden hat, solche doch nicht in erforderlicher Menge zusammenbringen, und sie nicht ohne Mühe und Gefahr von den hohen Bäumen herunterschneiden kann, da sie überdem nicht alle zu gebrauchen, und daher von den Bäumen hie und da hervorzusuchen sind. Dieserhalb, da man doch allerley Korbwerk fast in jedem Hause haben muß, werden dergleichen Geräthschaften von Jahr zu Jahr theurer. Sie würden unter der Hälfte wohlfeiler seyn, wenn es nicht an den meisten Oertern, so sehr an Weidenreisern mangelte. Z. B. bey mir gilt anjetzt eine sogenannte Kiepe, oder Korb, welche die Frauenspersonen auf dem Lande auf dem Rücken mittelst 2 über die Schultern nach hinten und die Kiepe zugehenden breiten Seilen oder Trageriemen, tragen, an die 8 bis 9 Groschen; vor 30 Jahren galt sie nur 3 bis 4 Groschen. Und in solchem Verhältnisse ist es auch mit den Hand- Wagen- und andern Körben, Fischreisen u. s. w. Es kann daher solchen Gegenden gar sehr gedienet seyn, wenn sie die Art und Weise wissen, wie sie zum Korbflechten leicht, geschwind und wohlfeil zu Weidenruthen gelangen können. Hr. Hofj. und Oberförster Kluge zu Cronspitz hat uns solche aufs ausführlichste beschrieben. Ich will daher seinen Unterricht, wie er in dem Leipz. Intell. Bl. v. J. 1785. S. 328. ff. gefunden wird, hier einrücken.

Ob zwar, schreibt er, Beckmann in seiner Beschreibung des Forstkalenders, die Weiden als eine

schlechte Art des Holzes und von geringem Nutzen angeben will, da er sagt: Es wäre unverantwortlich, wenn man auf gutem Boden, wo besseres Holz wachsen könnte, Weiden pflanzte; so lehrt doch der Augenschein und Nutzen auf Cronspitzer Refier das Gegentheil. Dieser Boden, in gedachtem Refier, worauf sich Weiden befinden, ist meistentheils einer der besten, wie denn auch Eichen, Linden, Erlen und Kirschbäume mit darunter stehen. Dessen Größe im Umfange ist ohngefähr gegen 30 Acker, eher weniger, als mehr, wovon beynahe die Hälfte, oder doch wenigstens der dritte Theil noch mit andern Hölzern bestanden ist. Die herrschaftl. Nutzung dieser Weiden beträgt jährlich über 100 Thl. und ein solcher angebaueter Platz, wenn er durch Schneiden nicht verwahrloset wird, dauert beständig fort, und wird ein Jahr wie das andere genutzt. Die hiesigen Unterthanen, so insgesammt Churfürstlich sind, verfertigen aus diesen Weiden, Wagenflechten, Fischreusen, schwarze und weiße Körbe, von verschiedenen Arten, und andere Arbeit mehr, womit sie nicht allein den neustädter Creiß, sondern auch andere angränzende Städte und Ortschaften beiegen, und damit ihr Brod und die herrschaftl. Gefälle verdienen, daß also diese kleine Gegend hierinnen einen ganz besondern Vorzug hat.

Was nun aber für Sorten Weiden zu besagter Arbeit tüchtig sind, wie solche angelegt, wann solche geschnitten, was für Nutzungen hiervon abfallen, und wie diese Flecke in Tax gesetzt werden; solches zeiget die nachstehende ausführliche Beschreibung.

I. Was

I. Was für Sorten Weiden zu obiger Arbeit tüchtig sind?

Nicht alle Arten Weiden taugen zu dieser Arbeit, sondern es können deren nur fünferley gebraucht werden, wovon aber immer eine besser, als die andere ist, als:

a) Die gelbe Weide, welche auch die Engkernigte genennet wird, siehet, wenn sie auf dem Stamme stehet, grün; ist solche abgeschnitten und dürre geworden, siehet sie wie gelbes Wachs, und wächst in einem Jahre, auf gutem Boden $3\frac{1}{2}$ Elle, auf schlechterm $1\frac{1}{2}$ Elle, und ist die beste von allen Arten.

b) Die Weiße, oder Bruchweide, siehet, wenn sie auf dem Stamme stehet, grün und weißlich, wenn solche geschnitten, etwas graulicht, wächst höchstens 3 Ellen, und kommt der Gelben an Güte ziemlich bey.

c) Die Krebsweide siehet beynahe wie die Saalweide, ist unten grün und oben an den Spitzen weiß, wächst auf gutem Boden jährlich 5 Ellen lang, ist aber nicht so gut, wie die zwey ersten Sorten.

d) Die rothe Weide siehet auf dem Stamme roth, wenn solche aber geschnitten wird, siehet sie schwarz, und wird lediglich nur zur Verfertigung schwarzer Körbe gebraucht, wächst jährlich 4 Ellen hoch.

e) Die braune Weide siehet erstlich braun, hernach, wenn sie dürre wird, siehet solche schwarz, taugt ebenfalls nur zu schwarzen Körben, und wächst gleichfalls 4 Ellen hoch.

II. Wie solche Weiden angelegt werden?

Auf rasigtem Boden wird folgender Gestalt verfahren: es wird ein Graben $\frac{1}{4}$ Elle weit und eben so tief in gerader Linie, mit einem Grabescheit gestochen, und die Erde hiervon herausgeworfen, alsdann, wo es seyn kann, dreyjährige Weiden, welche aus der Erde gewachsen, denn diese sind die besten; kann man aber diese Art nicht haben, so muß man von alten Weiden dreyjährigen Wuchs abkappen, der aber jenen in der Güte nicht beykommt, genommen; von diesen legt man 4, 5 bis 6 Stück in diesen verfertigten Graben, bis solche diesen auf beyden Seiten ausfüllen, und zwar so lang dieselben sind. Hernach bedekt man sie mit Erdreich $\frac{3}{4}$ Ellen lang, so derb als möglich. Hierbey läßt man eine Oeffnung von $\frac{1}{4}$ Elle in Quadrat, alsdann wird dieser Graben $\frac{3}{4}$ Ellen lang wieder mit Erdreich feste bedeckt, eine vorher beschriebene Oeffnung gelassen, und sofort verfahren, bis der Graben seine völlige Bedeckung hat. Zwey Ellen davon wird wieder ein dergleichen Graben verfertiget, bis endlich der Platz, der zu Anpflanzung der Weiden ausersehen ist, völlig belegt worden. Aus diesen viereckigten Löchern wachsen alsdann diese eingelegte Weiden im ersten Jahre höchstens $\frac{1}{2}$ Elle hervor, und bleiben das erste Jahr stehen. Im andern Jahr sind sie schon $\frac{6}{4}$ Ellen lang gewachsen, und im Frühjahre, des dritten Jahres, werden solche von jedem Loche kreutzweis umgebogen, mit ihren Spitzen in die Erde gegraben, und mit Erdreich gut befestiget, daß sich solche nicht wieder herausgeben können. Im dritten Jahre schlagen sie alsdann aus, und wird ein runder Stock daraus. Diese Weiden werden hernach noch in diesem Herbst, oder kommendes Frühjahr darauf, zum Gebrauch geschnitten. Das Anlegen aber geschie-

schiehet im Frühjahre, meistentheils zu Ende des Aprils.

III. Wann und wie solche Weiden geschnitten werden?

Zu Ende des Octobers und Novembers werden diejenigen Weiden, so zu schwarzer Arbeit gebraucht werden, mit einer abgebrochenen Sichel, so tief als nur möglich, von der Erde abgeschnitten. Diejenigen aber, die zu weißer Arbeit brauchbar sind, und sich schälen lassen, bleiben stehen bis ins Frühjahr. Wenn nun zu der Zeit das Laub an solchen ¼ Zoll lang gewachsen ist, so werden solche zugleich nach einander abgeschnitten, ins Wasser gesteckt, und successive geschälet. Diejenigen, so weiße Arbeit daraus verfertigen wollen, geben genau darauf acht, daß solche nicht zu lange auf dem Stamme stehen, sonst setzt sich junges Holz an, zerbrechen, und werden gänzlich unbrauchbar. Beym Abschneiden dieser Weiden muß man genaue Aufsicht führen, daß keine hohen Stöcke gemacht werden, weil sonst das folgende Jahr drauf, da sie höher ausschlagen, auch immer höher geschnitten werden muß, die hohen Stöcke nach und nach ausfaulen, und endlich ein solcher Platz gänzlich wieder neu angelegt werden muß. Denn je tiefer sie vom Erdboden abgeschnitten werden, desto länger und besser wachsen solche; da hingegen sie durch das hohe Abschneiden klein bleiben. Ein solcher Fleck Weiden wird alle Jahr geschnitten, und sollte einer ein Jahr stehen bleiben, so sind diese Weidenzehen gänzlich verlohren; denn sie können weiter zu keiner Arbeit gebraucht werden, als daß man in etlichen Jahren Zaunruthen und Bundhölzer daraus schlagen läßt, welche aber dem Grundbesitzer lange nicht so viel Nutzen als jene verschaffen.

IV. Herrschaftliche Nutzung und Taxation derselben.

Solche vorher beschriebene Plätze werden zur Mitte des Octobers besehen, nachdem nun solche gut oder schlecht bestanden, taxiret, und in die Schocke der Weidenzehendbundhölzer gesetzet, und der Herrschaft berechnet. Ein dergleichen Schock wird von den immediaten Unterthanen mit 8 gr. und von den Adelichen und Auslandern mit 10 gr. excl. der Dienergebühren bezahlt.

Bey meinem Antritte des Dienstes wurden 199 Schock verrechnet, und im Jahre 1782 sind bereits 299 Schock, und also 100 Schock mehr berechnet worden. Es können auch durch mehrere angelegte kleine Plätze die Einkünfte vermehret werden, wenn dergleichen nicht von Zeit zu Zeit von dem Elsterstrom wieder weggerissen würden. Endlich ist noch zu gedenken, daß die Einwohner der drey Dörfer, Veitsberg, Wünschendorf und Cronspitz, die freye Gräserey in diesen Weidichten haben.

Bey diesem Unterrichte ist noch zu bemerken, daß der Acker in der Cronspitzer Gegend 160 achtellichte Quadratruthen enthalte. Wenn auch in eben diesem Unterrichte Litt. b. der weißen oder Bruchweide gedacht wird, so ist darunter keine andre Weide, als die Salix vulg. alba arborescens C. B. P. oder Salix alba Linn. zu verstehen, als welche oben Nr. 16. beschrieben worden. Denn die andre sogenannte Bruchweide, Salix fragilis Linn. Nr. 6. ist durchaus nicht in ihren Zweigen so brauchbar, daß das geringste Korbwerk daraus sollte können verfertiget werden. Die Krebsweide, Salix viminalis Linn. ist die Nr. 15. beschriebene Weide. Die rothe Weide aber ist Salix purpurea Linn. Nr. 7. Unter der

Kühn-

Kühnschen braunen Weide aber ist vielleicht Salix amygdalina Linn. Nr. 5. zu verstehen, und es ist kein Zweifel, daß nicht unter den so vielen Sorten noch mehrere gefunden werden sollten, mit welchen ein solcher Weidicht zu Korb- und Flechtwerk vermehret werden könnte.

Der Nutzen der Weiden ist gar mannichfaltig. Außer den Reisern zum Korbwerke werden die jungen Stangen nach Abgange der mehrsten andern Holzarten von den Böttchern zu Bändern und Reifen um die Gefäße gebrauchet. Läßt man die Weiden ungestutzt aufwachsen, so kann man, sonderlich aus den weißen, Bretter schneiden, welche im Trocknen zu mancherley Gebrauche dienen. Denn bey abwechselnder Nässe und Trockenheit reißt das Holz leicht. Es läßt sich aber bey seiner weißen Farbe leicht glätten, wie man denn auch die Messer, wenn man sie darauf streichet, so schärfen und schneidend machen kann, wie mit einem Wetzsteine. Das Holz von der weißen Weide wird, wie Hr. Gmelin in der Fl. Sibir. meldet, zu Kähnen gebrauchet, und wegen der Leichtigkeit, und weil es in der Sonne keine Risse erhält, allen andern vorgezogen. Zur Feurung wird dies Holz aber da gebrauchet, wo kein anderes mehr zu haben ist, ob es schon keine rechte Flamme und wenig Hitze gleich dem Espenholze giebt, und daher am besten mit andern Holzarten vermengt im Ofen gebraucht werden muß. Der Engländer Hanbury empfiehlt die weiße Weide, als das beste Holz zu den Kaminen für zärtliche Personen, theils weil es in einem fort brennt, theils weil es sehr wenigen und wenig beschwerlichen Rauch giebt.

Zu Zäunen kann man sich kein besser Holz als dieses wünschen, weil sie wegen Biegsamkeit der Rei-

ser ungemein fest und dicke gemacht werden. Es ist aber wohlgethan, die weidenen Zaunreiser vor dem Gebrauche erst fast trocken werden zu lassen, und sie hierauf ins Wasser zu legen, und sie wieder biegsam werden zu lassen. Sie ziehen sodann nicht nur besser an, sondern dauern auch weit länger, als wenn sie gleich frisch eingeflochten werden.

Will man Weiden zur Laubfütterung haben, so muß man sich die Lorbeerweiden hauptsächlich empfohlen seyn lassen. Für die Schafe ist solches Laub eines der gesundesten, und man kann auch im Frühlinge den Lämmern bereits die grünen Zweige in die Raufen stecken, und ihnen hiemit eine angenehme Futterveränderung machen, besonders wenn man bey sich die Stallfütterung eingeführet hat, oder noch einführen wollte, zumal wenn man den Lämmern kein ander grünes Futter, als Klee, geben wollte, womit sie aber billig verschonet werden sollten.

Die Rinde von den 3 und 4jährigen Aesten der Salix caprea empfiehlt Hr. Gleditsch zum Lohgerben und zur Lederschwärze. Man will auch behaupten, daß die sogenannten braunen Dänischen Handschuhe mit der Rinde von dieser Weide zubereitet und gegerbet werden. Vermengt man diese Rinde mit Erlenrinde, so kann man damit das leinene Garn schwarz färben. Andere Arten geben eine andere Farbe. Die Rinde von der weißen Weide färbt Wolle und Seide zimmtfarbig; wenn man sie aber mit Lauge in einem kupfernen Gefäße kochet, erhält man davon eine rothe Farbe. Die Wurzel der Salix fragilis, wenn sie lange gekocht wird, giebt eine purpurrothe Farbe, womit die Bauern in Schweden ihre Eyer zu färben pflegen. Die getrockneten Blätter von der Pentandra geben eine schöne glänzende Farbe.

Man

Man hat versucht, die Wolle von der Lorbeerweide in Vermischung mit der Baumwolle zu nutzen, ohne die gehofften Vortheile dabey zu finden. Dagegen ist sie sehr gut in Matratzen und Küssen, und statt der Watte in Kleidungsstücken zu gebrauchen. Die Rinde dieser Weide aber, nebst der von der pentandra, caprea, alba und fragili haben einige Aerzte der Chinarinde substituiren wollen. Dü Clos hat 12 Personen an dem täglichen und dreytägigen Fieber und Stone mehr als 50 Personen, welche mit Wechselfiebern behaftet waren, die zu Pulver gestoßene Rinde der weißen Weide, ohne alle Vorbereitung des Kranken, mit dem besten Nutzen gegeben; und sie hat allemal geholfen, außer in etlichen wenigen Herbst- und viertägigen Fiebern. Der Aufguß mit Essig widersteht der Fäulniß. Das in einem starken Absud gelegte Fleisch faulete erst nach 4 bis 5 Wochen.

10) Der Pappelbaum.

Wir lassen den Pappelbaum hier gleich auf die Weide folgen, mit welcher er viel Verwandschaft hat, ob sich gleich nicht nur in den Blättern, sondern auch in der Blüthe einiger Unterschied zeiget.

a) **Der schwarze Pappelbaum, Pappelweide, schwarz Alborbaum, Wollenbaum, Felbaum u. s. f.** Populus nigra Linn. Am besten wächset dieser Baum in einem guten fetten Moorgrunde, welcher im Sommer auf einer gewissen Tiefe trocken wird, jedoch auch in einem geringern Boden, wenn er nur nicht zu trocken ist. Die vielen, starken, weit um sich gehenden Wurzeln dringen ziemlich tief in die Erde. Es entstehen aber aus den entblößten

ten Thauwurzeln viele Sprossen. Der sehr schnell wachsende Baum giebt in wenig Jahren starke Stangen, und der Stamm erreichet leicht im 4ten Jahre eine Höhe von 20 Fuß, nebst der Dicke eines Mannesschenkels, und wird sehr alt. Die Rinde des Stammes ist glatt, weiß oder aschgrau, und wird mit der Zeit rauch und dunkel. Die Blätterknospen sind dicke, zugespitzt, klebrigt, von einem nicht unangenehmen Geruch. Die Blätter sind fast ein Dreyeck, welches hinterwärts mehr gerundet ist, und vorwärts in eine lange Spitze ausläuft; der Rand ist rundlich ausgezahnt, beyde Flächen sind glatt, die obere ist besonders glänzend, und auf der untern das Adergewebe merklich. Die Blüthe bricht eher, als das Laub hervor. Die männlichen Kätzchen fallen im May ab, und der Same ist schon im Junius reif.

Der Stamm kann, wie die Weiden, alle 4 oder 5 Jahre, oder auch jährlich gekröpfet werden, wovon er zwar nach und nach seinen Kern verlieret, aber demohngeachtet noch gut treibet. Die abgeschnittenen Aeste so wohl, als die aus der Wurzel treibenden Sprossen geben ein nützliches Reißig zu Faschinen beym Wasserbau ab. Das sehr weiche Holz ist etwas besser zur Feuerung, als das von Weiden, giebt viel Rauch und wenig Flamme. In Schweden werden aus der Rinde Stricke zu Fischernetzen verfertiget. Aus den frischen Knospen wird in den Apotheken eine schmerzlindernde Salbe, Unguentum populeum bereitet, welche bey der blinden güldnen Ader, bey Flechten, Brandschäden, und zu Erweichung der unbeweglichen

Seh-

Sehnen und Gelenke nützlich gebrauchet wird. Nach den Berlinischen Sammlungen im 2ten Bande kann man die Knospen in kochendes Wasser weichen, wieder auspressen, und dadurch eine Art Wachs erhalten. Man nimmt dazu die Knospen in ihrem reifen Zustande, wenn sie recht klebrigt sind, schüttet diese in einen Sack von Zwillig, und bringt unter der Presse eine Materie heraus, welche nicht nur gut riechet, sondern auch gut brennet. Mit den getrockneten Blättern oder ganzen Zweigen kann man im Winter die Schafe füttern.

Die Pappel vermehret sich durch den ausgefallenen Samen von selbst. Man vermehret sie aber sichrer sowohl durch ausgehobene Schößlinge, als durch eingelegte Ruthen, wie auch durch Setzlinge, die aber nicht so leicht, wie die von der weißen Pappel und der Weide anschlagen.

Die Italienische Pappel kann nur als eine Abart angesehen werden, und unterscheidet sich dadurch, daß ihre Aeste mehr aufgerichtet stehen, näher am Stamme anliegen, und daher dem Baume ein pyramidenförmiges Ansehen geben. Auch sind die Zweige biegsamer, Holz und Aeste aber weißer. Vor einigen 20 Jahren fing man an, ihr den Vorzug vor unsrer gemeinen Pappel zu geben. Gegenwärtig ist man aber davon zurückgekommen, besonders da die obern Enden der Aeste so leichtlich erfrieren.

b) **Weißer Pappelbaum, Pappelweide, Albe, Weißalber, Schneepappel, Bell- oder Ballweide, deutscher Silberbaum, Weißbaum, Pappierbaum, Wunderbaum, Heiligenholz u. s. f.** Populus alba Linn.

Linn. Die Knospen dieser Art sind wie der vorhergehenden, die jungen Triebe aber weißlicht und wollicht, auch die Blätterstiele mit weißer Wolle bedecket, und die Blätter oberwärts dunkelgrün, und unten mit einer silberfarbigen, festaufsitzenden, dichten Wolle bekleidet, der Gestalt nach rundlicht, in 3 bis 5 kleine Einschnitte getheilet, und am Rande ausgezahnet. Im Herbste ist gemeiniglich die obere Fläche der Blätter mit braungelblichten Flecken bezeichnet. An alten Bäumen ist das Laub kleiner.

In einem guten, oder doch mittelmäßig feuchten Boden, treibt dieser Baum einen geraden und hohen Stamm, welcher oft nach 12 bis 16 Jahren die Dicke eines starken Mannes erreichet. Er hat weit ausgebreitete Aeste, macht eine schöne Krone, und erhält ein gutes Ansehn. Der schnelle Wuchs des Baumes sollte den Anbau mehr befördern, um so mehr, da er durch das schöne Laub so wohl in die Augen fällt. Nur muß man ihn nicht nahe an Gärten, Wiesen und Aecker setzen, weil die Wurzel sich weit ausbreitet, und die schwerlich auszurottende Wurzelbrut das Land stark aussaugen kann, so wie der ausgefallene Same die Vermehrung leicht und häufig befördert. Einen so guten Schatten auch die Weißpappel giebt, so soll doch die Traufe nach Gleditschens Bemerkung, das darunter wachsende Gras und andere Pflanzen, dem weidenden Viehe etwas zuwider machen. Die Vermehrung kann durch die Wurzelbrut und eingesteckten Zweige leichtlich geschehen. Im Februar und März leget man Ruthen oder Zweige 10 Fuß weit von einander ein;

stärkere Aeste oder Setzlinge werden zu Ende des Octobers gepflanzet. Man pfleget auch ordentliche Baumschulen zu unterhalten, um stärkere Bäume auspflanzen zu können.

Das Holz von jungen Stämmen ist schön weiß, und da es sich nicht wirft oder reißt, bedienen sich einige der daraus geschnittenen Brettern zum Austäfeln der Zimmer und zu Fußböden. Miller aber erinnert in Ansehung des letztern Gebrauchs, wie solche wegen der weichen Beschaffenheit nachgeben, und von allen harten Körpern leicht Eindrücke erhielten. Es werden auch daraus Teller, Löffel, Molden, Backtröge, Holzschuhe, und anderes Geräthe gemacht. Nach Gleditschens Erfahrungen läßt sich das Holz zwar behobeln, fasert aber doch unter dem feinen Hobel aus, und das von alten Pappeln muß man nur grob behobeln, wenn es nicht bröckeln soll. Da aber das Holz von alten Pappeln eine mehr braune Farbe erhält, und in Braband häufig zur Vertäfelung der Zimmer und Schränke gebrauchet wird, so muß es wohl an dem Grund und Boden liegen, wenn einige Pappeln den feinen Hobel annehmen, andre aber nicht. Die Wurzel giebt zuweilen ein überaus schönes maserichtes, gekraustes Holz, welches die Kunsttischer zu Kästchen verarbeiten, und mit einem gelben Firniß überziehen. Es läßt sich auch das weiße Holz schön schwarz beizen. Die gekröpften Stämme geben viel Reißholz, und der Stamm in 18 bis 20 Jahren Scheitholz, welches langsam austrocknet, und zwar zu dem geringen Brennholzarten gehöret, aber doch für besser, als das Weidenholz zu halten ist.

c) Zitter-

c) Zitterpappelbaum, Aspe, Esche, Flitter-, Zitter-, Rattel-, Pattel-, Beber-, Flüttereſche, der Ratteler, Raſſeler, Heſſe. Populus tremula L. Iſt von den beyden vorhergehenden Arten geſagt worden, daß ihre Wurzelbrut ſehr umherläuft, ſo muß von dieſer geſagt werden, daß es von ihr wenigſtens 2 mal mehr geſchehe. Sie wächſt auf gutem und ſchlechtem Boden. Auf einem naſſen Boden iſt ihr Wachsthum der ſchnellſte, und dauert 30 bis 35 Jahre, worauf der Stamm kernfaul und mulmicht wird, ob er ſchon noch bis ins 50ſte Jahr aushalten kann. Die Dauer der Hauptwurzel gehet alsdenn zu Ende, der Stamm verliert den Wipfel, geht aus, und verwandelt ſich in einem lockern Boden gleichſam in Strauchwerk, in einem feſten Boden aber vertrocknet er ganz, ohne Wurzelſproſſen auszutreiben. Da die Unterſcheidungszeichen der vorhergehenden Arten bemerket worden, ſo iſt es unnöthig, von dieſer dergleichen anzugeben. Die Vermehrung geſchiehet wie bey den vorigen Arten. Sie kommt ſo gar im Flugſande gut fort, und da ſie, beſonders nach dem Hiebe, auf 30 bis 40 Fuß weit vom Stamme ausſchweifend mit ihren kriechenden Wurzeln durch die Brut weit hinausläuft, ſo iſt ſie bey ganz entblößten Stellen und Wüſten ſehr nützlich anzubringen. Ob auch ſchon ein beſſerer Aufſchlag des Holzes in den Wäldern durch dieſe Espe unterdrücket wird, ſo wird ſie doch um des Wildſtandes willen gern geſehen. Denn Hirſche und Rehe nähren ſich in harten und ſchneeichten Wintern von dem jungen Triebe und Knoſpen des jungen Aufſchlages nicht nur, ſondern die Förſter laſſen auch

wohl

wohl zu solcher Zeit die hohen Espen ihnen zu Gefallen umgehauen, damit ihr Wildpret den Winter hindurch davon zu leben haben möge. Der rothe Hirsch hat solche Liebe zu diesem Baume, daß er ihn in den Wäldern hervorsucht, um sich daran zu fegen, und wovon man das Gemerke den Bäumen zu aller Zeit ansehen kann. Eben dieser Baum ist nicht allein die liebste und beste Nahrung des Bibers, sondern auch Pferde, Schafe, Ziegen und Kühe fressen sehr gern die Blätter und jungen Triebe. Da der Wind den Samen, der schon im April und May reif ist, weit umher wirft, und davon in den Hecken und Gehegen bald junge Pflanzen aufgehen, so muß man solche in Zeiten herausnehmen, wenn die Hecken und Gehege nicht damit überzogen werden sollen.

Das Brennholz der Espen ist leicht und weich, und verlodert geschwinde, weßhalb die Menge den schnellen Abgang bey der Feuerung ersetzen muß. Da aber das Holz weiß, glatt, etwas zähe und gewässert ist, läßt es sich naß und trocken zu allerhand Drechslerwaare, als Weifen, Spinnrädern, Tellern, Büchsen, Löffeln und dergleichen gut verarbeiten. Auch werden daraus Holzschuhe und Stühle verfertiget, und die Bildhauer gebrauchen es zu Rahmen und Laubwerk. Im Wetter hat es wenig Dauer. Junge Stämme von 20 bis 25 Jahren, welche nicht kernfaul sind, geben Bauholz, das sich nicht wirft, im Troknen zu gebrauchen. Ich habe Bretter gesehen, welche sehr alt und innerhalb eines Hauses zu einem Verschlage dieneten, hiebey aber so fest, fast wie Eichenbretter waren,

daß man Mühe hatte, die Nägel mit der Zange herauszuziehen. Dü Roi merket als etwas besonders an, daß die Ziegel, wenn sie mit frisch gehauenem Espenholze gebrannt werden, eine bläulichte Glasur und eine mehrere Festigkeit erhalten. Die Rinde brennt mit einer hellen Flamme, und wird daher öfters zu Lichtspähnen oder Schleißen angewendet.

10. Der Ebereschenbaum.

Wir haben von diesem Geschlechte 2 Arten, den wilden und zahmen Ebereschenbaum.

a) **Der wilde Ebereschenbaum**, Sorbus aucuparia L. Es hat dieser Baum über 20 deutsche Namen, die wir übergehn. Von dem zahmen Ebereschenbaum ist er dadurch zu unterscheiden, daß seine zerriebene Blätter einen widerlichen Geruch haben, der bey der letztgedachten Art nicht anzutreffen ist. Auch sind die Blattansätze verschieden, und erscheinen bey der ersten Art als ein halber gezahnter Zirkel, bey der zwoten aber mehr länglicht. Die Beeren sind zuweilen schwärzlich; selbige aber sind verdorben, und zeigen sich gemeiniglich alsdenn, wenn die Bäume zu feuchte stehen, und an den Wurzeln faulen, welche gemeiniglich sehr tief zu gehen pflegen. Es wächst sonst dieser Baum bey uns und in andern kalten Gegenden Europens in Hecken und Holzungen, aber auch auf dem Berge Libanon. Er vermehrt sich selbst und stark durch die Samen, welche die Vögel überall umhertragen; daher man leicht junge Stämme haben, und solche hinpflanzen kann, wo man es verlanget. Man pflanzet aber gern die-

sen

sen Baum um die Häuser und Gärten auf dem Lande, um keinen Mangel an Beeren zu haben, mit welchen wir unsre Krammetsvögel fangen. Man pflanzet auch von diesen Bäumen gern Alleen in und außerhalb der Dörfer, weil sie unter allen Bäumen am ersten grün werden, und ihr Laub von Nachtfrösten nicht verdorben wird. Auch machen die rothen Beeren an den grünen Bäumen in den Alleen ein schönes Ansehn. Man kann auch diese Beeren Kühen und Schafen unter das Futter mengen. Sie sind ihnen sehr gesund, so auch die Hühner daran zu gewöhnen sind, weil sie daran ein Verwahrungsmittel wider den Pips haben. Der eingekochte Saft ist der Theriak vieler Bauern; er ist scharf, bitter schweißtreibend, und würket noch stärker als der Holundermuß. Man kann auch Brandtwein aus den Beeren brennen. Die braune gestippelte Rinde ist bitter, balsamisch und zusammenziehend, und giebt im Frühlinge ein kräftig destillirtes Wasser. In einigen Ländern hat man solche statt der Tamariscenrinde in den Apotheken eingeführet. Mit den Beeren pflegen die Goldschmiede in Norwegen das alte Silber aufzukochen, um ihm einen neuen Glanz zu geben.

Das Holz wird von Tischlern, Drechslern und Büchsenschäftern verarbeitet, und läßt sich gut poliren und lakiren.

Die beste Zeit den Baum zu fällen ist im November; alsdann ist das Holz gleichsam lauter Herz und auch dauerhafter, und man muß ihn nicht viel über 40 Jahr lassen alt werden. Denn wenn er 50 bis 60 Jahr gestanden hat, wird sein Kern hohl, die obersten Aeste werden

dürre, und der Baum geht endlich ganz ein. Das Holz von 10, 12 bis 15 Zöglingen gesunden Stämmen ist zäh und nicht schwer, und zu Ackergeschirren und allerley Fuhrwerke, vom Schubkarren an bis zur Kutsche dienlich. Es giebt zur Wirthschaft kleine Faßdauben, Stücke zu Modellen und Formen bey Manufacturen, zu Walzen, Mandeln, Spindeln, kleinen Radekämmen, Schrauben, Keltern, Pressen, auch allerley Stielen, Handgriffen und Einfassungen, und zu Hobeln und vielerley Werkzeuge. Endlich giebt auch dieses Holz Stangen und Schäfte zu Pieken, Spießen, Jagd- und andern feinen Reifen, die besten Nägel für die Mühlenräder, zähe Spießgerten u. s. w.

Das Holz von alten Bäumen giebt auch ein recht gutes Brenn- und Kohlenholz ab. Es ist dauerhaft, und giebt keinen unangenehmen Rauch von sich.

Aus den jungen Stämmen dieses Baumes lassen sich auch schöne Spatzierstäbe ziehen. Es werden nämlich mit einem scharfen, dabey etwas schweren Messer in einen jungen gerade gewachsenen Stamm, so dick man solche haben will, im May oder Junius, durch die Rinde bis an das Holz, rundumher, entweder quer oder schräg, von der Erde an 5 Fuß hoch hinauf, Wunden gehacket. Diese eingeschnittenen Wunden läßt man, ohne sie zu verbinden, ganz frey stehen, und sie bis aufs künftige Jahr so fortwachsen. Alsdann schneidet man den Stock im Herbste oder Winter ab, ziehet im Feuer die Rinde davon, beizet ihn mit Scheidewasser, wenn er ganz trocken geworden ist, über dem

Feuer

Feuer braun, und bestreicht ihn, damit ihn das Scheidewasser nicht zerfresse, sogleich mit Leinöl. Will man ihn schwarz haben, so wird er mit der Solution von Silber, und darauf mit Leinöl bestrichen, alsdann mit Tripel oder Schachtelhalm poliret. Sobald die Rinde ab ist, wird man sehen, wie die Wunden, welche hineingehauen sind, Erhöhungen und Wülste von Holz aufgesetzet haben, besonders, wenn ein solcher Stamm noch 2 Jahre nach dem Einschneiden gestanden hat, da denn diese Erhöhungen wie eines Strohhalms dick herausgetreten, und noch fester wie das andere Holz geworden sind. Wenn man auch einen solchen eingeschnittenen Stamm stehen läßt, wächst er doch ferner fort, und trägt seine Früchte. Hierbey ist noch zu gedenken, daß die Einschnitte von oben her, etwas unterwärts geschehen müssen, und daß man auf solche Weise allerley Figuren darein schneiden könne.

Zuletzt ist noch zu gedenken, daß auch Birnen auf Ebereschenstämmen geimpfet werden können, welche aber einen herben Geschmack bekommen. Man will sagen, daß sich der Geschmack verbessere, wenn dergleichen Birnreiser auf Ebereschen umgeimpfet werden. So viel ist gewiß, daß die Ebereschenstämme am besten sind, Mispeln darauf zu pfropfen, welche im Geschmacke ganz und gar keinen Tadel haben.

Endlich ist auch das allgemeine Vorurtheil nicht zu übergehen, welches darinn bestehet: es könne dieser Baum schwerlich oder gar nicht aus Samen gezogen werden, wenn nicht die Vögel vorher die Kerne eingeschluckt, und mit

ihrem Miste wieder von sich gegeben haben. Es ist ein sicheres Mittel, wenn man die Beere zerknirscht, in Wasser auswäscht, und zu Ausgange des Octobers oder im Anfange des Novembers reihenweise an einem in Schatten liegenden Orte aussäet, und mit einem Zoll Erde bedecket. Man muß aber Geduld haben; wenn er im ersten Jahre nicht aufgehet, so geschiehet es doch im andern; man halte nur das Beet vom Unkraute rein. Wenn die jungen Aufschößlinge ein paar Jahre gestanden haben, können sie entder in Baumschulen verpflanzet werden; oder man kann sie 3 bis 4 Jahre stehen lassen, und zu geraden Bäumen ziehen, um sie hernach an den Gärten, vor den Häusern und an Rändern, in Eremitagen und Alleen u. s. w. zu verpflanzen. In Alleen lassen sie am besten, wenn wechselsweise ein Ebereschenbaum und Linde eines ums andre gepflanzet werden. Beym Verpflanzen muß man die Wurzeln kurz abstutzen; auch müssen die Aeste in der Krone kurz verschnitten werden. Solcher Gestalt werden die Bäume besser frisch Holz treiben, und man kann dieselben durch nochmaliges Stutzen, welches erst im dritten Jahre nach ihrer Verpflanzung geschehen muß, zu einer feinen kugelrunden Gestalt ziehen. In den Wäldern kann man diese Bäume auch zu Schlag = oder Unterholz gebrauchen. Wenn sie jung verhauen werden, schlagen sie am Stamme, oder dem abgehauenen Stocke wieder aus. Viele kann man auch zu Oberbäumen stehen lassen, denn sie verdünnen nicht das geringste unter sich, benehmen auch dem andern jungen Holze, welches dabey stehet, keinen Nahrungssaft, weil ihre Wurzeln nach der Tiefe gehen.

Man

Man kann es auch nicht ohne Bewunderung sehen, da dieser Baum auf alten Mauern, und oft auf hohen steinigen Felsen wächst, wie er seine Wurzeln in den Zwischenräumen fortflechtet, und aus weniger Erde, auch auf Mauren aus mürbem Kalke seinen Nahrungssaft zieht. Kann er gleich an solchen Orten nicht sonderlich stark und groß werden, so trägt er doch fleißig Beeren. Eben diese seine Eigenschaft viele Früchte zu bringen, verursachet auch, daß derselbe nicht stark in Seitenäste oder Holz treibet. Wenn auch schon die alten Bäume nicht mehr an den veralteten Aesten rechte Früchte bringen wollen, (wie denn überhaupt die alten Aeste die schlechtesten und magersten Beeren bringen,) so darf man nur die alten Aeste abbrechen, durchaus aber nicht abhauen, daß nur Stummel am Schafte bleiben, so treiben diese bald wieder frisch und junges Holz, tragen auch besser als zuvor die alten, wieder gute und fette Beeren. An jeder Traube der tragenden Beeren, steht und zeigt sich auch alljährlich wieder eine Trageknospe. Aus dieser Ursache muß man beym Abbrechen der Beerentrauben große Vorsichtigkeit gebrauchen, und die Traube über der Trageknospe behutsam abkneipen; so kann der Baum künftiges Jahr seine völlige Frucht wiederbringen. Gemeiniglich aber wird durch unvorsichtige Leute die künftige Jahrs Trageknospe, weil sie sich gar leicht mit der Beerentraube abbrechen läßt, mit abgerissen, weshalb denn nothwendig so viele Früchte ausbleiben müssen, daß also der Baum öfters gar keine Schuld hat, wenn er gar keine oder nur wenig Früchte bringt. Es kann aber auch zuweilen geschehen, daß der

Baum stark ins Holz treibet, und daher taube Blüthen, folglich auch wenig Früchte bringt. In solchem Falle müssen die mehresten Aeste samt den Trageknospen, wenn deren auch noch so viele daran sitzen sollten, im September abgebrochen werden. Alsdenn werden diejenigen, welche stehen bleiben, in Zukunft bessere Blüthen und Früchte zeigen; auch werden die kleinen Seitenäste, welche beym Abbrechen zum Theil stehen bleiben müssen, reichlich Beeren tragen, und immittelst wieder frisch Trageholz treiben. Man muß aber bey diesen Bäumen schlechterdings seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gewinnung der Frucht richten, weil wir ohne dieselbe keine Lockspeise beym Vogelfange in Dohnen und auf Heerden für die Krammetsvögel haben. Was uns aber von solchen Beeren übrig bleibt, ist, wie vorhin gesagt worden, Futter vor allerley Arten der Hausthiere. Will man fürnehmlich Truthühnerbraten im besten Geschmacke haben, so darf man sie nur mit den Beeren mästen, als wovon sie recht fett werden. Man kann sie auch zu solchem Gebrauche auftrocknen, indem sie auf einem luftigen Boden mit ihren Trauben dünne hingelegt, und nach dem Trocknen auf einem Haufen zusammengebracht werden. Hält man Kaninchen, so können sie den ganzen Winter hindurch damit gefüttert werden. Den Schweinen sind sie am wohlschmeckendsten, wenn man sie in Wasser zu einer sauren Gährung gelangen lassen, und sie ihnen sodann mit Kleye, Ertüffeln, Rüben u. dergl. vermischt giebet. Will man den Hofhühnern von Zeit zu Zeit im Winter von den getrockneten Beeren geben, da sie ihnen am gesündesten sind,

so

so müssen sie zuvor in Wasser gelegt werden, daß sie wieder aufquellen. Schafe und Ziegen aber fressen sie getrocknet so gern, als frisch. Mit den Kühen ist es eben so, wenn sie ihnen unter den Hechsel gemenget werden. Noch besser aber ist es, wenn man die Beeren unter den gestoßenen Kohl oder andere grüne Sachen menget, die man zur Winterfütterung vieler Orten für die Kühe einzumachen pfleget. Beym Trocknen der Beeren auf Böden und an der Luft hat man aber darauf zu sehen, daß sie nicht schwarz und schimmelig werden, in welchem Fall die Hühner besonders sie gar nicht annehmen, auch allen Thieren überhaupt nicht dienlich seyn würden. Bey Einsammlung der Beeren aber muß man sich bey freystehenden Bäumen nicht verspäten, weil die Herbstwinde in wenig Stunden alle Beeren abreißen können, es wäre denn auf oder neben dem Gehöfte, wo Hühner und Enten die auf der Erde liegenden Beeren auflesen können.

b) **Der zahme Ebereschenbaum, Spierbaum,** Sorbus domestica Linn. Dieser Baum wächst zwar in den mehr wärmern Gegenden Europens, jedoch auch hin und wieder bey uns in Deutschland. Die Früchte sind bald rund, bald länglicht, von der Größe einer kleinen Muscatellerbirne, gelb mit roth vermischet. Der Geschmack ist herbe und zusammenziehend, werden aber, wie die Mispeln, weich, und alsdann eßbar. Die Vermehrung dieses Baums geschiehet durch den Samen, durch Auslaufer und Impfen auf wilde Ebereschenstämme.

12. Der gemeine Roß- oder wilde Kastanienbaum.

Dieser aller Orten bekannte Baum war ehemals mehr in Ansehen, da er wegen seines regulairen Wuchses und ansehnlichen Blütchen besonders in Alleen angepflanzet ward, und man ihn wegen seines früh abfallenden Laubes daraus nun verbannen will. Der Landwirth sollte ihn aber doch wegen seiner bey der Viehzucht sehr brauchbaren Früchte wieder hervorsuchen, und wenn es ihm an andern Plätzen fehlet, solchen an Wegen und Abörtern pflanzen. Er erlangt eine ziemliche Dicke, und Hr. von Münchhausen meldet von seinem dicksten Stamme, daß er an der Wurzel beynahe 11 Schuh im Umkreise habe. Er kann an 100 Jahre alt werden.

Das Holz ist zart, weich und fasericht, verfaulet auch leicht in der Nässe, daher es nur im Trocknen brauchbar ist. Die Bildhauer machen davon Gebrauch, und die Tischler verfertigen davon schöne Tischblätter. Zur Feuerung wird das vor sich allein gebrauchte Holz, weil es schwer brennet, am besten mit andern Holzarten angewendet; die Asche aber giebt eine gute Lauge. Das Laub wird von Schafen, Ziegen und Hornvieh, wie auch von Hirschen, nicht ungern gefressen, so wie letztere auch den Früchten nachgehen, und sie mit Begierde verzehren.

Die Früchte hat man zur Viehfütterung hin und wieder zu gebrauchen angefangen. Das Rindvieh muß, da die Kastanien sehr bitter sind, nach und nach darzu gewöhnet werden, wenn ihnen selbige zerstoßen auf das gewöhnliche kurze Futter anfänglich in kleinen Portionen gegeben, und solche hernach vergrößert werden. Was mit dieser Frucht bey den

Scha-

Schafen ausgerichtet werden könne, werde ich im Kapitel von der Schafzucht mit mehrerm berühren, zu welchem Zweck sie auf einem luftigen Boden getrocknet und hernach aufbewahret werden. Bekannt ist es auch, daß die Türken ihre Pferde zum Fressen der Kastanien angewöhnen, um davon sowohl ein Präservatif als Cur des Kropfes und der Lungengebrechen zu haben.

Die Vermehrung des Baums geschiehet durch die Früchte, welche zeitig im Frühjahre in die Erde gesteckt werden. Die jungen Pflanzen können auf einem guten Boden schon im ersten Jahre 1 Schuh hoch Länge erreichen. Man verpflanzet sie mit Vortheil bereits im dritten oder vierten Jahre; doch können sie auch älter werden. Sie können, wie du Hamel versichert, das Beschneiden an Wurzeln und Schößlingen wohl vertragen. Die Schädlichkeit des Beschneidens fruchttragender Bäume beweiset Miller daher, daß ihnen dadurch der Trieb für das folgende Jahr weggenommen wird. Weil die Knospen sehr zeitig im Frühjahre treiben, soll man, um solche nicht zurückzuhalten, die Verpflanzung im Herbste vornehmen.

Die getrockneten und auf der Mühle zu Mehl gemachten Früchte werden den Buchbindern zum Kleister angerathen, weil wegen der Bitterkeit keine Schaben und Motten darein kommen. Auch hat man in Frankreich daraus gute Stärke verfertiget. Eben so hat man den Kern zur Reinigung der Wäsche dienlich gefunden, wenn man die Kastanien mit kaltem Wasser zerrieben, und den aufgelösten Saft kochend warm gemacht, und auf die Wäsche gegossen. Es läuft das kalte Wasser bey der Vermischung des Pulvers, gleich dem besten Seifenwasser, in einen

Schaum

Schaum auf, und zerfließt endlich in ein Milchwasser; das warme Wasser aber erhält keinen Schaum, sondern wird meergrün, und erst am andern Tage hat es, gleich dem ersten kalten, eine gelbweißlichte Farbe. Wollene Mützen und Strümpfe sind ebenfalls mit gutem Erfolge gewalket, und Hanf, der einige Tage hindurch darinnen eingeweichet worden, hat sich durch weniges Reiben viel besser in seine Fasern zertheilet, als wenn solcher nach gewöhnlicher Art in kaltes Wasser eingeweichet worden. Die zu Brandtwein angewendeten Kastanien machen selbigen bitterschmeckend. Letzteres würde aber vermieden werden, wenn die Früchte zuvor im Wasser öfters abgesüßet würden.

13. Der Elsebeerbaum.

Dieser Baum hat fast 30 deutsche Namen erhalten. Er heißt unter andern, Elbie, Elritzen, wilder Speyerlingsbaum, u. s. f. Crataegus torminalis L. Er liebet einen guten starken Boden, worinnen er 40 bis 50 Fuß Höhe erreichet, und einen schönen Gipfel bildet. Die harte röthlichte Wurzel läuft stark aus. Die Rinde der jungen Aeste ist purpurfärbig und weiß geflecket. Die Blätter gleichen den Ahornblättern, sind fast 4 Zoll lang, 3 Zoll breit, und in 7 ausgezackte Lappen getheilet; die beyden hintersten stehen weit aus einander gesperret, oberwärts sind sie hellgrün und glänzend, unterwärts etwas wollicht. Die Blumen erscheinen mit wollichten Stielen auf den Spitzen der Aeste in großen Büscheln. Die Blumenblätter sind weiß. Die im September reifenden Beeren sind länglichtrund, haben oberwärts einen Nabel, braunroth und sind mit einer glänzenden Haut umgeben, welche weiße Punkte

zeiget.

zeiget. In dem herben Fleische liegen den Birnenkernen ähnliche Samen. Die zusammenziehenden Früchte werden im October gleich den Mispeln von dem gemeinen Manne gegessen, und dienen als ein Hausmittel wider den Durchfall.

Das Holz ist hart und weiß, doch auch öfters braunroth mit schwarzen breiten Streifen durchzogen, und hat die besondere Eigenschaft, daß es sich weniger, als anderes Holz, wirft, und daher zu Fußböden, Schränken, Linealen, Spindeln, Bildhauer- und andrer Arbeit gebraucht wird. Von den jungen Zweigen können Flöten und Zwergpfeifen verfertiget werden. Da die Blätter zeitig im Herbste abfallen, pflanzt man den Baum selten in Alleen; lieber aber an solche Oerter, wo man im späten Herbste noch Vögel durch seine Früchte locken will.

Die Erziehung geschiehet am besten durch den Samen, und im Schatten und tiefen Erdreiche findet man die höchsten und dicksten Bäume.

Wird der Stamm in Zeiten abgehauen, so schlägt er auch aus dem Stocke wieder aus.

14. Der Traubenkirschbaum.

Wir lassen diesen Baum auf den vorhergehenden folgen, weil er mit solchem öfters verwechselt wird. Er hat über 40 deutsche Namen, z. B. Büschel-Alp- Ahl- Hohl-Kirsche, Stinkbaum, Faulbaum, Eslen, Eisenbeer, Patscherpen u. s. f. Padus avium Mill. Auch wird dieser Baum so gar öfters mit dem Faulbaume verwechselt, von welchem er doch ganz unterschieden ist. Man findet diesen Baum in feuchten Oertern und Ellernbrüchern.

In

In letztern ist er in unsern Gegenden einer der gemeinsten Bäume. Er wird aber auch so gar öfters von Förstern mit den Ellern verwechselt, weil er, wenn die Blätter gefallen sind, viel ähnliches mit ihnen hat. Um nun die so gemeine Verwechselung dieses Baumes mit vielen andern zu vermeiden, muß man sich folgende Kennzeichen bemerken. Die braune Rinde der Aeste ist hin und wieder mit kleinen Warzen besetzet. Die Blätter sind länglicht, am Rande sägeartig eingekerbet, oberwärts hellgrün, glänzend, und auf der untern Fläche mehr weißlicht, und nahe an dem Stiele mit 2 kleinen Drüsen besetzet, wodurch sich diese Art vornämlich kenntbar machet. Die weißen Blumen erscheinen häufig im May und Junius, stehen der Länge nach an einem gemeinschaftlichen Stiele ähnenweise. Die Aehren hängen unterwärts. Der Geruch dieser Blüthe ist stark, sonderlich des Abends, daß dadurch leicht der Kopf eingenommen werden kann, wenn man sie in Blumentöpfen in eingeschlossenen Zimmern hinstellet. Die kleine runde Beer ist anfangs grün, hernach roth, und im August und September schwarz. Man findet auch zuweilen reife rothe Beere. Bey uns werden solche nur von armen Kindern aufgesuchet, weil sie einen sehr latschigten, süßen Geschmack haben. Die Lappen und Kamtschadalen aber essen solche mit Salz. Sie verstopfen den Leib, und werden als ein Hausmittel wider den Durchfall und die rothe Ruhr gebrauchet. Die Vögel lieben diese Beeren sehr, und wer solche in sein Revier locken, und zum Fange lange beybehalten will, muß diesen Baum aus seinen Pflanzungen nicht weglassen. Er macht Plantagen und Lustwäldern ein prächtiges Ansehen, welches sowohl von den häufigen angenehm riechenden Blumenbüscheln, als auch von dem regulairen Wuchse

des

des Baums selbst herkömmt, welcher pyramidenförmig aussiehet. Er verdienet daher zur Verzierung der Alleen hervorgesucht zu werden, weil er, wenn die Wurzelbrut ihm nicht gelassen wird, zu einem hohen Baume erwächset. Ist aber der Boden von Natur fest, oder wird, wie in manchen Alleen, durch starkes Hin- und Hergehen und Reisen fest getreten, so schlägt gar keine Wurzelbrut auf.

Die Vermehrung geschieht am besten durch den Samen, so wie auch solches in Feldern und Wäldern geschiehet, wo die Vögel den Samen häufig ausstreuen. Gemeiniglich wird das Holz unter dem Schlagholze mit abgetrieben. Läßt man es aber stark genug werden, so wird es zu verschiedener Drechslerarbeit und mancherley Hausgeräthe, sonderlich zu Büchsenschäften gebrauchet. Das Holz ist weiß, und im frischen Zustande hat es, gleich den Blättern, einen stinkenden Geruch.

Wo niedrige, morastige, und der Ueberschwemmung ausgesetzte Gegenden sind, ist der Anbau dieses Baumes vorzüglich zu empfehlen. Denn wird er da angepflanzet, so wird er, wegen des lockern Erdreichs, bald zu einem Strauche. Er dienet auch die Ufer an reißenden Strömen zu befestigen, weil er sie stark durchwurzelt. Hat man zu niedriges und daher zu feuchtes, oder gar Ueberschwemmungen zu Zeiten ausgesetztes Land, auf welchem man sonst keine Obstbäume fortbringen kann, so muß man diesen jungen Baum darzu erwählen, um die besten Kirschsorten darauf zu setzen. Einige bedienen sich ohnehin schon im mäßig feuchten Boden gern dieses Baums, den sie aus ihren Wäldern in die Gärten pflanzen, um süße Kirschen darauf zu impfen.

15. Der

15. Der Faulbaum.

Der Faulbaum, schwarze Schießbeere, schwarze Erle, Alnus nigra oder Frangula, hat außer vorangeführten Namen noch viele andere, welche zum Theil Anlaß zur Verwechselung mit andern Holzarten geben. Einige der neuern Botaniker, als Linné und Haller, vereinigen ihn nebst andern Bäumen mit dem Kreuzdorne. Bey dem erstern enthält jede Beere 2, bey dem letztern aber 4 Samen. Diese 2 Samen bey dem Faulbaume sind herzförmig, auf der einen Seite platt, auf der andern erhaben, und durch einen Strich getheilet. Die kleine anfangs grüne Beere wird hernach roth, und im September schwarz. Dieser Baum findet sich an schattigten feuchten Stellen, und gemeiniglich in unsern Gegenden mit der Erle auf eintm Platze vermischet. Er wird selten über 10 bis 12 Fuß hoch und gleichfalls selten über 4 Zoll stark. Die Rinde ist aschfärbig schwarz mit kleinen weißlichten Punkten beflecket, welche, nebst der, bey jungen Zweigen besonders merklichen, orangenfärbigen Markröhre, diesen Baum leicht kenntlich machen. Die innerliche Röhre ist gelb gefärbet. Für die Bienen ist kein besserer Baum, als dieser, weil er lange blühet, auch noch späte im Herbste, und daher reife und unreife Beeren zugleich hat. Die Zweige werden nebst ihren Blättern zu Ausgange des Sommers getrocknet. Denn das Laub ist von allen Zeiten ein bekanntes Viehfutter, welches die Milch vermehret, die Säfte reiniget und den Urin treibet. In manchen militairischen Reichen ist dieser Baum bisher zu Verfertigung des Schießpulvers so sehr aufgesuchet worden, daß er darüber fast wenig mehr zu sehen ist. Dieserhalb ist der Anbau sehr zu rathen, um ein Holz zu haben,

das

das sich so gewiß und recht theuer an den Mann bringen läßt. Das hellrothe Holz kann zum Fourniren gebraucht werden, es artet aber die helle Farbe mit der Zeit in eine dunkle aus. In Schweden braucht man die frische Rinde zum Gelbfärben, wenn sie mit Wasser ohne Salz und Lauge gekocht wird; mit Lauge, oder trocken, giebt sie eine braune Farbe. Die Beeren purgiren, werden aber selten gebrauchet. Besser bedienet man sich derselben, wollene und andere Zeuge grün zu färben, wenn sie zuvor durch Birkenlaub eine grüne Farbe erhalten haben. Durch die Beeren säet sich dieser Baum von selbst häufig aus.

16. Der Kreuzdorn.

Der Kreuz- Purgir- Stech- Hirsch- Amselbeerdorn u. s. f. Rhamnus catharticus L. wird bey uns in Hecken und Feldbüschen als ein Strauch sowohl, als ein Baum gefunden, und verdienet in unsern Pflanzungen vornämlich einen Platz, weil er eine Menge von Beeren träget, welche bis in den Winter sitzen bleiben, und den Vögeln, wenn ihnen bey tiefem Schnee andre Nahrung fehlt, eine angenehme Speise geben, und solche in die Plantage locken. Der Stamm erhält die Höhe eines mittelmäßigen Pflaumenbaums, und man findet ihn bey uns im Umfange seiner Dicke über 2 bis 3 Spannen. Die Frucht hat mit dem Faulbaume viel Aehnlichkeit; dieser aber ist ohne Stacheln, da sich bey jenem jeder Trieb der Aeste mit einem spitzigen Dorne endiget. Die im September schwarz und reif werdende Beere von der Größe einer Erbse enthält ein grünes, im Geschmacke bitterliches und zusammenziehendes Mark, nebst 4 Samen. Die Drosseln

und Krammetsvögel gehen diesen Beeren sehr nach, daher man sich auch ihrer als eine Lockspeise auf Vogelheerden bedienet. Das Holz nimmt eine Politur an, und ist bey eingelegter Arbeit zu gebrauchen; die Wurzeln nebst den Masern sind besonders schön. Die Rinde könnte als ein Brechmittel gebrauchet werden, man bedienet sich ihrer aber nur zum Färben; die frische färbet gelb, die getrocknete dunkelbraun. Das junge Laub hat eine reinigende Kraft, und wird von allem Vieh gern gefressen. Die Aerzte verfertigen aus den frischen Beeren einen Syrup, und verordnen ihn bis zu 2 Unzen. Man nennet ihn gemeiniglich Syrupus domesticus, und soll nach Sydenhams Bemerkung einen Durst erregen, zumal wenn solcher allein genommen wird. Nach Chomels Rathe soll man dieses Mittel den Wassersüchtigen verordnen. Da der Syrup aber widerlich und unangenehm schmeckt, soll man lieber aus dem Safte der Beeren ein Muß oder Roob kochen, und solches als Pillen gebrauchen. In der Färbekunst haben die Beeren einen noch wichtigern Nutzen. Mit den unreifen färbet man gelb, mit den reifen aber braunroth. Für die Mahlerey wird aus den gehörig reifen Beeren das bekannte Saftgrün bereitet. Es werden nämlich solche mit Zusatz von Alaun zerstoßen, der Saft ausgepresset, dieser in Schweinsblasen an einem trocknen Orte aufgehängt und getrocknet; daher auch diese Farbe Blasengrün genennet wird. Man hat auch gelernet, die aus den Beeren gezogene Farbe fest und beständig zu machen. Die unreifen im Juli und August gesammelten und getrockneten Beeren werden ausgekochet, und diese Farbenlauge mit Weinstein und in Aqua Regis aufgelößten Zinne vermischet, und hierdurch das wollene Gespinnste

dauer-

dauerhaft gelb gefärbet. Der gelbe Saffian, Maroquin, erhält dadurch ebenfalls seine Farbe.

Die Vermehrung des Kreuzdorns geschiehet durch den Samen. Und da derselbe fast in jedem Boden, nur den morastigen ausgenommen, gut und leichtlich fortkömmt, so könnte er zu hohen und lebendigen Zäunen gebraucht werden.

17. Der Weißdorn.

Weißdorn, Hagedorn, Meeldorn, Mehlfäßgen, Meelbeer, Unser lieben Frauen Birnlein, Möllerbrod, Oxyacantha, Spina alba, Crataegus Oxyacantha L. Dieser große und mittelmäßig starke Strauch wächst bey uns in allerley Grunde, er mag hoch oder tief seyn, daher er auch, besonders das Laub, ein so verändertes Ansehen zeiget. Er ist zu bekannt, als daß die Kennzeichen zu beschreiben nöthig wären. Er wird besonders zu Hecken bey uns gebrauchet. Wo aber das Vieh den Anlauf hat, da wird das junge Laub und die jungen Sprossen von solchem sehr verbissen. Das Holz an stärkern Stämmen wird an Härte dem Buchsbaume gleich geachtet, und daher als ein vortreffliches Geschirrholz, in manchen Gegenden aber besonders zu Wageachsen, wie solches oben bemerket worden, genutzet. Um das Holz zu der erforderten Stärke zu bringen, muß man die Wurzelsprossen fleißig wegräumen, um einen einzeln gerade stehenden Stamm zu ziehen, und seinen Wachsthum zu befördern. Die eyförmige, runde, rothe, mehlig klebrichte, trockne Beere mit einem schwarzen Nabel wird im October reif, und von Vögeln, auch wohl von armen Menschen, gegessen. Wo sie häufig sind, werden auch

Schweine damit gemästet. In der Schweiz wird daraus ein, dem Biere ähnliches, Getränke, auch hin und wieder Essig und Brantewein bereitet. Ehedem bedienten sich die Aerzte dieser Beeren wider den Durchfall. Eine sehr gute Anweisung zu Anlegung fester lebendiger Hecken von Weißdorn hat im Hausvater Hr. v. Münchhausen im III. Theile, S. 71. ff. gegeben.

18. Der Mehlbeerenbaum.

Dieser Baum, der auch **Mählbaum**, **Weißlaub**, **Weißlauben**, **Mehlfäßergen**, **Meerkirschbaum**, **Arlasbaum**, **Oxelbaum** in Schweden u. s. f. Crataegus aria L. heißt, wird 30 bis 40 Fuß hoch, und schießt pyramidenförmig in die Höhe. Die wechselsweise gestellten Blätter sind dem Erlenlaube ziemlich ähnlich, doch mehr länglicht, ungleich gezahnt, oberwärts glänzend grün, unterwärts gleichsam mit Mehl bestreuet. Sie erhalten sich bis in den späten Herbst. Wegen dieses artigen Ansehens und langen Dauer der Blätter schickt er sich gut in unsern Pflanzungen, besonders zu Alleen, die man nicht zu hoch und zu schattig ziehen will. Die kleinen weißen Blumen kommen in großen breiten Büscheln, im May und Junius am Ende der Aeste, und haben einen süßlichten Geruch. Ihnen folgen ovale, rothe, süße, eßbare Beeren mit 2 oder 3 Kernen. Gemeiniglich gelanget nur eine zur Reife, welches im October geschiehet. Die fleischichen rundlichen Beeren sind schön roth gefärbet, und enthalten 2, 3 bis 4 länglichte Samen. Das Fleisch der Beeren ist gelb und mehlicht, und werden in Schweden, wenn sie der Frost angegriffen, gegessen. Auch geben sie durch eine Gährung einen guten Brandtwein.

wein. Das Holz ist unter unsern deutschen Baumarten fast das härteste, daher es sonderlich zu Zähnen an die Mühlräder gebraucht wird. Der Baum wächst fast in jedem Boden, nur nicht allzugut in dem ganz trocknen. Die Samen liegen etwas lange, ehe sie aufkeimen.

19. Der Schleh- oder Schwarzdorn.

Es finden sich Liebhaber der Schlehenpflaumen, welche sich durch Verpflanzen, einige Wartung oder Impfen des Baums, der sonst nur gemeiniglich als ein Strauch bey uns erscheinet, verbessern. Wenn die ausschweifenden Wurzelsprossen nicht zu sehr überhand nähmen, wäre der Schwarzdorn dem Weißdorne auf Viehtriften zu lebendigen Zäunen vorzuziehen. Ich habe noch nie gesehen, daß das Rindvieh auch bey der allerknäppsten Weide jenen benaget, so wie dieser damit gar nicht verschonet wird. Ueberdem gehen die Hauptstämme des Schwarzdorns wegen der austreibenden Wurzelschößlinge leicht ein, mithin entstehen in der Hecke leicht Lücken. Man braucht daher den Schwarzdorn lieber nur zu schlechten losen Hecken um die Gräben, Straßen, Dämme und niedrigen Laubwälder, wo man ihn nach Belieben auslaufen läßt, und daher doch recht dicke, feste Hecken macht. Man hauet hieselbst sodann von Zeit zu Zeit die dicksten, alten Sträucher heraus, theils um von den Zweigen todte Verzäunungen oder Befriedigungen umgepflanzter Hecken oder eine Bedeckung gemeiner Zäune zu machen, theils auch im Freyen ausgesetzte junge Bäume wider das Reiben und Benagen des Weideviehes damit zu bewinden. Ueberdem wird auch das ausgehauene Holz oder Reisig in den Backöfen auf den Dörfern sehr nützlich

verbrauchet. Die wilden Hecken des Schwarzdorns dienen überdem auf waldlosen Feldern Hasen und Rebhühnern zu Zufluchtsörtern, um sich darunter zu verbergen.

Die Rinde von dem Stamme und Aesten wird einiger Orten von dem Landmanne zu besserer Aufbehaltung der Käse genützet, von einigen aber statt der Chinarinde bey Wechselfiebern gebrauchet, auch daraus mit Lauge eine rothe Farbe für das wollene Garn bereitet. Die jungen, gelinde gerösteten Blätter geben einen sehr guten Thee ab. Die Blüthen werden frisch, oder getrocknet, mit Wasser oder Milch abgekochet, als ein gutes Laxirmittel verordnet. Dieses schickt sich sonderlich für Kinder, die von Würmern geplaget werden. Zu einer blutreinigenden Frühlingscur wird dergleichen Trank einige Tage gebrauchet, und solcher nur gelinde eingerichtet, damit nicht zu häufige Oeffnungen erfolgen. Die unreife Frucht giebt mit Vitriol eine beständige schwarze Farbe und eine bessere Tinte, als die mit Galläpfeln verfertigte. Sie ist zwar anfangs weniger schwarz; wenn aber das Geschriebene einige Tage an der Luft lieget, wird es vollkommen und dauerhaft schwarz. Die getrockneten Beeren färben roth, und diese Farbe wird durch die Seife beym Waschen in ein dauerhaftes blasses Blau verändert. Die reife Frucht oder Schlehe, wird, wenn sie der Frost gerühret, oder mehr moll und weich geworden, weniger unangenehm im Geschmacke, und wird von Liebhabern sowohl frisch, als getrocknet, gespeiset. Einige nehmen von den getrockneten Schlehen einen Theil unter die gebackenen Pflaumen statt der Quitten. Es kann diese Frucht als stärkend angesehen und zu gelinder Stopfung bey Bauchflüssen, wo keine Unreinigkeit

mehr

mehr zurück ist, nützlich angewendet werden. Der Saft davon erhält und kläret den trüben Essig und Wein sehr gut; man machet auch einen Essig davon. Von dem Einmachen dieser Frucht ingleichen der Bereitung des Schlehenweins muß die H. M. zu Rathe gezogen werden. Hier ist nur noch zu bemerken, daß auch im Schonna ein schmackhafter Schlehenwein auf andere Art bereitet, und hierzu die vom Froste etwas durchdrungenen, abgepflückten Früchte mit den Steinen klein gestoßen, und kochendes Wasser darauf gegossen, beydes ein wenig mit einander gekochet, die Wasserbrühe abgegossen und durch eben so viel Franzwein ersetzet wird, mit welchem alles gähren muß; und nachdem es einige Zeit gestanden, ist es zum Gebrauche fertig. Mancher Pontac bey uns ist auf diese oder andere Weise auch von Schlehen bereitet. Hr. Gleditsch hat die unreifen Früchte und Rinde von der Wurzel zum Lohgerben vorgeschlagen.

20. Die Heckenkirsche.

Die wollichte Heckenkirsche, Walportsmay, Walpurgis-May-Zaun-Ahl-Hundskirsche, Zweck-Röhr-Schießbeer-Teufelsmarter-Tabacksröhrchenholz, Faßpiepen, Läusbaum, u. s. w. Chamaecerasus dumetorum. Lonicera Xylosteum L. wächst bey uns hin und wieder in Hecken zu der Höhe von 6 bis 7 Schuh, und breitet sich mit ihren Aesten weit umher. Die Blätter sind gegen einander übergestellet, rundlich, oder mehr eyförmig, völlig ganz, oberwärts hellgrün, unterwärts mehr weißlichtgrün, an beyden Flächen aber wollicht anzufühlen. Die kleinen schmutzig weißen, langgestielten Blumen erscheinen im May,

und es erfolgen im August reife, rothe, kleine Beeren, deren jede 3 bis 6 zusammengedrückte Samen enthält. Aus dem weißen und festen Holze der Aeste werden Tobacksröhre gemacht. Die Beeren erregen Stuhlgang und Erbrechen, werden aber nicht gebrauchet. Die Vögel fressen sie begierig. Der Strauch erfordert einen feuchten Boden, und verträgt das Beschneiden gerne. Er kann daher zu niedrigen Hecken in Gärten dienen, und hierzu entweder junge Stämme aus den Holzungen ausgehoben, oder Samen ausgestreuet, oder auch Ableger gemacht werden, welche leicht Wurzeln schlagen.

21. Die Rheinweide.

Dieser holzichte Strauch hat bey den Deutschen über 30 Namen, z. B. **Hartriegel, unächter oder weißer Zaunriegel, grüner Faulbaum, Spanische Weide** u. s. w. Ligustrum Er kann 10 bis 12 Schuh hoch gezogen werden, bleibt aber vor sich viel niedriger. Die Frucht ist eine kugelförmige, glatte, schwarze, selten weiße Beere, die am Ende des Septembers reif wird, und den Winter über an den Sträuchern hängen bleibt. Die Vermehrung geschiehet durch den Samen und Wurzelsprossen; am geschwindesten durch Einstecken der Ruthen oder Stäbe, wie bey den gemeinen Weiden. Man ziehet davon schöne unter der Scheere gehaltene Hecken in die Höhe, von 8 bis 10 Schuh, welche sich so in einander verwachsen, daß sich die ganze Hecke beuget oder umlegt, wenn man übersteigen will. In manchen Jahren werden solche Hecken mit den spanischen Fliegen befallen, und kahl gemacht. Wo sie gegen die Stürme frey und offen stehen, muß man solche dagegen mit Stangen befesti-

gen.

gen. Die jungen Zweige, da sie sehr zähe sind, werden von den Korbmachern zu feinen Arbeiten verarbeitet. Die aus dem sehr harten Holze gebrannten Kohlen werden bey Verfertigung des Schießpulvers gerühmet, weßhalb, wo es an anderm tüchtigen Holze darzu fehlet, der so leichte Anbau dieses Strauchs zu empfehlen seyn könnte. Die rothen sauren Weine werden zuweilen mit den Beeren gefärbet, wovon sie aber noch dunkler und zugleich herber werden. Auch dienen sie zur Verfertigung einer schwarzen Dinte. Vermischt man den Saft der Beeren mit einem sauern Salze, so erhält man eine schwarze, durch das Glaubersche Salz und den Salmiacgeist eine rothe, durch Urin purpurartige, und durch Eisenvitriol eine grüne Farbe.

22. Rothblätterichter Cornelbaum.

Man nennet diesen bey uns wildwachsenden Strauch auch den wilden Cornelbaum, Röthern, Härtern, Hartriegel, Heckenbaum, Hundsbeer, Teufelsmettern, Kürbeeren, Rothbeüholz, Rothgerten, u. s. f. Cornus foemina, Cornus Sanguinea L. Die Höhe dieses Strauchs geht an die 8 bis 10 Fuß, und kann wegen seiner weit auslaufenden Wurzeln und Schößlinge zur Vermehrung der Gehege dienen. Außer der Fortpflanzung aus den Samen kann auch solche durch Ableger und bewurzelte Schößlinge leicht geschehen. Die lang treibenden Aeste erscheinen, wenn sie älter werden, nebst den Blättern im Herbste ganz roth. Die weißen Blumen erscheinen im May, öfters auch nochmals im Herbste bey mehrerer Wärme. Die im Herbste reifenden Beeren sind klein, rund, schwarz, und enthalten ein grünlichtes saftiges Wesen, welches

bitter, widerlich und zusammenziehend schmecket. Der Strauch wächset in jedem Erdreiche, wenn es nur nicht zu naß ist. Das harte und zähe Holz wird von den Büchsenschäften vorzüglich zu Ladestöcken gebrauchet.

23. Der Schwelgenbaum.

Der Schwelgenbaum, roth Schießbeerholz, Calinen, Calinkenbeere, Drosselbeere, Markholz, Wasser = Goose = Gänseflieder, Wasseraborn, Viburnum Opulus L. wächst bey uns sehr häufig an Bächen, Gräben, in feuchten und sumpfigen Wäldern, und erreicht in der Wildniß 10 bis 12 Fuß Höhe, und ist daselbst mehr ein Strauch, als ein Baum. Die Aeste sind biegsam, jedoch dabey brüchig und haben eine starke Markröhre. Nach der Blüthe im May und Junius erscheinen gegen den Herbst die glänzenden rothen Beere, die mit einem säuerlichen, wässerigen Fleische erfüllet sind. Das Holz wird von den Schustern zu Zwecken in die Absätze genommen, und aus den Zweigen Pfeifenröhre verfertiget, welche die Feuchtigkeit in sich saugen, und daher von Zeit zu Zeit immer biegsamer werden. Den Beeren pflegen die Vögel, besonders die Drosseln, oder Krammetsvögel, begierig nachzugehen. In Ermangelung der Ebereschen muß man sie auf dem Heerde und in den Dohnen gebrauchen, in welcher Absicht dieser Strauch besonders anzubauen ist, weil zu Zeiten Jahre kommen, da gar keine Ebereschen, wenn z. E. das Laub von Insecten abgefressen wird, gerathen. In Curland wird aus den Beeren ein guter Essig bereitet. Sollen aber auch in Rußland Menschen die Beeren essen, so wird es ihnen kein Deutscher nachthun wollen. In Sibirien pflegt man die

Beeren

Beeren in einen Topf zu legen, Brandtwein und Zucker beyzumischen, solchen zu bedecken, und so lange in dem warmen Backofen zu unterhalten, bis die Beeren ganz weiß geworden, und die Farbe davon sich in den Brandtwein gezogen. Dieser soll alsdenn, dem Geruche und Geschmacke nach, von dem gewöhnlichen Brandweine nicht verschieden, aber viel stärker und mehr berauschender seyn. Es vermehrt sich aber der Schwelgenbaum durch die Beeren und bewurzelte Bruth. Die Spielart davon ist der sogenannte **Schneeball, Ballrose** u. s. f. Opulus flore globosæ, oder roseus. Da solche keine Frucht trägt, so kann sie nur allein durch die Bruth oder Ableger vermehret werden.

24. Die Berberitzenstaude.

Berberitzen, Berberstrauch, Saurach, Erbselbeeren u. s. w. Berberis vulgaris L. wächset überall im schlechtern und guten Boden, nur daß im letztern die Sträuche über 3 bis 4 Ellen in die Höhe gehen, in jenem aber viel niedriger bleiben. Sie wachsen so schmank, daß sie, wenn sie mit ihren Träubchen beladen sind, sich ganz auf die Erde biegen, und bisweilen gar brechen, wo sie nicht gestützt werden. In fladerichen Fruchthecken thun sie gute Dienste, und müssen alsdann wenig geschnitten werden, wenn sie recht viel Früchte tragen sollen; nur muß man alle Jahre die an den Wurzeln auslaufenden Schößlinge abstoßen und wegreißen, sonst wird die Hecke zu dicke von Holze. Wenn man diese Hecken der Hervorbringung des Brandes in dem daneben stehenden Korne beschuldiget, so müßte man solches von Hecken und Einfriedungen allerley Art ebenfalls behaupten.

Die

Die Erziehung dieser Staude kann auf mehr denn einerley Art geschehen. 1) Durch Ablösung der Beyschößlinge mit ihren Wurzeln, welche eben nicht groß seyn dürfen, und in einen guten Boden, nachdem sie wohl beschnitten worden, versetzet werden. 2) Durch das Stecken der jährigen Sprossen oder Sommerlatten, welche im Frühlinge abgeschnitten, und etwas schräg, 4 bis 6 Zoll tief in die Erde gestecket werden. 3) Durch das Säen. Im October werden die reifen Beeren sacht von einander gedrücket, der darinn befindliche Same von dem Safte und Fleische gereiniget und verwahret, nachdem er abgewaschen und im Schatten getrocknet worden. Im März oder April wird selbiger etwas dünne in Reihen gesäet, und mit ½ Zoll guter Erde bedecket. Nach 4 bis 6 Wochen wird man ihn hervorkommen sehen, und die Pflanze wächst in selbigem Jahre etwa 8 bis 9 Zoll hoch. Im folgenden Jahre kann man sie weit aus einander setzen, so werden sie besser wachsen; doch nicht zu tief in die Erde, sonst ersticken sie. Man muß 5 bis 6 Jahr länger warten, ehe man von gesäeten Pflanzen Beeren zu sehen bekömmt, als von Beyschößlingen und Steckzweigen. Die Früchte von Samenpflanzen werden auch nicht so groß, wenn man selbige nicht mehrmal verpflanzet, pfropfet oder oculiret.

An diesem zur Zeit noch nicht überall genug geachtetem Strauche ist kein Theil für die Haushaltung unbeträchtlich. Die Blätter haben einen herben weinsäuerlichen Geschmack, welcher, wenn sie noch jung und zart sind, dem Sauerampfer fast gleich kömmt, daher sie auch in Holland zum Salat gebraucht, und selbst in Suppen und ans Fleisch gekocht werden. Die Wurzeln rühmet Hr. Ehrhardt als ein bitteres Laxiermittel, und will daraus die angege-

gegebene Kraft in der Gelbsucht herleiten. Die grüne Rinde wird von Clusius und Swieten zu Ausführung des Wassers in der Wassersucht bey den Wassersüchtigen angepriesen. Die mittlere gelbe Rinde vom Stamme wird, mit Wein oder Wasser abgesotten, zur Mundfäule und Befestigung der Zähne gelobet. Die Kerne oder Samen haben eine zusammenziehende oder stopfende Kraft, dabey sie zu allerley Bauchflüssen können gebraucht werden. Gestoßen, und pflasterweise übergelegt, ziehen sie Pfeile, Dornen, Stückchen Knochen, und andere dergleichen Sachen aus den Wunden und Fleische. Zum Roheessen ist die Frucht zu sauer; eben diese Säure aber hat, wenn sie durch Kochen mit Zucker aufgelöset und vermischet wird, etwas angenehmes, und ist also in hitzigen Krankheiten erfrischend und stärkend. Der saure Saft kann bey Speisen und Getränken vollkommen die Stelle der Citronen vertreten, weil er nicht nur gesünder, sondern auch wohlfeiler ist. Man hat durch öftere Versuche befunden, daß der Barbissaft bey dem Punsche hauptsächlich heilsam sey, da besonders diejenigen, die vom Scorbut und Stein geplagt sind, sich darauf sehr wohl befinden, indem der Stein davon aufgelöset, und der Gries abgeführet wird. Die Verfertigung ist wie mit dem Citronensafte. Man nimmt nämlich 1 Theil Saft, 2 Theile Zucker, 3 Theile Franz- oder Rheinischen Brandtwein, Arrak oder Himbeerenwein, und 6 Theile Wasser. Der Saft ist leicht aus den Berberisberen zu pressen. Ist er ausgepreßt, so läßt man ihn stehen, daß er sich setze und klar werde, gießt ihn hernach in Flaschen, und verwahret solche mit guten Korkstöpseln, gießt auch wohl ein wenig Baumöl oben darauf, und stellet ihn in den Keller, da er sich viele Jahre erhält.

In

In der Färberey giebt der Berberissaft mit Allaun eine schöne rothe Farbe. Die mittlere gelbe Rinde vom Stamme, besonders aber von der Wurzel färbet gelb, und soll auch vorzüglich zum Saffianfärben gebraucht werden, auch in Wasser gekocht eine schöne gelbe Farbe geben, mit der man allerley hölzernes Geräthe anstreichen, und als mit einem Firnisse überziehen kann. Das Holz können auch die Tischler zu eingelegter Arbeit gebrauchen.

25. Der Spindelbaum.

Das vierblüthigte gemeine Pfaffenhütchen, Pfaffenmütze, Spillbaum, Zweck-Pinn-Aniß-Pfefferholz, Katzenpfötchen, Hähnenhütlein u. s. f. Evonymus Europæus Linn. ist bey uns ein kleiner Baum oder Strauch, der häufig in Hecken und Büschen wächst, und im guten Boden wohl an die 20 Fuß Höhe erlanget. Die jungen Aeste haben eine grüne, mit 4 röthlichen Linien bezeichnete Schale, und da diese der Länge nach herunterlaufen, scheinen die Zweige viereckicht zu seyn; die ältern haben eine graue Rinde. Die viereckichte gegen den Herbst rothe Frucht ist etwas breiter, als lang, und die Ecken ragen etwas über den mittlern Theil hervor. Diese Gestalt hat denn auch den Namen Pfaffenhütlein veranlasset. Aus dem bleichgelben festen Holze macht man Spindeln, Zahnstocher, Zwecken, oder Nägel für die Schuster; auch die Instrumentenmacher gebrauchen solches; auch giebt es die feinste Reißkohle, deren Bereitung du Hamel beschreibet. Die Früchte wollen einige für giftig ansehen, obschon einige Vögel solche lieben, und die Dorfkinder gemeiniglich in ihren Sprenkeln solche als eine Lockspeise der Rothkehlchen gebrau-

brauchen. Die Drechsler behaupten, daß sie beym Drehen des Holzes einige Ueblichkeit, Neigung zu Brechen, und selbst das Brechen zuweilen empfunden hätten. So viel ist gewiß, daß eine kleine Anzahl der Früchte ein heftiges Purgiren und Erbrechen erregen. Die getrocknete und zu Pulver geriebene äußerliche Schale der Frucht tödtet die Läuse. Zu Trient soll das gemeine Volk aus dem Saamen ein Lampenöl pressen. Nach Hrn. v. Linné Bemerkung soll das Rind- und Schafvieh, nicht aber die Pferde, die Frucht fressen. Es haben aber schon ältere Schriftsteller angemerket, daß solche den Thieren schädlich sey. Von den Schafen sollte ich es fast ungezweifelt annehmen müssen. Denn so oft die meinigen in einer der hiesigen Gegenden weiden, wo dergleichen Bäume stehen, kömmt mehrmalen eins zurück, welches an der fallenden Sucht leidet. Bey dem eben daselbst weidenden Rindviehe aber ist mir dergleichen Bemerkung noch nicht vorgekommen.

Die Vermehrung dieses Holzes geschieht häufig von den Samen, die durch die Vögel umhergetragen werden. Sie kann aber auch leicht durch Einleger und Schößlinge bewerkstelliget werden. Daß sich wegen der vielen Seitenäste, welche der Stamm treibt, lebendige Hecken davon ziehen lassen, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn nur nicht das sonst im Herbst spät abfallende, und im May ausschlagende Laub dem Raupenfraße mehr als alle unsre andere Holzarten ausgesetzet wären. Denn man siehet bey uns in den meisten Jahren, daß diese Bäume ganz kahl und mit lauter Raupengespinnsten eingewebet sind.

26. Der Robinien- oder Acacienbaum.

Gemeiniglich wird dieser Baum, aber mit nicht genugsamem Grunde, Acacienbaum genennet. Eigentlich sollte er heißen der stachlichte Robinienbaum mit weißen Blumenähren, unächter oder Virginischer Schotendorn, unächter Acacienbaum, Robinia Pseudo-Acacia Linn. Er ist aus Pensylvanien und andern nordamerikanischen Gegenden nach Frankreich, und denn auch nach Deutschland gekommen, so daß wenig Pflanzungen und Gärten bey uns sind, in welchen er nicht gesehen werden sollte, weßhalber, da er nun bey uns einheimisch geworden, und unsre Winter so gut ausdauert, hier nicht übergangen werden kann. Er wird eben so leicht durch die bewurzelten Schößlinge, als den Samen vermehret. Der Trieb der aus den Samen erzogenen Stämme ist gleich in den ersten Jahren sehr ansehnlich, da hingegen die aus den Schößlingen erzogenen Stämme nicht so hoch aufwachsen, auch beständig aus der Wurzel wieder Schößlinge treiben. Man hat dergleichen gesehen, welche in einer Entfernung von mehr als 20 Fuß vom Stamme Schößlinge aus der Wurzel getrieben. Dieserhalb muß man dergleichen nicht in den Gärten, füglicher aber in offenen Plätzen unterhalten, wo die hervorgetriebenen Reiser eher nützlich, als schädlich seyn können. Er nimmt mit jedem Boden vorlieb, wächset aber im guten, etwas feuchten Boden am stärksten. In Frankreich wird er hauptsächlich häufig gepflanzet, um davon recht dauerhafte Weinpfähle zu erhalten. Zu solchem Zweck soll man den Stamm alle 3 Jahre dichte an der Erde abhauen, weil die aus der Wurzel erwachsenen Pfähle besser, als die vom Stamme oder Aesten sind, auch in solchem Falle mehrere

Schöß-

Schößlinge auftreiben, und die Wurzeln sich stärker ausbreiten, folglich auch mehrere Ausläufer erzeuget werden können. Andere ziehen das höhere Köpfen dem niedrigen vor, indem man dabey sowohl Stangen, als auch Breter erhalten kann. Wenn man alle 3 Jahre die starken Aeste abnimmt, wird der Hauptstamm in Zeit von 10 Jahren (vorausgesetzt, daß solche auf einem recht guten Boden bey uns stehen,) diejenige Stärke erreichet haben, um 9 bis 10 Zoll breite Breter davon zu erlangen. In Frankreich pflanzet man die Stämme um die Felder, und verfertiget daraus feste Hecken, indem man die jungen Zweige in einander bieget. Aus dem Holze können Tischlerarbeiten verfertiget werden, die ihre Farbe nicht verlieren und immer schöner werden. Da aber dieses gern reißt, muß es nicht frisch, sondern ganz trocken verarbeitet werden. Die Blätter werden zur Zeit bey uns noch nicht von Insecten angefallen.

Als man vor 20 bis 30 Jahren anfing, diesen Baum unter uns so sehr anzupreisen, so urtheilte der berühmte Hr. D. Böhmer im neuen Schauplatze der Natur, B. 1. S. 160. gleich also: wir wollen den Empfehlungen dieses Baums nicht widersprechen, glauben aber doch, daß man von den einheimischen die nämlichen Vortheile ziehen könne, wenn man nur darauf einigen Fleiß und Wartung verwenden wollte. Meine eigene Erfahrungen bestätigen dies Urtheil vollkommen. In einerley Grunde und nicht weit von einander habe ich junge Eichen und Acacien gepflanzet. Von jenen sind die Zehnjährigen schon höher und stärker, als diese von 15 Jahren, weil die jungen Eichen von mir so gewartet werden, als oben Nr. 1. gelehret worden. Und wenn es auf Wein-

pfähle von der längsten Dauer abgesehen seyn soll, so darf man nur die jüngern Eichen an der Erde weghauen, um von den schnell aufschießenden Schößlingen Weinpfähle zu bekommen, oder die zu solchem Zweck abgehauenen jungen Stämme selbst, wie es mit dem Fichtenholze geschiehet, trennen, welches jedoch mehr Arbeit kostet. Uebrigens stehet auch der Robinienbaum unsern meisten andern Holzarten darinn nach, daß solcher bey mehrerm Alter sperrig wächst, und der Wind öfters starke Zweige niederreißt und zugleich den Stamm spaltet. Und da man auch den Anbau dieses Robinienbaums zum Viehfutter empfohlen, so urtheilet Hr. v. Haller ganz recht, daß, wie solche Wirthschaft nur überhaupt kleinen Dorfhaushaltungen angemessen ist, und der Baum äußerst kleine Blätter hat, man hiezu andere innländische und schnell aufwachsende Bäume, sonderlich die Esche, vortheilhafter gebrauchen könne. Aber nach des Hrn. D. Böhmers Urtheil empfiehlt sich dieser Baum hauptsächlich durch die schönen Blätter, die aber im Herbste zeitig abfallen, und im Frühjahre ziemlich spät zum Vorscheine kommen, ingleichen durch den überaus angenehmen Geruch der Blumen, und verdienet deshalb in Gärten und Alleen angepflanzet zu werden, so wie das Holz auf andre Art und als Nutzholz betrachtet, gut zu gebrauchen seyn kann. Allein von diesem Baume mehr Vortheil, als von unsern einheimischen erlangen zu können, und dafür diese abzuschaffen, solches kann auf keinerley Weise aus Erfahrung behauptet werden.

28. Die unbewehrte Robinia.

Unbewehrte Robinia mit einzelnen Blumen und gefiederten Blättern, Sibirischer Erbsen-

Erbsenbaum, Bohnenbaum, Taubenerbsen, Robinia caragana Linn. Dieser Baum ist aus Sibirien zu uns hergewandert, und stellet mehr einen Strauch vor, obgleich die vielen, aus einer Wurzel aufschießenden, grüngelblichen und glatten Stämme 10 und mehr Fuß Höhe, auch eine ziemliche Stärke erlangen. Dieser Strauch widersteht im freyen Lande der strengsten Kälte, kann aber viel Hitze und trockne Witterung vertragen, ohne zu schmachten, uud wächst besser im sandigen als im leimigen Boden, in nassen Gegenden aber gar nicht. Zu Ende des Aprils oder im Anfange des May, kommen zwischen den Blätterbüscheln gleichfalls büschelweise einzeln gestellte, lang gestielte, gelbe Honig gebende Blumen, ohne Geruch, nach welchen kleine braune Schoten folgen, welche im August einige kleine reife Samen geben, welche für Menschen und Thiere eine nahrhafte Speise abgeben können. Durch diese Samen kann die Vermehrung am sichersten geschehen, da gemachten Versuchen zu Folge, die Zweige nicht einwurzeln wollen. Dieses ist die andere Art dieses Geschlechts, deren Anbau man auf der vortheilhaftesten Seite empfohlen, und wovon Hr. D. Böhmer also urtheilet: was man von dem Samen zur Speise rühmet, ist gewiß übertrieben, und wenn man auch selbigen mit andern in Vergleichung stellen wollte, so ist doch kein nützlicher Gebrauch davon im Großen zu erlangen, indem eine große Anzahl von Sträuchern erfordert wird, ehe man eine Metze Saamen davon einsammlen kann. Eben so verhält es sich mit den Blättern, welche zwar alles Vieh gern frißt; sie sättigen aber nicht mehr, als anderes Gras, und zur Sättigung einer Ziege, geschweige einer Kuh, würde man das Laub von sehr vielen Stämmen kaum in vielen Stunden einsamm-

len können. Von den Blättern aber wäre dies der wichtigste Nutzen, wenn, wie gesagt wird, eine schöne blaue, dem Indigo nichts nachgebende Farbe von selbigen erhalten werden kann. Die Blätter werden hierzu eingeweichet, in die Fäulniß gesetzet, und damit ferner, wie mit dem Laube von der Indigostaude verfahren. Auch hieran läßt sich noch zweifeln.

29. Nordamerikanischer Platanus.

Dieser **Platanus mit fünfzackichten unterwärts wollichten Blättern, Virginischer Ahorn**, Platanus occidentalis, hat Pensylvanien zum Geburtsorte, und ist vor 30 Jahren unter uns als ein bey uns im Winter ausdaurender Baum bekannt geworden, aber noch nicht so gemein, als er es in der That zu seyn verdienet. Der Stamm hat die Eigenschaft, daß bey zunehmender Stärke die Rinde sich alle Jahre von selbst losblättert und abfällt. Es ist diese aschgrau, die Farbe der jungen Zweige grün, und der Blätterstiele röthlicht, das Holz aber weiß und feste. Die Blätter sind wenig ausgeschnitten, und haben 5 Spitzen; ihre Breite und Länge beträgt in einem feuchten Boden meist eine halbe Elle; die untere Fläche ist ganz wollicht, auch die jungen Zweige sind von einem wollichten Wesen überzogen, welches sich mit den Fingern abstreifen läßt. Der Blüthekopf erscheint bey uns im Junius. Der Same wird zwar im Herbste reif, doch bleibt der Samenkopf auf den langen dünnen Stielen bis zum folgenden Frühjahre hängen, und fällt gegen den April ab. Noch findet sich eine Spielart mit kleinern, hellgrünen, weniger wollichten Blättern, deren 5 oder 3 Einschnitte in längere Spitzen ausgehen.

hen. Hr. v. Münchhausen vermuthet, da sie fast das Mittel zwischen der Morgenländischen und Amerikanischen hält, daß solche zufälliger Weise durch beyder Vermischung entstanden.

In Pensylvanien findet man diesen Baum meistens am Rande der Flüsse und Bäche, und Kalm hat dergleichen daselbst gesehen, deren Dicke 3 Ellen im Durchmesser gehabt, und nach Paul Dudley Nachricht sind aus einem, in Neuengland gefällten 22 Klaftern Holz geschlagen worden. Da die Fortpflanzung durch starke, 5 bis 6 Fuß hohe, in einen nassen Boden eingesteckte Zweige, welche Wurzeln treiben und einen schnellen Wachsthum zeigen, geschiehet, so hat du Roi auf solche Art aus Zweigen Bäume gezogen, welche in 4 Jahren 20 Fuß Höhe und 5 Zoll Breite im Durchschnitte erlanget. Wegen dieses so schnellen Wachsthums also sowohl, als wegen Benutzung des Holzes, welches dem Ahorn gleichet, kann man den Anbau im Großen ganz sicher anrathen; zu welchem Zweck selbiger in nassen Alleen und um die Gräben, wo man nur sonst Weiden pflanzet, am besten fortkommen würde. Und da das häufige große Laub von Insecten nicht angegriffen wird, im Herbste aber spät abfällt, würde dieser Baum dergleichen Alleen ungemein schatticht machen. Nach dem Pariser Journale soll dieser Platanus durch seine Ausdünstungen die Luft reinigen, und vor Pest und allen ansteckenden Krankheiten verwahren. In Ispahan soll die Pest nicht mehr verspüret worden seyn, seitdem man auf den Gassen, um die Stadt und in den Gärten in Menge gepflanzet hat; daher auch im Forstmagazin B. 7. S. 59. vorgeschlagen wird, solchen zur Abhaltung der Seuche um die Viehställe zu pflanzen, wie wohl nach

Hrn. Buchholz Briefen B. 2. S. 82. dieses allein von den Orientalischen Platanusbäumen gelten soll. Ich wollte aber doch diesen Nutzen des Baums wegen seiner so großen Blätter nicht so schlechterdings bezweifeln, da ich in einigen Viehseuchen hier und in der Nachbarschaft bemerket habe, daß die Bauerngehöfte, die mit Rüstern oder Ulmen umgeben sind, die nicht gekappet, sondern recht hoch und breit umherwachsend gelassen werden, theils einigemal von der Viehseuche gar nicht, theils nur mäßig berühret worden, währender Zeit die andern Gehöfte aufs äußerste von solcher gelitten haben.

30. Die Fichte.

Unter diesem Namen wird gemeiniglich bald die eigentliche Fichte, bald die Kiefer oder wohl gar die Tanne verstanden, weil die allermeisten Landwirthe auf den Unterschied erwähnter Tangelholzarten zu wenig Acht haben, oder nicht unterrichtet sind, auf welche Unterscheidungszeichen sie bey diesen Holzarten eigentlich sehen müssen. Man kann dieser Verwirrung nicht besser entgehen, als wenn wir mit dem Hrn. D. Böhmer folgende Kennzeichen zum Grunde legen: die Nadeln stehen entweder einzeln oder zwey, auch mehrere dicht bey einander, und sind bey ihrem Ursprunge von einer gemeinschaftlichen Scheide umgeben. Gedachter Schriftsteller fragt: könnte man nicht die ersten Arten Tannen, die andern Fichten nennen? welches aber bisher nicht allgemein angenommen worden, indem man auch dergleichen Bäume, welche nur einzelne Nadeln haben, Fichten, und umgekehrt Tannen genannt, welche mehrere neben einander stehende Blätter tragen. Du Hamel hat jedoch diesen Unterschied angenommen,

und

und dadurch Tannen und Fichten von einander abgesondert, die Tannen aber wieder in zwo Ordnungen abgetheilet, nämlich in diejenigen, deren Zäpfen aufwärts, und die andern, wo die Zapfen unterwärts gerichtet sind. Die erstern sind die eigentlich sogenannten Tannen, die andern aber die Pechtannen, und diese letztern werden an vielen Orten Fichten genannt.

A. Arten, welche einfache Nadeln tragen, oder bey welchen die Blätter einzeln an den Aesten stehen.

a) Die Fichte mit einzelnen, vierseitigen Blättern und unterwärts hangenden Zapfen, Pinus Abies Linn. oder Pinus picea beym du Roi und Miller. Die deutschen Namen sind: Die rothe und weiße Fichte, die Sächsische Fichte, die Rothtanne, die Harztanne, Pechtanne, schwarze Tanne, Norwegische Tanne, der Pechbaum, Granenholz, Gränenbaum. Man findet sie in kalten Gegenden, sonderlich auf Bergen in Europa und Asien. Der Stamm wird, wenn die Bäume nicht zu weit aus einander stehen, 80 bis 150 Fuß hoch; die weit aus einander stehenden Bäume aber treiben viele ausgebreitete Aeste, wovon die untersten, als die stärksten, so lang werden, daß sie auf die Erde gehen. Man pflegt diese letztern die rauhen Fichten zu nennen. Die einzelnen Blätter treiben aus schmalen, schuppenartigen Erhebungen hervor, und stehen dergestalt an den Aesten, daß sie zusammengenommen mit ihren Spitzen einen belaubten Ast, als einen walzenförmigen

Körper abbilden. Sie sind hellgrün, schmal, vierseitig, etwa ½ Zoll lang, zugespitzet, steif, am Ende etwas gekrümmet. Die Blüthen kommen zu Ende des May, oder im Anfange des Junius. Das eyförmige männliche Kätzchen ist anfangs hellroth, und unter jeder Schuppe liegen 2 Staubfäden. Die weiblichen Blüthen sind schon in dem vorigen Jahre an der Spitze der Aeste in kleinen bräunlichen Knospen vorhanden, und brechen mit den männlichen zu gleicher Zeit in etwas größern, länglichten, röthlichten Zapfen hervor. Die Spitzen der Schuppen sind anfangs auswärts gerichtet, und legen sich erst bey dem Auswachsen des Zapfens dicht an. Die reifen Zapfen sind hellbraun, ohngefähr 5 Zoll lang und 1½ Zoll breit. Sie hangen an den Aesten unterwärts, und werden im October und November reif, ob sie gleich zu dieser Zeit die Samen noch nicht, sondern erst in den wärmern Monathen des folgenden Jahres ausfallen lassen. Die äußern Schuppen des Zapfens sind klein, spitzrund, die innern dünner und eyrund, und ziehen sich, so weit sie entblößt sind, auf das länglicht viereckichte. Die Größe und Feinheit der Blätter und Zapfen ist veränderlich, daraus aber kein beständiger Unterschied abzunehmen; wie denn auch die mehr oder weniger rothen weiblichen Blüthen nur zufällig sind. Man kann auch diese Fichten nicht, wie von manchen Schriftstellern geschehen, in weiche und harte eintheilen, oder wegen der Farbe der Rinde in weiße oder rothe unterscheiden. Die hellern Blumen zeigen eine Schwäche des Bodens an, und die weißgraue Rinde rühret mehrentheils von einem zarten

Stein-

Steinmooße her, davon sie überzogen wird. Hr. Gleditsch erwähnet einer besondern Spielart mit feinern kleinern und spitzigen Nadeln, und weißgrauer feinen Borke, welche unter dem Namen der Preußischen Tanne bekannt ist.

Es wächst dieser Baum auf den höchsten Gebürgen, ohne daß ihm die Kälte schadet. Ein jeder trockner, steinichter und kiesichter Boden, wenn nur etwas Leim- oder Dammerde dazwischen gemenget ist, nicht aber ein zu sandichter, noch weniger ein schwarzer und lettichter Boden, ist ihm zuträglich. In dem letzten Erdreiche wächst er zwar schnell in die Höhe, das Holz ist aber mürbe, weniger harzicht, roth und in der Mitte angefaulet.

Die Fortpflanzung geschiehet durch den Samen. Die Zapfen werden vom December an bis zum März eingesammelt, und der Same im Frühjahre und April ausgesäet, und es ist besser, daß er lieber etwas reichlich, als zu dünne ausgestreuet werde. Der aufkeimende Same zeiget gemeiniglich 9 Nadeln, welche von den Hülsen einige Zeit bedeckt bleiben, im zweyten Jahre treiben sie oberwärts kleine stachlichte Nadeln, im dritten Jahre ist der Wuchs stärker, und treibet oben ein Aestchen, und im vierten und fünften gehen sie merklich in die Höhe. Die Stämme reinigen sich durch das Abwerfen der untern Aeste sehr bald, man soll dieses der Natur überlassen. Man kann auch die Stämme, wenn sie nicht zu hoch und zu alt sind, im Frühjahre verpflanzen. Sie haben eine kurze Pfahlwurzel, und die Nebenwurzeln gehen nicht in

die Tiefe, sondern breiten sich flach unter der Oberfläche des Bodens aus.

b) Die Fichte mit einzelnen, vierseitigen, auf der Rinde fortlaufenden Blättern, und unterwärts hangenden Zapfen, die weiße Nordamerikanische Fichte, Pinus Canadensis Linn. und du Roi, ist in Canada gar gemein, seltner in den übrigen Nordamerikanischen Provinzen, weil sie die kalten Gegenden liebt, und nach Süden zu ganz verschwindet. Die Nadeln sind bey dieser heller, und die Rinde weißer, als bey der nachstehenden Art, daher sie auch den Namen der weißen Fichte erhalten hat. Das Erdreich, welches sich für unsre gemeine Fichte schicket, wird auch diese Art füglich annehmen. Sie treibt hurtig, und alle Jahre fast auf 2 Fuß hoch, deßwegen sie auch mit der Weymuthskiefer für das nutzbarste Nordamerikanische Nadelholz gehalten wird.

c) Die Fichte mit einzelnen vierseitigen Blättern und darunter befindlichen Narben, auch unterwärts hängenden Zapfen, die schwarze Nordamerikanische Fichte, Pinus Mariana du Roi, hat mit der vorigen gleiches Vaterland, bleibt aber niedriger, und verdient daher wenig Achtung.

d) Die mit einzeln eingekerbten Blättern und aufrecht stehenden Zapfen besetzte Fichte, Weißtanne, Edeltanne, im Reiche schlechtweg die Tanne genannt, oder die Tenns, Pinus picea Linn. oder Pinus Abies du Roi. Sie wächst auf den Gebirgen und andern hohen Gegenden in der Schweiz, Schwaben, Böhmen, Schlesien, Thüringen u. s. f.

und

und wird ein starker, ganz gerader, hoher Baum und breitet die quirlweise gestellten Aeste wenig aus. Das Wachsthum ist schnell, wenn die Tanne auf gutem Boden stehet. Beckmann behauptet, daß sie in einem dichten Gehaue in 13 Jahren Manneshoch wachse, und ihre Höhe in 20 Jahren schon über 13 Ellen betrage. Hr. du Roi meldet, daß die, auf trocknem steinichten Grunde gesäeten Tannen, ohngefähr nach 40 Jahren meistentheils 50 Fuß Höhe, und im Durchmesser 9 Fuß Dicke erhalten. Nach 20 Jahren pflegt sich diese Tanne von ihren unnöthigen Aesten selbst zu reinigen, und sodann in der Höhe gar merklich zu wachsen; doch wird sie selten vor dem dreyßigsten Jahre tüchtigen Samen tragen, und der vor solcher Zeit gefundene dienet nicht zur Aussaat, weil er fast ohne Kerne, und nur mit flüßigem Harze erfüllet ist. Da die Wurzel stärker ist und tiefer unter sich geht als die Rothtanne, so hält sie ihren Stamm auch fester gegen die Sturmwinde.

Man fängt an, die Tanne, da wo sie sonst nicht gesehen worden, anzubauen, welches durch den Samen geschiehet. Dieser soll zur Herbstzeit gesäet werden, da er denn im folgenden Frühjahre gut aufgehen wird. Der Boden muß weder zu sandig noch zu naß seyn. Man darf den Samen nur auswerfen, nicht aber bedecken, das in demselben befindliche Harz verwahret ihn gegen den Frost. Er keimet in 8 langen, platten, strahlenweise aus einander gebreiteten Blättern. Von der Nutzbarkeit dieses Holzes beym Schiff- und Hausbauen, zu Pfählen im Wasser, zum Tragen wegen seiner Zähigkeit fast besser

ser wie das Eichenholz, zu manchen Hausgeräthen, als Eimern, Zobern, Leitern u. s. f. indem es weißer und leichter ist, als Fichten- und Kiefernholz, zu vielen musikalischen Instrumenten u. dergl. ist hier nichts zu sagen, weil es auch da beliebt ist, wo es nicht wächset, und die Geräthschaften davon aus der Ferne hergebracht werden. Die jungen frischen Zapfen werden, wie die von Fichten, mit Zucker eingekochet, und als eine heilende und stärkende Arzney wider den Samenfluß angerathen. In den Beulen oder Blasen an der Rinde des Stammes, die man Tannenblattern zu nennen pfleget, ist ein heller Terpentin befindlich, welchen dü Hamel für besser hält, als den Terpentin aus Lerchenbäumen.

e) **Die mit einzeln, uneingekerbten Blättern und aufrechtstehenden Zapfen besetzte Fichte, die Gileadsche Balsamtanne,** Pinus balsamea. Der Baum, ursprünglich aus Virginien und Canada, hält unsre Winter aus, und wächst in einem mittelmäßig guten Boden in den ersten Jahren ziemlich fort, in den folgenden aber weniger, und bleibt niedriger. In der Borke bemerkt man viele kleine hervorstehende Beulen, welche ein häufiges klares, riechendes Harz enthalten, welches in England gemeiniglich für den Balsam aus Gilead verkauft wird. Die Nadeln dieser Tanne sind kürzer, als die der vorhergehenden, und stehen mehr sperrhaft rund um die Zweige. Der größte Unterschied besteht in den Zapfen, welche an der Gileadschen Tanne kürzer und kleiner, auch stumpf sind, beynahe in der Gestalt wie die Ceder von Libanon.

f) Die

f) Die mit einzeln stumpfen Blättern und aufrechtstehenden Zapfen besetzte Fichte, die Schierlingstanne, Abies americana Mill. Pinus americana du Roi. Diese Tanne hält auch unsre Winter aus, erreicht aber niemals eine ansehnliche Höhe, außer daß sich die Aeste mehr in horizontaler Richtung ausbreiten.

B. Fichten, bey denen mehr als ein Blatt aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervorkömmt.

a) Die zweyblättrige gemeine Kieferfichte, die gemeine Kiefer, Kien- oder Kühnbaum, Fohre, Fuhre, Kienfohre, Kühnfähren, Feuren, Ferge, Schleiß- auch Spahnholz, in der Schweiz Thäle, Perge, Ziegenholz, Füre; im Würtembergischen, Mändelbaum, Pinus silvestris Linn. Dieser Baum ist fast überall in Europa anzutreffen, und wächset in jedem Boden, sowohl auf Gebirgen, als im flachen Lande, nur wegen der Herzwurzel wächst sie in allzusteinichtem und hartem Erdreiche, wie auch in Morästen weniger, als in einem lockern mittelmäßig feuchten Boden. Der beste Boden für die Kiefer ist aller Erfahrung gemäß ein mit Leim vermischter Sand, oder oberwärts Sand, und darauf gleich Leim, wo die Wurzeln eingreifen sollen. Hieselbst wird das Holz am meisten innerlich fett oder Kien. Hierauf folgt der Boden, der zwar nicht Leim, aber doch andre gute Erde hat, die tief und locker ist. Diese Verschiedenheit des Bodens nebst andern Umständen verur-

sachen

sachen nun den verschiedenen Wachsthum derselben. Der Stamm bleibt im magern Erdreiche, und wenn die Bäume weit aus einander stehen, kurz und dicke, die Aeste klein und unordentlich, die Rinde auch unordentlich und aufgerissen, von Farbe aschgrau, an den obern Theilen und den Aesten gelb und sehr dünne. Ist aber der Boden gut, so erscheint die Rinde regelmäßiger zerrissen, und mit mehr glatten Schuppen: und stehen die Stämme enge beysammen, wachsen sie gerade in die Höhe, entledigen sich von selbst der untern Aeste, und behalten nur oberwärts einen etwas ausgebreiteten Wipfel. In etlichen Gegenden pflegt man diese Kiefer die **Fahre** oder **Heideholz** zu nennen, wenn der Stamm mit einer glatten, dicken, gelbröthlichten Rinde überzogen ist; **Kiefer** oder **Kienbaum** aber will man sie nur alsdann nennen, wenn die Rinde rauh, oberwärts am Stamme schuppicht, und von Farbe rothbraun ist. Allein diese Veränderung ist nur zufällig, weil beyde aus einerley Samen erwachsen. Wenn das Holz gesund ist, hat es einen weißen Splint, und einen gelben, im Alter aber einen röthlichten Kern. Das Alter läßt sich sowohl durch die sogenannten Quirle, als durch die innern Saftringe füglich bestimmen, und es kömmt auf die Güte des Bodens an, wie lange die Kiefer im guten Stande bleiben könne. In einem guten Grunde kann sie jährlich wenigstens einen Fuß in einer fast gleichen Dicke treiben. In 80 Jahren muß sie zu allen möglichen Arten Bauholz brauchbar seyn, und das Fortwachsen kann auf 150 Jahre fortgehen.

Selten

Selten siehet man 3, gemeiniglich aber nur 2 schmale, meergrüne, ohngefähr 2 Zoll lange Nadeln unterwärts mit einer gemeinschaftlichen Scheide umgeben. Sie sind an den Aesten im Kreise herumgestellet, von innen ausgehöhlet, und passen, wenn man sie an einander leget, wieder zusammen, und laufen obenher spitzig aus. Bey diesen und den folgenden Kieferarten sitzt die männliche Blüthe auf den äußersten Spitzen der Aeste, und die länglichten, aufgerichteten Kätzchen erscheinen im May. Von dem so häufig gelblichten Mehle der Staubbeutel wird zuweilen der Erdboden so bedecket, oder vom Winde bey Gewitterregen weit fortgeführet, daß die sogenannten **Schwefelregen** hierinn allein ihren Grund haben.

Die weiblichen Blüthen stehen theils einzeln, theils zwo und mehrere bey einander, anfangs aufgerichtet, senken sich aber nachher auf die Seite. Sie sind anfangs grünlicht, gelblicht, auch röthlich; die rothe Farbe aber verwandelt sich bald in die grüne. Die solchergestalt gefärbten Zapfen wachsen bis in die Mitte des Julius zu der Größe einer kleinen länglichten Büchsenkugel. Und die Größe behalten sie mit Veränderung der grünen Farbe in die graue, bis in den May des folgenden Jahres, da sie denn, bis zu dem Julius, zu kleinen kegelförmigen Zapfen von 2 Zoll Länge, und über 1 Zoll Breite auswachsen, und endlich im October völlig reif werden. Sie werden also erst in 18 Monathen vollkommen. Werden diese reifen Zapfen nicht vor dem Winter eingesammelt, bleiben sie bis in den März, auch wohl bis in den April

ver-

verschlossen, alsdenn aber öffnen sich die Schuppen bey trocknem Wetter und Sonnenscheine von selbst, und lassen den geflügelten Samen von selbst nach und nach fliegen. Man findet also auf einem Stamme Zapfen von dreyerley Alter. Die ersten sind solche, die vor 3 Jahren geblühet, und schon im vorigen Frühjahre den Samen haben fallen lassen; sie sehen denen ziemlich gleich, die zweyjährig sind, stehen aber einen Jahrwuchs weiter zurück. Man muß sie schlechterdings kennen, wenn man beym Einsammeln keine vergebliche Mühe sich machen will. Die zwoten sind die, welche vor 2 Jahren geblühet, und im vorigen Jahre reif geworden sind. Ihre zimmtbraune Farbe, und daß sie an dem zweyjährigen Triebe stehen, machen sie leicht kenntlich. Die dritten sind die, so im vorigen Jahre geblühet, und erst in diesem Herbste ihre Reife erhalten haben. Sie sitzen allezeit an den jüngsten Trieben, und sind die kleinsten. Man muß sich solchen Unterschied bey vorhabender Kiefernsaat wohl bemerken, damit die zum Einsammlen bestellten Leute nicht unnütze Arbeit verrichten.

Hat man einen leichten Sand zu besäen, so werden die reifen Zapfen im Februar, März oder gar noch wohl im April erst ganz überhergestreuet; die Sonne öffnet solche, daß der Same ausfällt, und vom Regen eingewaschen wird. Die Zapfen dienen zugleich zur Beschützung des Samens wider die eindringende Sonne und den Wind. Nur muß man in diesem Falle die Zapfen recht dicke ausstreuen lassen. Denn je dicker der Same auf dem schlechtesten Boden aufgehet,

gehet, desto besser ist es. Dünn aufgehender Same bringt nur struppichte, kurze und in Zweigen sich allein verbreitende Bäume. Gehen sie aber recht dick auf, so bekömmt man auch auf dem schlechtesten Boden gerade und hohe Bäume, welche sich unter einander so beschatten, daß der Boden sobald nicht von Sonne und Luft zum Besten des Wachsthums kann ausgetrocknet, die jungen in der Folge aber sich einander zunahe stehenden Bäume nach und nach können ausgehauen werden, welches Geschäfte man das Auslichten zu nennen pfleget. Die untern Zweige vertrocknen mit der Zeit von selbst und fallen ab, daß man also dies Reinigen der Natur allein überlassen muß. Denn das Aushauen der Zweige ist auch bey dieser Art des Nadelholzes äußerst schädlich, und hemmet den Fortwuchs.

Will man den Samen zur Saat aus den Zapfen heraus haben, so werden letztere in den Stuben, oder in geheizten Treibhäusern, zum Aufplatzen gebracht. Einige pflegen die Zapfen ein paar Tage zu solchem Zweck in Wasser zu weichen, daß das Aufplatzen dadurch beschleuniget werden möge. In den Ofen aber die Zapfen zu trocknen ist gefährlich, weil der Same von der zu starken Hitze leicht zerstöret, und zum Keimen untüchtig gemacht wird. Sonst kann man auch die Zapfen beym Sonnenschein, wenn selbiger darzu stark genug ist, im Freyen auf einem Tuche auf Haufen legen, und wenn sie oberwärts aufgeplatzet sind, umkehren, daß die untersten oben zu liegen kommen. Säet man nun solchen Samen auf einen festen Boden, so wird er zuvor durch Pflügen und Eggen locker gemacht, auch gemeiniglich der Same mit Sand

vermischet, damit er nicht allzudicht ausfalle. Kann man mit dem Pfluge nicht überall ankommen, so ist das Umhacken an allen Orten auch in kleinen leeren Plätzen, in alten Holzungen am besten anzubringen. Dieses muß also geschehen, daß man mit einer breiten Hacke Furchen, 1½ bis 2 Fuß breit, 2 bis 3 Ruthen lang, nach Beschaffenheit des Bodens tief, und, so viel nach dem Augenmaße möglich ist, wagerecht machet, alsdenn ein paar Fuß stehen läßt, abermal eine Furche zieht, wiederum ein paar Fuß lang Erde oder Rasen unaufgehauen stehen läßt, und so fortfährt, bis der ganze Ort auf solche Weise umgearbeitet ist. Die Erde muß niemals tiefer, als höchstens 2 Querhände ausgehauen werden, um nicht ohne Noth den wilden untern Boden, der den Samen nicht gern annimmt, in die Höhe zu bringen, die Furchen aber dürfen aus dem Grunde nicht zu schmahl seyn, damit sie sich nicht zu bald mit Kraut und Gras überziehen. Dieses zu vermeiden, legt man auch wohl, wo sehr verraseter Boden ist, den Rasen dergestalt an die Mitternacht- oder Morgenseite, daß die obere Fläche unten zu liegen kömmt, damit Kraut und Gras nicht sobald wieder Oberhand nehmen, auch die zarten Keime vor den rauhen und dürren Nord- und Ostwinden einiger Maßen geschützet werden. Andere, welche das Pflügen erwählen, pflügen dergestalt, daß zwischen jeder aufgepflügten Furche eine nicht aufgepflügte liegen bleibe, und unternehmen auch wohl in leichtem Boden diese Art zu pflügen, damit die aufgeworfene Furche dem Samen Schutz wider den Westwind und Sonne geben möge.

Hat

Hat man große, ganz von Holzungen entblößte Orte in Bestand zu bringen, die wegen allzudürren Bodens, oder rauher Gegend den Holzsamen nicht annehmen wollen, da wird man am besten strichweise, von Nordwesten gegen Südosten das Besäen anfangen, als wodurch der ganze Ort mit der Zeit gegen die rauhe Witterung Schutz bekömmt, und sich zu Annehmung des Holzes verbessert. Denn sobald das junge Holz zu einiger Höhe kömmt, folget Gras und Kraut, welches, nebst den bereits erwachsenen jungen Stämmen den Boden gegen die brennende Sonnenhitze decket, die rauhen, trocknenden Winde einiger Maßen abhält, und durch die jährlich verrotteten Theile den Boden verbessert und fruchtbar macht. Dergleichen rauhe Orte sind ehedem 20, 30, und mehr Jahre vergeblich besäet, oder mit Laubholz bepflanzet. Endlich aber hat man wahrgenommen, daß sie sich vom Umfange her, welcher mit Holz bestandenen Orten begränzet, nach und nach gegen die Mitte mit jungem Anwuchs zugezogen haben.

Noch hat man beym ersten Anfange eines zu besäenden Flugsandes kein anderes Mittel vor sich, als schmahle lange Striche, oder kleine Plätze, dicht, einige Fuß hoch zu umzäunen, auch allenfalls etwas schwerere Erde nur einige Zoll tief unter den Sand zu bringen, und den Nadelholzsamen hineinzusäen. Auf diese Weise ziehen sich die angränzenden Orte nach und nach zu. Je langsamer aber dieses von statten geht, und je mehr es Kosten verursacht, desto mehr hat man Ursach zu verhüten, daß solche gefährliche Orte, welche alle benachbarte unter

dem Winde liegende versanden können, nie ganz vom Holze entblößet werden. Das Abtreiben (Abholzen) muß daher in schmalen Strichen oder Plätzen geschehen, und der Anwuchs, ehe dem Boden von der auszehrenden Dürre, von Winden und der Sonnenhitze, die Fruchtbarkeit benommen wird, wieder hergestellet werden. Daß aber das Umzäunen eines solchen Platzes nöthig sey, siehet man daraus, daß der erste dürre Wind den Samen, wenn er flüchtig ist, nebst dem Sande fortjaget, und beyde hin und wieder in hohe Wedel auf einander häufet. Hat man aber etwa Zapfen ausgestreuet, welche der Wind zwar nicht forttreiben kann, und daher liegen bleiben, so werden sie doch hin und wieder von den Windwedeln bedecket, und ersticken darunter. An andern Orten treibt der Wind den Sand um die zarten Wurzeln weg, und die jungen Bäume müssen einer nach dem andern darüber vertrocknen.

Die junge Kiefer erscheint bey dem Aufkeimen mit 4 oder 5 Nadeln. Im ersten Jahre ist der Wuchs geringe, im andern kömmt der Hauptschuß, und im dritten zeigen sich Aeste, und so wird der Trieb nach und nach stärker und schneller. Und da diese Art unter allen Nadelhölzern am geschwindesten wächset, so sollte man ihren Samen nicht mit Fichten- und Weißtannensamen vermischt aussäen, weil diese Arten durch sie unterdrücket werden. So lange ein angesäeter Ort dem Viehe nicht völlig entwachsen ist, muß keine Viehtrift darauf gestattet werden. Eine Raupe, deren Schmetterling die Phalæna Tinea Retinella Linn. ist, verursachet öfters,

daß

daß die obern Aeste an Kiefern und Fichten verderben, und das übrige grün bleibt, worauf eine Beule von Harz an dem abgestorbenen Aste erscheinet.

Die rothe oder Schottische Kieferfichte, Pinus rubra Mill. ist nach dû Roi für eine Spielart zu halten. Die Nadeln sind kürzer, dicker, gestreifet, und mehr seladonfärbig.

b) Die zweyblättrige, krummwachsende Kieferfichte, der Krummholzbaum, die kleine Alpenkiefer u. s. f. Pinus Montana Mill. und dû Roi. Sie wird von Hallern gleichfalls nur für eine Spielart der gemeinen Kieferfichte angenommen, und wird auf den Gebirgen in Ungarn, auf den Alpen auch im Schwarzwalde angetroffen. Der besondere Wuchs besteht darinne, daß Stamm und Aeste nicht gerade in die Höhe gehen, sondern auf der Erde unordentlich, oft creutzweise durch einander hinlaufen, weßhalb ihr Anbau bey uns nicht anzurathen. Der Balsamus Hungaricus, oder das Krummholzöl wird daraus verfertiget.

c) Die fünfblätterichte, glatte Zirbelnußfichte, die Zirbelnußkiefer, die Russische oder Sibirische Kiefer u. s. f. Pinus Cembra Linn. Sie wächst nicht nur in Sibirien sondern auch auf den Alpen in der Schweiz und auf den Tyrolischen und Carpathischen Gebirgen. Die jungen Bäumchen leiden bey unsern harten Wintern nicht. Sie wachsen in Sibirien zu einer ansehnlichen Höhe und Stärke. Eben daselbst werden ihre Früchte, oder Nüsse, gesammlet, nach Rußland verhandelt, und entweder

roh gegessen, oder das daraus gepreßte Oel in der Fastenzeit zu Fischen und zum Gebackenen gebrauchet. Nach Schrebers Berichte soll das Holz die Motten abhalten, und deswegen die daraus verfertigten Schränke beliebt seyn.

d) Die fünfblätterichte, eingekerbte Weymouthsfichte, die Weymouthskiefer, Pinus Strobus Linn. Lord Weymouth hat auf seinem Landsitze diese aus Amerika herstammende Kiefer zuerst am häufigsten angepflanzet, weßhalb ihr Name davon herrühret. In Amerika wächst der glänzend bräunlichte, glatte Stamm gerade über 100 Fuß hoch. Die Nadeln sind, wie bey der Zirbelnußfichte, dreyseitig und diesen völlig ähnlich, nur von heller Farbe, feiner und am Rande eingekerbet. Die Zapfen sind etwa 6 Zoll lang, und 1 Zoll im Durchmesser stark; die Schuppen braun, flach, gerundet, locker und glatt, wie man solche in den Nordamerikanischen Küsten erhält, von dem ausgeflossenen, nicht unangenehm riechenden Harze überzogen, durch welches schmutzige Weiß sie sich von allen übrigen unterscheiden. Die geflügelten Samen sind im Herbste reif, und müssen alsdenn bereits gesammelt werden, weil die Zapfen bey geringer Wärme sich öffnen, und den Samen ausfallen lassen. Sie keimen mit 8 Nadeln in einer mit Sand vermischten Erde wohl auf, und die jungen Stämme können im dritten Jahre, da sie niemals von unsern kältesten Wintern das Geringste leiden, an ihre bestimmte Plätze verpflanzet werden. Unter allen Amerikanischen Nadelholzarten verdienet diese den Vorzug bey uns.

31. Der

31. Der Lerchenbaum.

Da dieser Baum, Pinus Larix Linn. den Winter über kahl ist, und jedes Frühjahr neue Nadeln hervorbringt, so geht Hr. D. Böhmer mit gutem Grunde von den andern Botanikern, welche diesen Baum mit der Fichte und Tanne vereinigen, ab. Es wächset aber der Lerchenbaum in Böhmen, Schlesien, Ungarn, Tyrol, der Schweiz, Frankreich, Sibirien u. s. f. auf erhabenen Gegenden, selten in der Ebene, und ist eben so schnellwüchsig, als Fichten und Tannen, indem er nach Beschaffenheit des Bodens in einem Jahre öfters 4 bis 5 Fuß wächset. Das harte, braunrothe Holz ist schwerer, als Fichten- und Kiefernholz. Die Fruchtzapfen werden nach dem September erst reif, und fallen nicht alle Jahre ab, indem man an den Aesten alte und junge, jene leer, diese mit Samen angefüllet findet.

Der Same kömmt in allerley Erdreiche fort, so daß die daraus erzogenen Stämme ohne sonderliche Wartung gedeihlich wachsen, jedoch in einem thonichten, kaltgründigen, sonderlich in nassem Boden schlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermischten, auch steinigten Erdreiche. Der gute, schwere und reife Same wird im Frühjahre binnen 4 bis 5 Wochen aufgehen. Im ersten Sommer gehen die jungen Bäumchen 4 bis 5 Zoll in die Höhe, und behalten in dem ersten Winter ihre, noch nicht zur Vollkommenheit gelangte, Nadeln. Diese vertragen die Kälte, und bedürfen keiner Bedeckung. Sollten ja die Stämmchen durch einen starken Frost in die Höhe gezogen, und die Wurzeln losgemacht worden seyn, muß man solche mit den Fingern wieder nieder- und das Erdreich fest andrücken. Will man

diese Bäumchen verpflanzen, so werden sie zu Ende des Märzmonathes, oder mit Anfange des Aprils, im dritten Frühjahre ausgehoben, als zu welcher Zeit sie schon an die 3 Fuß Höhe erreichet haben können. Man schonet der Wurzel sorgfältig, und setzt die Stämme so ein, daß das Erdreich umher erhöhet wird, damit Schnee und Wasser sich nicht dabey sammlen können. Vielleicht ist es dienlich, die Versetzung zu wiederholen. Das erstemal können die Bäumchen ohngefähr 1 oder 2 Fuß von einander gepflanzet werden, damit sie sich durch ihren engen Stand gegen Wind und Wetter selbst schützen, und die Seitenäste desto gerader in die Höhe wachsen können. Bey dem zweyten Verpflanzen, etwa im fünften Jahre, brächte man selbige wenigstens 4 Fuß weit von einander. Sonst treibt der Lerchenbaum seine Wurzeln tief in das Erdreich, und wird daher nicht leicht vom Winde umgeworfen. Das Wachsthum der jungen Stämme wird durch das Wegnehmen der untern Aeste bis auf die Hälfte des Schaftes vermehret, welches aber nicht vor dem zehnten oder zwölften Jahre, auch nur im Winter geschehen muß, damit die harzichten Bestandtheile nicht auslaufen und den Wuchs verhindern. Da die schon im siebenten oder achten Jahre Blüthen treibenden Bäume sehr davon entkräftet werden, so hat du Roi angerathen, solche, sonderlich die weiblichen, oder kleinen Zapfen, mit Behutsamkeit abzubrechen, und versichert, daß sich der Wuchs solcher also behandelten Bäume gar sehr hervorthue.

Einige Schriftsteller haben den Anbau des Lerchenbaums bey uns im Großen anrathen und behaupten wollen, daß solcher viel vortheilhafter, als die gemeine Fichte oder Kiefer sey. Weil der Lerchen-

baum

baum im Winter kahl ist, leidet solcher vom Froste und Glatteise wenig; werden aber die jungen Stämmcher abgebrochen oder sonst verstümmelt, so treiben sie wider die Natur des Nadelholzes neue Sprößlinge aus der Wurzel. Obschon manche Schriftsteller diesem Baume einen ungleich schnellern Wuchs, als den übrigen Nadelholzarten zuschreiben, so will doch Hr. Gleditsch nicht solcher Behauptung beypflichten, und meldet, daß man Lerchenbäume von 80 Fuß Höhe antreffe, allein nur in dicken geschlossenen Hölzern. Die Schwere des Lerchenholzes gegen das Fichtenholz verhält sich nach der Berechnung des Hrn. du Roi wie 8 zu 7. Die davon gehauenen Balken aber tragen, nach neuern Berichten, zehnmal mehr Last als Eichen. Da aber dieses Holz geschwinder, als anderes Feuer fängt, und solches stark und lange unterhält, so wäre es doch gefährlich, ganz hölzerne Gebäude, die nicht weit von einander stehen, davon aufzuführen. Pallas meldet im zweyten Theile seiner Reisen durch das Russische Reich, wie die Rinde und das Holz der Lerchenbäume dergestalt mit Harz erfüllet seyn, daß sie noch grün auf dem Stamme leicht Feuer fangen, und man wenig alte Bäume antreffe, welche nicht durch das Abbrennen des Grases, womit die Baschkiren ihre Weiden im Frühlinge vorbereiten, ergriffen und an der Wurzel auf der einen Seite angebrannt sind. Und an solchen Bäumen wird das, im Wasser auflösliche, braune, sonst dem Arabischen ziemlich ähnliche Lerchengummi, welches sonst unter dem Namen des **Orenburgischen Gummi** bekannt ist, erzeuget.

Nächst dem schnellern Wuchse, besserm Holze und bessern Kohlen empfiehlt sich der Lerchenbaum noch durch mehrere Umstände. Unter selbigen wächst

häufiges und gutes Gras, weil die abfallenden Nadeln weich und geschwinder faulend und düngend sind, als die harzigen Nadeln andrer Bäume, welche den Boden zudecken, und das Gras leicht unterdrücken. Die Samen gleichen am Geschmacke den Pinichen. Wenn die Blätterbüschel im Frühlinge hervorkommen, haben sie einen angenehmen Geruch, weßhalb in Ungarn und andern Gegenden die Aeste wie bey uns die Birken, in die Stuben gesetzet werden. Hr. Gleditsch behauptet wider einige Schriftsteller, daß das Holz sich weder verwerfe, noch rissig werde. Es wird nicht leicht von Würmern angefressen, deswegen auch die Italienischen Maler selbiges vorzüglich zu wählen pflegen, und in Tyrol werden zu den untern Boden der Geigen die Breter von diesem Holze genommen. Im Wasser dauert es vorzüglich lange, und Gmelin behauptet in der Flor. Sibir. daß es darinn eine beynahe steinartige Härte erhalte. Man empfiehlt es vorzüglich zu starken Mühlwellen, und in Sibirien werden daraus die tauglichsten Bierfässer, in der Schweiz aber die besten Weinfässer verfertiget. Die großen Stämme dienen zu Masten und zum Schiffbau, und die Anwohner der Genfersee ziehen es, nach Hallers Berichte, dazu allen übrigen Holzarten vor. Vortheile genug, welche uns den Anbau des Lerchenbaums mehr im Großen, als in einzelnen Pflanzungen anempfehlen!

Von dem **Nordamerikanischen Lerchenbaume** hat man Samen über England nach Deutschland gebracht. Er wächst in Canada und in dem östlichen Jersey. Die Nadeln sind etwas dunkler, und mehr seladonfärbig, und die Blätterknospe beynahe schwarz, weßhalb er auch der schwarze Amerikanische Lerchenbaum genannt wird. Es ist noch nicht

ausge-

ausgemacht, ob er bey uns die Höhe und Stärke unsers Europäischen Lerchenbaums erreichen könne.

32. Die Ceder von Libanon.

Dieser Baum giebt unsern Pflanzungen ein vortreffliches Ansehen, und ist für die mehresten Menschen eine merkwürdige Seltenheit; so wie er den Namen von den Gebirgen des Libanon hat, wo er von vielen Reisenden noch gesehen worden. Die Aeste, welche öfters 20 Schuh lang sind, hängen niederwärts; die untersten, welche in einer Höhe des Stammes von 8 bis 10 Schuhen entspringen, reichen beynahe bis an die Erde. Die Nadeln haben 1½ Zoll Länge, und stehen, wie bey dem Lerchenbaume, büschelweise bey einander, oder es kommen derselben wohl ein paar Dutzend aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervor. Die reifen Zapfen sind auf 5 Zoll lang, und 4 Zoll breit; jedoch sind diejenigen, so man über England aus der Levante erhält, etwas dünner und kürzer. Die beste Art sie zu öffnen ist folgende: man durchbohret solche der Länge nach behutsam, damit die Spitze der Samen nicht verletzet werde, leget sie alsdenn 24 Stunden in Wasser, oder kann auch lieber das letztere unterlassen, treibt darauf einen dickern Stock, als der Bohrer war, oder runden Keil in die gemachte Oeffnung, wodurch die Zapfen dergestalt aus einander getrieben werden, daß man die Samen leicht herausnehmen kann. Dieser wird lieber im Herbste, als im Frühjahre ganz flach, in einem sandigen Boden, oder Kästen, welche mit guter lockerer und ein wenig Sand vermischter Erde angefüllet sind, gesäet, und man halte ihn nicht zu feucht, weil er leichtlich faulet. Binnen 4 bis 5 Wochen gehet der Same auf mit seinen Nadeln.

Aus

Aus der Mitte derselben geht noch im ersten Jahre ein neuer, ziemlich starker Schuß hervor, der an den Seiten mit Blättern besetzet ist, im folgenden Jahre aber solche schon büschelweise führet und stärker aufwächst. Im dritten oder vierten Jahre werden diese Stämmchen an die für sie bestimmten Stellen gesetzet. Man darf um deswillen nicht länger warten, weil die Herzwurzel stark und lang wird, und nachher leicht Schaden leidet. Sie leiden eben so wenig, als anderes Nadelholz, das Beschneiden der Haarwurzeln, auch darf man die untersten Aeste nicht stutzen. In guten Jahren treiben die Bäume auf acht bis neun Zoll, ja auf 1 Fuß hoch. Sollen aber die Stämme mehr in die Höhe als Breite gehen, müssen sie dicht an einander gepflanzet werden. Sie lieben mehr einen schlechten als fetten Boden, mehr Berge als niedrige Gegenden. Sie tragen spät Früchte, und müssen nach der allgemeinen Versicherung unter allen Bäumen das höchste Alter erreichen können. Schulze sahe 1755 auf dem Berge Libanon nur noch 20 alte Bäume, außer vielen andern jüngern und kleinern. Die stärksten sollen 36 Fuß im Umfange halten, woraus man zugleich auf ihre Höhe den Schluß machen kann.

Sollen diese Bäume bey uns nach Wunsche gedeihen, so werden Berge und Anhöhen für solche die schicklichsten Plätze seyn. Bey einem recht harten Winter leiden die obersten Spitzen etwas; sie treiben aber demohngeachtet gleich stark, und unter dem abgestorbenen Theile gerade in die Höhe, daß dieser Schade nach einigen Jahren nicht mehr bemerket wird.

Die vorzügliche Güte des Holzes wird von den Schriftstellern gerühmet. Es ist hart, feste, dauert lange, und wird deswegen zum Bauen angewendet.

det. Das bekannte wohlriechende Cedernholz kömmt von einem ganz andern Baume, nämlich einer Art Wachholder. Die Sibirische Ceder, deren zuvor gedacht worden, wird von vielen mit der vom Libanon verwechselt, und beyde aus Irrthum für einerley gehalten.

31. Der Wachholder.

a) Gemeiner Wachholder mit drey bey einander stehenden, und über die Beeren vorragenden spitzigen Blättern, Krametbaum, Krametsbeerstaude, Kranewetbaum u. s. f. Iuniperus communis Linn. Dieser wird bey uns bald als ein Strauch, bald als ein Baum angetroffen. Hr. Gleditsch schreibt hievon in seiner Forstwissenschaft S. 1039. also: wenn der Wacholder in einem guten, nahrhaften, lockern Erdboden unterhalten wird, macht ihn wenige Pflege zu einem ziemlichen Strauche, und endlich zu einem solchen Baume, der ein überaus hohes Alter erreichet. Man findet Sträucher von 3, 6 bis 8 Fuß, und Bäume von 18 bis 20 Fuß Höhe. Die Höhe von 30 Fuß ist die allerseltenste. Wir haben davon sehr hohe, dichte und schöne Pyramiden bey uns, und Hr. Gmelin hat in Rußland so starke Bäume gesehen, daß daraus Breter geschnitten werden können. Sonst wächst der Wachholder in den elendesten Orten, wo kaum die Kiefer fortkömmt. Auch findet man ihn öfters in flachen und hüglichten, wüsten Landstrichen fast allein, oder in den großen sandigen Kiehnheiden gleichsam als Unterholz. Er bekleidet die steilen Klippen und Felsen, und widersteht der größten Kälte. Die starke, holzichte Wurzel greifet flach und weit um sich. Die Beere wird erst im

zwey-

zweyten Jahre reif, daher man im October die reifen mit den unreifen zugleich antrifft. In denen gegen Morgen und Mittag gelegenen Ländern sind die Beeren viel größer, als bey uns, auch mehr länglichter und blauer, ingleichen auch die Blätter etwas länger; daher auch die Alten den Wachholder in den Deutschen und Windischen eingetheilet. Das Holz ist gelbröthlicht, von feinen dichten Adern, sehr zähe, und dessen Geruch noch stärker, als von den Blättern und Beeren, daher es nicht leicht von Würmern angegriffen wird. Es wird so hart, daß es dem Eisen widersteht, und wegen des Oeles und Balsams, womit solches durchdrungen ist, fast unverweslich. Weil das Holz sehr ästig ist, und die Adern ölicht sind, läßt sich solches schwer bearbeiten, oder sauber poliren; und doch bedienen sich dessen die Tischler zum Auslegen, die Drechsler zu Tellern, Löffeln u. s. w. der Ackersmann aber zum Geschirrholze. Die Pfähle davon haben eine unabsehliche Dauer. Im Kamine giebt das Holz einen viel angenehmern Geruch, als die Beeren, welche sonst für den gemeinen Mann ein sehr gutes, die faule, oder auf andre Art schädliche Luft verbesserndes, und daher in Lazarethen und andern Krankenstuben zu gebrauchendes Räucherwerk abgeben. Die jungen Zweige und Blätter können ebenfalls dazu angewendet werden. Dem Räucherfleische, besonders den Schinken, Würsten und Spickgänsen kann kein niedlicherer Geschmack beygebracht werden, als vom Rauche des Wachholderholzes, weßhalb blos in dieser Absicht allein der Landmann den Anbau der Wachholdern sich empfohlen lassen seyn sollte, um nur für einige Wochen Räucherholz für sein Dauerfleisch zu erhalten. Zielet man aber mit allerley Geräuchertem auf den Verkauf, so wird man bald damit dem mit gemeinen

Holze

Holze geräucherten Fleische Rang und Preis abgewinnen.

Die Beeren werden von Etmüllern das Gewürze der Deutschen genannt, und in der Küche an vielerley Speisen aufs nützlichste gebrauchet, nicht nur ihnen einen besondern und angenehmen Geschmack zu verschaffen, sondern auch die Verdauung derselben zu befördern. Sie lösen kräftig auf, zertheilen und reinigen die Säfte, stärken die festen Theile, vermehren die innerliche Wärme; besonders wird dadurch der angehäufte Schleim in dem Magen aufgelöset, die Verdauung befördert, die Erzeugung der Blähungen verhindert, und ihr Ausgang erleichtert; bey Catarrhen der Auswurf befördert, Schweiß erreget, und die Absonderung des Urins vermehret, daher bey der Wassersucht nützlich gebrauchet, auch die Uringänge vorzüglich gereiniget. Nur solchen Personen können die Beeren schädlich seyn, welche viel Hitze im Blute verspüren, und einen trocknen Körper haben. Doch ist in selbigen der harzigte und ölichte Bestandtheil durch ein beygemischtes gummöses Wesen verändert und geschwächet. Man ißt solche ganz oder zerstößt sie und gießt kochendes Wasser darauf, oder weichet sie in Wein ein; auch bereitet man daraus ein abgezogenes Wasser, Spiritus, welchen Hr. Baume für den eigentlichen Ratafia hält, Essig, wesentliches Oel und Muß oder Saft. Dieser wird der Deutsche oder Bauerntheriak genennet, und ist auch die sicherste und beste Zubereitung dieser Beeren. Im dritten Bande der H. N. S. 126 f. sind die Zubereitungsarten des Wachholdermußes gezeiget worden. Kalm empfiehlt aber in seiner Reisebeschreibung I Th. S. 25. noch eine andere, die weniger mühsam ist. Man sammlet die

Bee-

Beeren, suchet die besten davon aus, thut sie unzerquetscht, wie sie sind, in einen Topf, gießt Wasser darauf, und läßt sie so lange kochen, bis sie von selbst aufspringen, welches ohngefähr nach 3 oder 4 Stunden geschieht; hierauf nimmt man den Topf vom Feuer, trennt die Beeren mittelst eines Durchschlags von dem im Wasser Aufgelösten, so daß ein lauterer Saft übrig bleibt. Dieser wird hierauf in einen reinen Topf gegossen, und so lange gekocht, bis er die gefällige Dicke erhält. Wenn dieser Saft einige Jahre alt geworden, fängt er an sich zu körnen und zuckericht zu werden, da er denn erst den besten Geschmack erhält. Nach dû Hamels Berichte gießen die armen Einwohner in Frankreich Wasser auf die Beeren, und erhalten davon ein Getränke, welches nicht unangenehm schmecken soll. Auch in Schweden wird dergleichen ohne alle Kunst bereitet. Man gießt auf die gestoßenen Beeren kaltes Wasser, lauget sie damit aus, gießt es ab und trinkt ohne Kochen und Gähren diesen Trank. Dieser ist, wie Linnäus meldet, gut und angenehm, so lange er frisch ist, hält sich aber nicht über 8 Tage. Es haben aber auch bey uns einige Landwirthe hie und da versuchet, die zerstoßenen Beeren beym Bierbrauen unter dem Hopfen mit zu kochen, und davon ein schmackhaftes, helles, gesundes und recht gut daurendes Bier im Sommer erhalten.

Da die Fortpflanzung des Wachholders durch den Samen geschiehet, so soll er, nach des dû Roi Angabe bald aufgehen, und wenn die Aussaat im Herbste geschehen, die mehresten Körner im folgenden Jahre aufkeimen; wenn sie aber im Frühlinge geschiehet, bis zu dem folgenden Frühlinge in der Erde liegen bleiben. Hr. Gleditsch aber behauptet, daß

die

die Samen vor dem dritten Jahre in der Erde nicht keimen. Da nicht alle weibliche Blüthen gehörig befruchtet werden, so bleibt vieles von der Saat zurück, weßhalb man solche lieber dicke als dünne, auch lieber im Herbste, als im Frühjahre veranstalten, das Erdreich aber durch ein zweymaliges Pflügen wohl auflockern, und nach der Aussaat mit der Egge überziehen soll. Verlangt man Bäume und keine Sträucher, müssen solche nicht weit von einander stehen, und daher der junge, dicht bey einander stehende Anflug nicht zu zeitig verdünnet werden. Es geht auch an, Kiefersamen darunter zu säen, da man denn, da die Kiefern schneller wachsen, die jungen Kieferstangen heraushauen, und die Wachholdern allein kann stehen lassen. Obschon vor die Wachholdern ein leichter, lockerer und sandiger Boden der schicklichste ist, so wachsen sie doch am besten, wo der Boden unter der obern Lage eine steinartige Schicht hat. Will man die jungen Stöcke verpflanzen, so soll dieses nicht eher, als im dritten Jahre geschehen.

Ein Guthsbesitzer, der magere Gegenden hat, und ein Liebhaber von Krammetsvögeln ist, sollte blos in dieser Absicht allein selbige mit Wachholdern besäen, um theils recht niedlich schmeckendes Wildpret, theils aber solches auch im spätesten Winter annoch zu haben. Vögel, welche sich von Wachholderbeeren nähren, haben einen weit angenehmern Geschmack, als diejenigen, welche sich von andern Beeren unterhalten müssen. Der Krammetsvogel streicht im Herbste aus unsern Gegenden hinweg, und man wünschte doch sehr, solche den ganzen Winter hindurch haben zu können. Ein Wachholderwald ist das einzige Mittel, ihn des Winters bey sich zu behalten, theils weil der Vogel zu aller Zeit unter und

auf den Wachholderbäumen Beeren zur Speise findet, und nur deshalb von uns ziehet, weil ihm das Geäse abgehet, theils auch unter den dicken finstern Zweigen sich wider Frost und Schnee bergen kann. Mitten im Winter noch Krammetsvögel in Schlingen fangen zu können, welcher erwünschter Zeitvertreib für Vogelfänger? Was für eine Einnahme läßt sich aber nicht aus diesem Vogel in großen Städten machen, wo der Liebhaber nach Weyhnachten öfters das Stück mit 3 bis 4 gr. bezahlet? Und wie lange dauert nicht das Wildpret im Winter, und wie weit kann es auch nicht seinem guten Geschmacke unbeschadet nach den größten Städten hin, und wo die besten Käufer sind, gesandt werden? Ein Wachholderwald dienet aber auch größern Vögeln nicht nur, sondern auch Hasen, Rehen u. s. f. zu einem beständigen Gehege.

b) **Spanischer Wachholder, großer Wachholder mit bräunlichen Beeren, der Oxycedrus oder Cederwachholder,** Juniperus oxycedrus Linn. Diese Art wächst in Spanien und den südlichen Provinzen von Frankreich. Der Stamm wird gegen 12 Fuß hoch und darüber, auch zuweilen Mannes dicke, treibt der ganzen Länge nach Zweige, und den Blättern nnd der Blüthe nach der gemeinen Art ganz ähnlich. Die Beeren sollen die Größe einer Haselnuß erreichen. Ob dieser Baum mit dem ersten gleichen Nutzen haben dürfte, ist noch nicht ausgemacht. Er ist gegen die Kälte unempfindlich, verlanget aber eher einen guten als schlechten Boden, und soll sich durch die Einsenkung der Zweige vermehren lassen. Einige Gärtner nennen ihn ganz irrig die **Sclavonische Ceder.**

c) **Vir-**

c) Virginischer Wachholder mit drey bey einander stehenden, theils über einander gelegten, theils abstehenden Blättern, rothe Virginische Ceder, Juniperus virginiana Linn. Im nördlichen Amerika wächset diese Art gemeiniglich auf den Anhöhen, neben den Flüssen, im dürren und magern Boden, und Kalm hat Bäume davon in Neujersey in der Höhe und Dicke der höchsten Tannen auf dürren Heiden, und gegen Canada zu in den Klüften der Berge angetroffen. Man hat davon den Samen aus Amerika kommen lassen, und wahrgenommen, daß zehnjährige Stämme in weitem Stande 10 Fuß Höhe und unten 3 Fuß Dicke erhalten. Die jungen Bäumchen halten im freyen Lande bey uns aus, ohne alle Bedeckung; doch werden die Blätter von der Kälte purpurfärbig, beynahe violet, und erhalten erst gegen das Frühjahr ihre grüne Farbe wieder. Der Same geht gleichfalls erst im zweyten Jahre auf; man muß solchen dichte säen. Das Versetzen hat auch bey jungen Bäumen statt; nur muß man sich wohl in Acht nehmen, damit die Wurzeln so wenig als möglich beschädiget werden. Das Holz wird aus Amerika zu uns unter dem Namen Cedernholz gebracht, und für das allerdauerhafteste gehalten. Die Reichen in Europa lassen damit die Wände der Zimmer austäfeln. So lange es frisch ist, giebt es einen angenehmen und gesunden Geruch von sich, und hat wegen der rothen Farbe ein schönes Ansehn. Die Farbe wird aber mit der Zeit immer schwächer, wenn man das Holz nicht mit einem dünnen Firniß überzieht. Hin und wieder werden auch aus dem Holze in Deutschland Tische, Schränke u. dergleichen verfertiget, und in England gebrauchet man es zu dem Futter der Bleystifte, daher man auch die Güte derselben aus dem Geruche

des Holzes erkennet. Die frischen Spähne sollen die Motten vertreiben. Da diese Art des Wachholders bereits hin und wieder in Deutschland guten Fortgang gezeiget, und vor allen andern große Vortheile hat, so sollte ihre Cultur unter uns vorzüglich ausgebreiteter werden.

d) **Weyrauchswachholder mit Blättern, welche in vier Reihen gestellet und spitzig sind,** Juniperus thurifera Linn. Diese Art ist in Spanien und Portugal, dauret aber bey uns auch im freyen Lande, und erfordert einen guten Boden. Der Baum erreicht eine Höhe von 30 Schuhen, und treibt viele Aeste, welche sich pyramidenförmig aufrichten. Alle Blätter sind spitzig, und liegen in 4 Reihen, wie Dachziegel über einander, wodurch die Aeste viereckicht erscheinen. Die Beere ist schwarz, und größer als bey der gemeinen Art.

34. Der Taxbaum.

Der Taxbaum, Eibe, Eibenbaum, Jf, Jbe, u. s. f. Taxus baccifera Linn. gehöret gleichfalls unter die Nadeltragenden immergrünenden Bäume oder Sträuche, die hin und wieder im nördlichen Deutschland in Wäldern und zwischen den Gebirgen unter dem Nadel- und Laubholze wild angetroffen werden. Die Gärtner pflegen selbigen in den Italienischen und Deutschen zu unterscheiden. Dieser letztere soll aus Pommern abstammen, und ist etwas breitblätterichter, auch dauerhafter als jener, der im Winter leicht verfrieret, ob er schon stärker zu wachsen pfleget. Der erstere ist nur dann dem Erfrieren unterworfen, wenn er zu stark beschnitten wird. Ehedem bildete man daraus in den Ziergärten schöne Pyramiden,

ramiden, Kugeln, Hecken und dergl. die aber nun nicht mehr geachtet werden. Man erzieht den Taxus aus den Samen und Zweigen. So bald ersterer im Herbste reif ist, wird er mit seinem fleischichten Wesen lieber flach, als tief eingesäet, und läuft im ersten, gemeiniglich aber erst im zweyten, auch wohl im dritten Frühjahre auf. Am Stamme sind zweyerley Aeste anzutreffen; als einige, welche gerade über sich aufstehend wachsen; andere zur Seite wachsend und kraus wie Federn, daher man sie auch Federn zu nennen pfleget. Diese letztern sollen zum Einlegen für Hecken und andere Bekleidungen, erstere aber zu Pyramiden gebraucht werden, weil sie wieder gerade Schüsse treiben. Das Holz wächset zwar sehr langsam, es ist aber sehr fest, rothbraun, und nicht harzicht wie anderes Nadelholz, und wird zu Tischen, Stühlen, Schränken und allerley anderm Hausgeräthe angewendet. Es ist überaus biegsam und dauerhaft; die natürliche schöne Farbe macht es angenehm, und durch die starke glänzende Glätte, welche es beym Poliren ohne allen Firniß annimmt, unterscheidet sich solches von den übrigen einheimischen Laubhölzern. Es nimmt auch vor ihnen allen die schwarze Farbe an, und gleichet alsdenn dem Ebenholze. In den Gehägen leidet man den Taxbaum gerne wegen seiner süßen Beeren für die Ziemer und Schnarren; welche sich auch bey kalter Witterung gern darin verbergen. Pferde, Kühe und Ziegen sterben, wenn sie das Laub davon fressen. In Ansehung der Kühe bin ich einst ein Augenzeuge auf einem Hofe gewesen, dessen Gärtner die abgeschnittenen Zweige auf den Misthof hingeworfen, und solche den Kühen hatte auffressen lassen. Die Beeren, welche eine schöne glänzende rothe Farbe, aber nur einen schleimichten Geschmack haben,

sind öfters von Kindern ohne alle schädliche Wirkung verschluckt worden. Ob aber solche in Menge genossen unschädlich seyn, ist noch nicht ausgemacht.

35. Der Sadebaum.

Sadebaum, Sagebaum, Sevenbaum, u. s. f. Sabina, Juniperus Sabina Linn. Dieser immergrünende Baum ist in Ansehung anderer ein niedriger Baum, und wird bey uns selten über 7 Fuß hoch. Er wächst gern und gemeiniglich nach einer Seite hin, weßhalb er durch beygesteckte Stangen gerade erhalten werden muß. Man unterhält ihn um der Pferdezucht willen gern in Gärten, weil seine Blätter, oder die damit bedeckten Aeste ein wirksames Mittel wider die Würmer sind. Als Menschenarzeney gebraucht, können die Folgen sowohl nützlich als schädlich seyn. Galen, und viele andere, auch Ludwig halten den Gebrauch für schädlich, indem dadurch bey Frauenspersonen gar leicht eine unzeitige Geburt befördert, auch Blutspeyen und andere Zufälle erregt werden könnten; Rajus, Haller, und andere hingegen behaupten, sonderlich in Ansehung des Triebes nach der Mutter, das Gegentheil, und Scopoli hat alles angewandt, durch den Gebrauch des Sadebaums einen Blutfluß durch die Mutter zu befördern, es ist aber keiner erfolgt. Man geht am sichersten, wenn man den innerlichen Gebrauch entweder ganz und gar oder doch wenigstens bey solchen Personen unterläßt, welche aus einer verstärkten Bewegung des Bluts leicht Schaden leiden dürften. Sicherer und gewisser ist der äußerliche Gebrauch des Pulvers, oder abgekochten Trankes von den Blättern wider den bösen Grind, Beinfaß und bößartige, faulende Geschwüre.

Da

Da der Sadebaum die härtesten Winter bey uns im freyen Lande aushält, so bedarf er keiner besondern Wartung. Im Schatten wächst er besser als in der Sonne. Die Vermehrung geschiehet durch Ableger besser, als durch Schnittlinge. Die Beeren werden am besten im Herbste ausgesäet.

Zweytes Kapitel.

Die Pferdezucht.

Der Landwirth im Mittelstande erzieht entweder seine Pferde selbst, oder kaufet sie, und wenn er sie erziehet, so hat er entweder den eigenen Gebrauch oder den Verkauf zur Absicht; und in allen Fällen muß er die Achtung der Pferde nach ihrem Vaterlande, (Race) ingleichen nach ihrer Farbe verstehn, als wornach ihr verschiedentlicher Werth bestimmt wird. Bin ich z. E. Käufer oder Verkäufer eines Pferdes von dieser oder jener Race, so muß ich mehr oder weniger Geld ausgeben oder bekommen, und in Ansehung der Farbe muß ich einen Apfelblauschimmel theurer, als einen Rothschimmel bezahlen oder verkaufen, falls beyde von gleicher Größe und Geschicklichkeit sind. Und wenn man auch kein Landwirth ist, nur Stadtmann, und Reit- oder Kutschpferde hält, so ist man doch gern mit obgedachter Achtung der Race und Farbe bekannt; ja wenn beydes, der Land- und Stadtmann, nur eine einzige Race und Farbe von Pferden hat, so redet er, oder höret

ret er doch gern von ihnen allen reden. Kurz, es sind keine Hausthiere, von welchen wir lieber reden, indem sie uns unter allen die liebsten sind, weil wir bey wenig andern Thieren einen so großen Grad von Gelehrigkeit, Aufmerksamkeit, Eifer, Ehrgeiz und Zuneigung gegen den Menschen finden, als bey dem Pferde. Es ist eins von den Geschöpfen, sagt der Graf Büffon, die sich selbst verleugnen, um blos dem Willen eines Andern gehorsam zu seyn. Beständig folgsam, bey allen Eindrücken, die es von ihm erhält, läuft es bald schnell, bald langsam, bald steht es stille, wie es der Wink seines Herrn zu fordern scheint. Es ist gerade so fühlbar, als man es wünschet, und leistet nicht mehr, als man verlanget. Indem es ohne Ausnahme sich zu allen möglichen Diensten bereit finden läßt, strengt es alle Kräfte zum Dienste seines Herrn an, und überschreitet oft so sehr das Maaß seiner Kräfte, daß es aus allzugrossem Gehorsam zuweilen des Todes ist.

A. Die Verschiedenheit der Pferde nach den Landesarten.

Wir haben nur eine einzige Gattung Pferde in der Welt. Da sich aber diese Thiere in allen Welttheilen häufig ausgebreitet haben, so findet man in Ansehung der Größe, des Wuchses und andrer Eigenschaften mancherley Verschiedenheiten derselben.

1. Die Arabischen Pferde.

Unter allen Pferden in der ganzen Welt behaupten die Arabischen wegen ihrer Schönheit und anderer vorzüglichen Eigenschaften den Rang, und werden am theuersten bezahlet. Es ist aber auch

kein

kein Land in der Welt, wo man so viel Sorgfalt auf die Wartung dieser Thiere wendet, und das Begatten guter Pferde mit schlechten so sehr zu verhindern suchet. Die Araber unterscheiden dreyerley Klassen von Pferden, nämlich die edle, mittlere und schlechte Klasse.

Die Pferde der ersten Klasse, nämlich die edlen Pferde, welche sich von väterlicher und mütterlicher Seite in einer unvermischten und reinen Art erhalten, und sich eines alten Herkommens zu rühmen haben, führen ihr ordentliches Geschlechtsregister, wie bey uns die vornehmsten Familien, und vermöge der von den Arabern gebrauchten Vorsicht, kann man von den Ahnen ihrer Pferde mehr Zuverläßiges wissen, als von den Ahnen unserer vornehmen Mitbürger. Denn die Araber geben nicht nur ihren Pferden gewisse Namen, welche nebst dem Haare und der Zeichnung genau aufgeschrieben werden; sondern sie haben auch die Gewohnheit, keine Stute von der edlen Klasse ohne die Gegenwart eines Secretairs des Emirs oder anderer glaubwürdigen Zeugen belegen zu lassen. Diese müssen hernach ein unterschriebenes und besiegeltes Zeugniß ausstellen, worinnen der Name des Hengsts und der Stute, nebst beyder Ahnenregister, ingleichen der Tag, an welchem die Beschelung geschehen, aufgezeichnet wird. Sobald eine solche edle Stute ein Füllen zur Welt bringt, muß der Secretair des Emirs, oder eine andere in öffentlichen Aemtern stehende Person wieder gegenwärtig seyn, und den Tag der Geburt, den neuen Namen des Füllen und seiner Aeltern aufschreiben. Dieser gerichtliche Schein, wodurch man beweiset, daß es kein untergeschobenes Füllen ist, muß allezeit nebst dem Stammbaume dem Käufer eines solchen Pferdes überant-

wortet werden. Das schlechteste Pferd von dieser Klasse wird selten unter 500, viele aber 1000 bis 1500 Thaler verkauft.

Zur zweyten Klasse rechnen die Araber diejenigen Pferde, welche zwar alte gute Ahnen, aber nicht von beyden Seiten in einer ununterbrochenen Ordnung zählen können, es sey nun, daß entweder einmal ein edler Hengst sich mit einer Stute, die nicht zur ersten Klasse gehöret, oder eine edle Stute sich mit einem gemeinen Hengste begattet habe.

Zur dritten Klasse werden alle diejenigen Pferde gerechnet, die nicht von Familie sind, oder von denen man weder von väterlicher, noch von mütterlicher Seite ein Geschlechtsregister aufweisen kann; daher man sie für sehr geringe Preise zu verkaufen pfleget, gesetzt auch, daß sie sonst keinen Fehler haben, der bey uns die Pferde wohlfeil machet.

2) Die Pferde aus der Barbarey.

Diese Pferde haben gleich den ersten Rang nach den Arabischen, und besonders diejenigen, die man aus dem Königreiche Marokko erhält. Sie sind meistentheils grau und fast eben so schön gebauet, aber nicht so groß und völlig, wie die Arabischen. Der Vorzug beyder Arten besteht in einem dünnen Halse, und einer dünnen, aus dem Vorderrosse zierlich hervorgewachsenen Mähne, in einem schönen kleinen, gemeiniglich etwas krausen Kopfe, in schönen wohlgestalten Ohren, leichten und platten Schultern, in einem dünnen und recht erhabenen Vorderroß, in kurzen und geraden Nieren in Flanken und Ribben, die zwar eine zierliche Rundung, aber doch keinen Bauch bilden, in wohlversteckten Hüften, einem gemei-

meiniglich gedehnten Kreuz und etwas hoch angebrachten Schwanze, in wohlgebildeten, selten platten Oberschenkeln, schönen, wohlgebaueten, unbehaarten Unterschenkeln, in gehörig entblößten Nerven, wohlgemachten Füßen, aber öfters etwas langen Fessel.

3. Die Türkischen Pferde.

Es giebt unter diesem Namen wegen des so weitläuftigen Ottomannischen Reichs sehr verschiedene Racen. Die Pferde aus Thessalien sind die besten, und waren schon zur Zeit der alten Griechen und Römer sehr berühmt. Man rühmet sie wegen ihrer Gelehrigkeit, da sie sich allerley angewöhnen lassen, und dem Menschen sehr zugethan sind. Dies wird aber an ihnen getadelt, daß sie sich nicht kurz wenden lassen, mit einem langen und starren Halse laufen, und hart und langsam aufzuhalten sind. Die harten, steinichten und sumpfichten Wege stehen ihnen nicht an. Die Persianischen Pferde werden auch Türkische genennet, weil sie aus Persien durch die Türkey zu uns kommen. Sie haben alle Tugenden eines Kriegesrosses, sind rasch, freudig, stark, arbeitsam, forne etwas schmal, aber überhaupt sehr lebhaft und flüchtig, hingegen etwas untreu und beißig im Stalle.

4. Die Spanischen Pferde.

Diese Gattung ist unter den Europäischen Pferden die geachtetste. Sie haben gemeiniglich einen langen, starken Hals, dicke Mähnen, einen großen, bisweilen krausen Kopf, lange aber wohlgestaltete Ohren, feurige Augen, eine edle, stolze Miene, breite Brust und fast unbehaarte Füße. Man rühmet überdem

dem noch an ihnen den Muth, Gehorsam und eine geschmeidige Biegsamkeit aller Glieder, weßhalb sie zur Pracht und zur Reitbahn so sehr vorgezogen werden.

5. Die Englischen Pferde.

Man eignet billig den Englischen Pferden, die man gemeinhin Engländer zu nennen pfleget, den zweyten Rang zu. Die schönsten haben in Ansehung der Bildung viel Aehnlichkeit mit den Arabischen und Barbarischen, als von welchen sie auch abstammen, so wie man immer noch fortfähret, die besten Arabischen Hengste von Zeit zu Zeit anzukaufen, als worzu der Engländer freylich das meiste Geld hat. Sonst unterscheiden sich die Englischen Pferde von ihrer Abstammung vorzüglich durch einen größern Kopf und durch etwas längere Ohren. Sie sind stark, muthig und geschickt, die größten Beschwerden zu ertragen. Wegen dieser Eigenschaften und wegen ihrer Geschwindigkeit ziehen sie die Liebhaber der Jagd und des Pferderennens fast allen Pferden vor. Hr. Pennant, Verfasser der Brittischen Zoologie, gedenket eines damals noch wirklich vorhandenen Pferdes, welches in einer Minute einen Raum von 1000 Fuß durchlaufen konnte. Aber nicht nur die Geschwindigkeit empfiehlt diese Pferde, sondern auch der sanfte, sittsame und sichre Gang derselben macht sie, besonders dem Frauenzimmer, zum Reiten vorzüglich werth. Ihr sittsamer und sanfter Gang kann nicht besser gewünschet werden.

6. Die Französischen Pferde.

Von diesen Pferden ist wenig zu sagen, weil man bisher die Pferdezucht zu sehr in Frankreich vernachläßiget hat, daß fast alle Remontepferde für die Reiterey in Deutschland aufgekauft werden müssen.

7. Die Italienischen Pferde.

Unter den Italienischen Pferden stehen die Neapolitaner oben an. Sie haben zwar einen etwas großen Kopf und dicken Hals, sind auch etwas ungelehrig, aber wegen ihres schönen Wuchses und stolzen Ganges sehr geschickt, Paradepferde für Kutschen abzugeben. Ein Pferd, welches den Brand auf der linken Seite hat, kommt aus Calabrien, das auf der rechten Seite aber gebrannte aus Apulien. Die Apulischen Pferde sind sehr groß, und werden Corfieri genannt. Die Genetti del Regno sind mittelmäßige Pferde von Spanischer Race, sind aber etwas stärker als die Spanischen Pferde, die man Genetten nennet, und werden so spät zur Arbeit gebraucht, daß man sie noch im siebenden oder achten Jahre Polledri d. i. Füllen nennet. Die Mantuanischen und Florentinischen Pferde sind sehr gelehrig, gehorsam, schön und zart, und fallen von Türkischen oder Spanischen Beschälern.

8. Die Dänischen Pferde.

Diese haben, gleich den vorhergehenden, selten eine regelmäßige Bildung, da man bey den meisten die Fehler eines dicken Halses, zu großer Schultern und eines allzuschmalen Kreuzes antrifft; doch sind sie wegen

wegen ihrer Stärke und Gelehrigkeit nicht nur zu Gespannen, sondern auch im Kriege vortrefflich zu gebrauchen. Es giebt darunter sehr häufig Schecken und Tiegerpferde.

Die Hollsteinischen Pferde sind unter den Dänischen mit zu verstehen; wenn man sie aber von letztern unterscheidet, so weiß man, daß sie etwas größer, als die Dänischen ausfallen. Die meisten sind Rappen, stark von Knochen und gesund, und die schwere Reiterey der Preußen hat von jeher fast alle Hollsteiner.

9. Die Frießländischen Pferde.

Man nimmt diese Pferde wegen ihrer Größe und Stärke gern zu Kutschpferden. Sie haben einen großen, dicken Körper, einen kurzen Hals, einen großen Kopf, einen breiten Rücken und sehr haarichte Füße.

Oefters werden die Holländischen, Flämischen, Westphälischen und Geldrischen Pferde unter dem Namen der Frießländer mit begriffen, weil sie wenig von einander unterschieden sind. Nur will man von vielen derselben behaupten, daß, wenn sie anfangs unsre harte, frische Wasser trinken, ihnen solches gern in die Füße schlage, daß sie davon flüssig werden, Mauken und Löcher an den Schenkeln und Fesseln bekommen, daher man ihnen anfänglich laulichtes, mit Kleyen vermischtes Wasser geben solle.

10. Die Deutschen Pferde.

Nach Beschaffenheit der deutschen Länder haben wir verschiedene Gattungen, je nachdem die gebrauch-

ten

ten Hengste den Ausschlag geben, als wovon vortreffliche Arten entstehen, und öfters fast besser, als der Stamm im Auslande ist. Diese deutschen Pferde sind feurig, stark und dauerhaft, und unter dem Sattel für Reiter eben so brauchbar, als zum Fahren. Auf der Reitbahn geben sie keiner fremden Art in der Gelehrigkeit nach, und man findet vortreffliche Paradeurs, deren sich Fürsten vorzüglich bedienen können. Diese sind vorzüglich in Hannover, Oldenburg, Meklenburg, Pommern, Brandenburg, Sachsen. Die Hannöverschen und Meklenburgischen, zum Theil auch die Märkischen Pferde werden gern zu Dragonerpferden, wie auch zu Kutsch- und Paradepferden genommen. Die Bremischen Pferde sind weich, matt und platthüfig. Die Pommerschen Pferde sind unter den vorgenannten die kleinsten, aber dafür desto dauerhafter. Die allerkleinsten Pferde in der Churmark aber findet man in dem Teltowschen Kreise bey Berlin. Sie hielten aber in dem siebenjährig Preußisch-Oesterreichischen Kriege so die Probe aus, daß sie unter der Hußarencavallerie es den Ukrainischen oder Tartarischen Pferden bey weitem zuvorthun konnten. Denn als die Pferde letzterer Art zuletzt zu mangeln anfingen, kauften einige Rittmeister der Schlesischen Hußarenregimenter Teltower Bauerpferde, die bisher von den Bauern im Wagen gebraucht worden, zusammen, um nur die Zahl von Pferden bey ihren Schwadronen vollzählig zu bekommen. Sie fanden diese Pferde im ersten halben Jahre weit unter den Ukrainern, aber nach der Zeit so vortrefflich, daß sie es gedachten Ukrainern in der Schnelligkeit des Laufens weit zuvorthun konnten, bey schlechterm Futter sich besser als jene hielten, und überhaupt noch einmal so viel Strapatzen ausstehen konnten. Es fehlt dieser kleinern

nern Art von Pferden nichts weiter, als Tartarische Hengste, um schönere Pferde davon zu bekommen. Man sieht aber aus dieser Erfahrung, daß die deutschen Pferde keine bessere Natur haben können, und ihnen nichts als die äußere Schönheit mangele, welche aber, wie gesagt, durch ausländische Beschäler erhalten werden kann.

Wann wir Böhmen und Mähren noch zu Deutschland rechnen, so muß auch der Pferde dieser Länder hier gedacht werden.

Die Böhmischen Pferde sind zwar nicht klein, man will aber von ihnen behaupten, daß sie leicht an den Augen mangelhaft werden, welches jedoch von Gestüten der Großen dieses Landes eben nicht gesagt werden kann.

Die Mährischen Pferde haben zwar jenen Fehler ihrer Nachbaren nicht, als welcher davon herkommen soll, daß man den jungen Pferden hitzige, harte Körner, als Gerste, Roggen, Erbsen u. s. f. giebt, auch sind die Mährischen Pferde nicht so an den Füßen rauh behangen, als die Böhmischen; es sind aber diejenigen doch vorzuziehen, welche, als Nachbaren von Ungarn die Stuten von Hengsten dieses Landes beziehen lassen.

11. Die Preußischen Pferde.

Unter diesem Namen werden allein die Pferde des Königreichs Preußen verstanden, so daß die Pferde der Preußischen Länder in Deutschland hievon ganz ausgeschlossen sind. Diese Preußischen Pferde sind in den Königlichen und andern Stutereyen des Landes von Spanischen und Türkischen Hengsten, und

so

so schön gebauet, als man es sich nur wünschen kann. Der König von Preußen gebraucht sich keiner andern Kutschpferde zu Hause und auf seinen Reisen im Lande, als dieser, und von dem König Ludwig dem 15ten in Frankreich ist es bekannt, daß er sich der Preußischen Pferde vor der Carosse am liebsten bedienet habe. Die meisten sind von brauner Farbe, muthig, rasch, stolz und sehr dauerhaft. Die Commandeurs der Preußischen Regimenter haben sie gern zu ihren Reitpferden. Denn kömmt irgends einer Art von Pferden dasjenige zu, was der Graf von Büffon überhaupt von ihnen rühmet, so muß man solches den Preußischen Pferden nachsagen; eine Ursach, weßhalb sie von Helden in Schlachten so sehr geliebet werden. Vorgedachter Naturforscher rühmet aber das Pferd mit folgenden Worten: dies stolze und flüchtige Thier ist willig, sowohl die Beschwerden und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs mit dem Reiter zu theilen. So unerschrocken, als der Held, den es trägt, sieht es die Gefahr, und trotzet ihr. Es stürzet sich mitten in das Geräusch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran, und belebt sich mit eben dem Feuer, welches in der Seele seines heldenmüthigen Herrn auflodert. Sein Ansehen ist glänzend, und seine Augen funkeln. —

12. Die Ungarischen Pferde.

Es ist bekannt, daß diese Pferde der Hußarencavallerie der Ungarn vortreffliche Läufer und sehr dauerhaftig sind.

Die Siebenbürger haben stärkere Schenkel, dauren sehr wohl und sind gut in gebirgischen, harten und steinichten Gegenden zum Reiten.

Die **Moldauer** sind mehrentheils klein, doch wohl gesetzt, haben starke haarichte Füße; insgemein sind sie hellbraun, und können starke Strapazen ausstehen.

13. Die Polnischen Pferde.

Es sind diese Pferde schnell auf den Füßen, und fallen meistens nach dem Hinterleibe zu schmäler aus, als alle übrige Racen. Im Wagen sind sie sehr arbeitsam, bekommen aber eher einen krummen, hohen Rücken als andere Pferde, wenn sie zu früh angespannet oder mit der Last zu sehr beschweret werden.

Die **Podolischen und Ukrainischen** Pferde sehen geschickter, als die vorhergehenden aus. Die Preußische Hußarencavallerie hat meistens keine andere, als diese. Einige haben so harte Hüfe, daß sie des Beschlagens nicht bedürfen. Die **Tartarischen** Pferde werden unter dem Namen der Ukrainer gemeiniglich mit verstanden.

Die **Litthauischen** Pferde theilet man in **kleine und große Litthauer**. Diese letztern sind sehr schnelle Pferde, und unter den sogenannten Ulahnenregimentern gebräuchlich, auch meistens größer als die Ungarischen Pferde, mit welchen sie die meisten guten Eigenschaften gemein haben. Die **kleinen** Litthauer sind wenig größer, als unsere Steinesel. Sie sind auch in Deutschland für Körper, Frauenzimmer und nicht allzu schwere Kinder beliebt. Sie werden sehr alt, und ich kenne einen bey meinen Verwandten, der über 24 Jahr alt ist, und des Tages noch 8 bis 12 Meilen laufen muß. Er ward aber in der Jugend nicht sehr angegriffen, weil er nur täglich einen Jüngling vom Lande in die Stadt zur Schule eine ½ Meile weit hin und her zu tragen hatte.

B. Die

B. Die Verschiedenheit der Pferde nach ihren Farben.

Wir haben 4 Hauptfarben der Pferde, die schwarze, braune, die Fuchsfarbe und die weiße. Aus diesen 4 Hauptfarben und deren stärkern oder geringern Vermischung oder Schattirung entstehen die andern alle.

1. Die schwarze Farbe.

Man theilet die Rappen oder schwarzen Pferde in die Kohlschwarzen, Lichtschwarzen, und in die Aschen- oder Mausfarbe. Man pflegt aber auch wohl die kohlschwarzen Pferde nur schlechthin Rappen zu nennen. Diese haben eine harte und überaus dauerhafte Natur, werden aber eher böse und kollerisch als die Pferde von andern Farben, wenn sie sehr melancholischer Complexion sind. Ein Rappe, dessen Auge schön hell und castanienbraun, ist viel weniger scheu, als ein Rappe mit dunkeln und schwarzen Augen. Das mehr scheue Wesen der Rappen rühret daher, daß ihre Augen kurzsichtiger sind, als die der andern Farben. Hat ein Rappe aber über den vorbemeldten dunkeln und schwarzen Augen noch darzu einen braunen Ring um den Augapfel, so schließet man gern auf ein scheues Pferd, und überdem noch auf ein solches, das bald an den Augen schadhaft werden kann. Die Spanier halten auf einen Rappen, ohne ein weißes Zeichen, sehr viel. Die Franzosen hingegen achten mehr auf wohlgezeichnete schwarze Pferde. Die Italiener sagen: Caval morello, o tutto buono, o tutto fello: Ein Rappe ist entweder äußerst gut, oder gar nichts nütze.

Die lichtfarbenen Pferde haben mit den vorhergehenden fast gleiche Eigenschaften, doch sind die ganz schwarzen besser, als diese.

Die Mausegrauen werden weniger geachtet, weil sie matt und scheu sind, nicht gern ins Wasser gehen, und sich vor dem geringsten Graben, besonders wenn sie Reitpferde sind, und ohne Gesellschaft vor sich allein gehen sollen, scheuen.

Wenn man nicht selbst Pferde ziehet, und immer ohne sonderliche Kosten kaufen will, muß man sich an die schwarzen allein halten, weil solche unter den Deutschen, Dänischen und Frießländischen Pferden am häufigsten gefunden werden, dagegen man die andern Farben seltner findet, und solche immer theurer bezahlen muß; besonders wenn eines im Gespanne abgehet, und man nicht immer sogleich ein passendes vorfindet. Sobald dieses der Roßtäuscher merket, hält er das gesuchte Pferd einer andern Farbe immer einige Pistolen theurer.

Schwarze Zugpferde nimmt man entweder ohne ein weißes Abzeichen, oder solche, die einerley Bläßen, oder einerley weiße Hinterfüße haben. Letztere werden am liebsten, auch sogar, wenn sie einen weißen Forderfuß haben, zu Reitpferden gewählet. Man pflegt solche Rappen, sie haben beyde, oder nur einen weißen Forder- oder Hinterfuß, schlechthin Weißfüße zu nennen. Nur zu Kutschpferden nimmt man lieber Weißfüße, die an den hintern Füßen weiß sind, es sey nur an dem einen oder allen beyden. Ist nur der eine Hinterfuß weiß, etwa nur der rechte, so wird ein anderes oder mehrere gesuchet, die an eben dem Fuße gleich gezeichnet sind, dergleichen auch nicht schwer auf den Roßmärkten zu finden sind.

Mit

Mit den blässichten Rappen hält man es eben so, daß man gleich bey gleich vor der Kutsche zusammenbringet. Man pfleget dergleichen Rappen gemeiniglich auch schlechthin **Blässen** zu nennen, und sagt, der Rappe ist ein **Bläß**, oder **Blässe**.

Eine **Blässe** ist das weiße Zeichen, welches mitten an der Stirne eines schwarzen, auch braunen oder andern dunkelbraunen Pferdes sich befindet. Ist dieses Zeichen ein weißer, runder Fleck, welcher auf der Stirn etwas herausgeht, so nennet man es einen **Stern**, oder ein **Sternchen**. Ist solcher Fleck aber nicht mehr rund, sondern erstrecket sich in die Länge, und geht ganz am Kopfe herunter, wird er eine **Blässe**, **Blässer**, oder eine **Blasse** genennet.

Die Pferdeliebhaber sind darüber eins, daß die blässichten Rappen nebst den Weißfüßen den Vorzug vor denen haben sollen, die es nicht sind, weil jene eben nicht einer melancholischen Complexion sind, und in der Munterkeit sich mehr hervorthun. So viel ist gewiß, daß die blässichten Rappen weit weniger Augenschäden unterworfen, auch weniger scheu sind, indem ihre Augen weiter sehen.

Man hat aber auch sich darüber vereiniget, eine gewisse Art von Blässen für schön zu halten, andere aber nicht, so daß die von der letztern Art weit niedriger im Preise auf den Roßmärkten gehalten werden, und gar sehr dem Tadel unterworfen sind. Man hat also **schöne** und **häßliche Blässen**.

1) Blässen, die von der Stirn an ganz breit bis zu den Augen, und fast über die Nase weglaufen, sind häßlich. 2) Gehen einige von der Stirn bis zur Nase, hören daselbst auf, und fangen kurz darauf wieder an, so lassen sie auch nicht schön. 3) Sind

einige, welche von der Stirn an ganz breit, und bis auf die Nase in eine Linie schmahl zulaufen; solche lassen nicht übel. 4) Laufen wiederum einige von der Stirne an, bis zum Ende der Nase, ganz schmahl herunter, welche auch nicht unansehnlich sind. 5) Findet man welche, so aber aus einem Sterne bestehen; auf der Nase aber kommt wieder ein gewisser Fleck hervor; solche gehen auch noch mit. Ueberhaupt wird für eine schöne Blässe gehalten, wenn sie nicht breit, sondern schmahl und gerade ist, als wenn sie mit einem Lineal gezogen wäre, die von oben herabgeht, und eine gute Queerhand über der Nase aufhöret. Hat ein Pferd, welches dergleichen Stern oder Blässe vor der Stirn hat, hinten 2 weiße Füße, so setzen einige einen großen Werth darauf.

Es ist vorhin gesagt worden, daß die Blässen nicht nur an den Rappen, sondern auch an andern dunkeln Farben, besonders den kastanienbraunen Pferden geschätzet werden. In Ansehung der Reitpferde aber läßt man auch die größten und irregulairsten Blässen passiren, wie man besonders an den Engländern öfters dergleichen siehet. Nur in Ansehung der Kutschpferde ist man mehr eigen, und sieht bey ihnen auf schöne und sich gleiche Blässen. Sind solche in Ansehung der obbeschriebenen schönen Form, zu groß, und den meisten Theil der Stirn bedeckend, so pflegt man dergleichen auch wohl Laternen zu nennen, weil dergleichen große Blässen in der Finsterniß und Ferne sehr hervorleuchtend sind. Man pflegt daher von einem schönen Rappen oder kastanienbraunen Pferde zu sagen: es hätte keinen Fehler, wenn es die Laterne nicht hätte.

Hält man aber so viel auf schöne Blässen bey dunkeln Farben, so nehmen die Pferdehändler die

Kunst

Kunst zu Hülfe, um ungezeichneten Pferden das zu geben, was ihnen die Natur versagt hat. Man schlitzet nämlich den Pferden die Stirne auf, nach der Länge, und so groß, als das Zeichen oder die Bläßen seyn soll, hebet alsdann die Haut mit einem subtilen Instrumente auf, und leget ein dünngeschlagenes Bley darein, so groß als der Stern seyn soll, läßt es 2 oder 3 Tage liegen, nimmt es hernach heraus, und drückt die Haut mit der Hand wieder hinan, so wird das alte Haar ausfallen und weißes wachsen. Dergleichen künstliche Sterne oder Bläßen aber haben eine so weiße Haare, als die natürlichen, und bleiben in der Mitte mehrentheils ganz kahl.

2. Die braune Farbe.

Die zwote Hauptfarbe ist die braune. Die Pferde dieser Farbe sind dauerhaft, beherzt und freudig. An Geschwindigkeit thut es ihnen keine Farbe zuvor, so wie sie zu allen Pferdeschulen vorzüglich fähig sind. Man theilet die braune Farbe in die lichtbraune und dunkelbraune.

Die lichtbraune Farbe wird wieder abgetheilet 1) in die weiße und große Abzeichnungen; 2) in die zobelhärige; 3) in die rechte lichtbraune. Die besten Farben sind die, welche auf Dunkel fallen, die schlechtesten aber, die sich auf die Bleiche neigen.

a) Die Licht- und Goldbraunen (Hellbraunen,) sind die hurtigsten Pferde, sonderlich aber sind sie hitzig, rasch, falsch und ungetreu, aber dauerhaft, je mehr die Farbe auf Kuhhaare zielet. Von der edelsten Natur sind sie, wenn sie einen kohlschwarzen Schweif, schwarze Mähne und dergleichen Extremitäten haben.

b) Die rechtfarbigen sind sehr munter und dauerhaft, wenn sie mit schwarzen Flammen angestreuet sind; dabey schön. Ohne Zeichnung werden sie für faul gehalten.

Die dunkelbraune Farbe läßt sich abtheilen, 1) in die schwarzbraune; 2) in die recht dunkelbraune; 3) in die kirschbraune; 4) in die kastanienbraune. Noch bemerket man bey den dunkelbraunen Pferden einen zwiefachen Unterschied.

a) Die gespiegelten Braunen, wie die Apfelgrauen, so daß man die Spiegel aus der andern Farbe, die etwas dunkler ist, unterschiedlich erkennen kann, sonderlich wenn das Pferd gut bey Leibe ist.

b) Den andern Unterschied machen diejenigen aus, welche um die Schenkel, hinten beym Geschröte, an den fördern Füßen, auch in den Flanken, und um das Maul und die Augen lichtbraun sind. Man hält solche für gute Pferde, diejenigen aber, welche an den vorbemerkten Stellen fahlicht sehen, werden gemeiniglich für faule und matte Pferde gehalten.

a) Die schwarzbraunen Pferde sind von solcher Farbe, daß man sie nicht wohl vor den Rappen erkennen kann; allein an den obbenannten äußern Theilen sind sie ein wenig lichtbraun oder fahlicht. Sie sind gemeiniglich schön, die dunkeln die besten, mehrentheils hitzig oder cholerisch.

b) Die kastanienbraunen, welche die Farbe der völlig reifen Kastanien, ihrer Schalen nämlich, haben, werden unter allen braunen für die besten gehalten. Sie waren bey den alten

Römern

Römern nebst den blauen Apfelschimmeln in größtem Ansehen, wie Virgil davon sagt: Honesti spadices glaucique. —

3. Die Fuchsfarbe.

Die Füchse sind meistentheils hitzig, begierig, freudig, aber dabey auch zornig und ungeduldig. In Ansehung der letztern Eigenschaft soll ihre Unterweisung auf der Reitschule behutsam angestellet werden, wenn sie nicht über den Haufen geworfen werden sollen. Ueberhaupt werden die Füchse geschätzet, nachdem die Farbe viel ins Dunkle fällt, auch eine feine weiße Zeichnung vor dem Kopfe und an den Füßen hinzukommt. Wir theilen die Füchse ein in die rechten Füchse, Schweiß- oder Dunkelfüchse, Rothfüchse und lichte Füchse.

a) Die rechten Füchse, Rechtfüchse, Bauernfüchse. Den letzten Namen führen sie, weil sie unter den Bauern sehr gemein sind, und daher auch die Bauernart genennet werden. Sie sind gar hitzig und freudig, aber nur auf eine kurze Zeit.

b) Die Schweiß- Dunkel- auch Kupferfüchse. Bey diesen ist die Regel: Je dunkler der Fuchs, desto besser, besonders wenn Schweif und Mähne völlig weiß und rein sind. Man hat übrigens die Schweißfüchse von allerley Schattirung, bald lichter, bald dunkler, und sie sollen oft ungetreu seyn.

c) Die Rothfüchse haben ein schönes Ansehen, und sind rar. Ihre Farbe siehet schier, als wenn man einen Lichtfuchs mit einer Türkischen rothen Farbe, die wohl aufs Gelbe zielet, gefärbet hätte.

d) Die **Lichtfüchse** haben theils einen weißen Schopf, Schwanz und Mähne, aber in Ansehung des übrigen Theils sind sie roth, theils aber sind sie lichter; etliche dunkelroth. Man will sie für verzagt und weichlich halten.

Diesen Füchsen wollen wir noch die **Gelben** beyfügen;

a) **Gelbe Pferde** mit schwarzen Extremitäten, und mit einem schwarzen Strich längst dem Rücken werden hoch geachtet, nachdem die Farbe recht ins Goldgelbe zielet. Sie sind gemeiniglich rasch und flüchtig.

b) **Gelbe Pferde**, ohne solche Extremitäten und Strich über den Rücken, werden zwar für träge, aber doch zähe gehalten.

4. Die weiße Farbe.

Man will die Pferde dieser Art, die man überhaupt **Schimmel** nennet, für die weichlichsten erklären. Da aber die **Schimmel** in verschiedene Klassen eingetheilet werden, so finden dabey große Ausnahmen statt. Man könnte sie überhaupt in 3 Klassen bringen, in die ganz weißen, Grauschimmel und Apfelschimmel, die beyden letztern aber spielen sehr in einander, daher wir die vornehmsten Arten hinter einander hersetzen:

a) **Schneeweiße Pferde** sind die raresten, sonderlich wenn sie rothe Mähnen und Schweife, auch schwarze Augen und ein schwarzes Geschröte haben. Sie gehören unter die Prachtpferde.

b) **Milch- oder Perlfarbene** sind in hohem Werthe, je nachdem ihre Mähnen und

Schweif

Schweif rein und unvermischt goldgelb sind, und dabey ins Röthliche zielen. Sie werden für sehr getreu, aber auch für weichlich gehalten. Die dieser Art besonders eigenen weißen Glasaugen, kleiden sie überaus wohl, da dergleichen sonst bey dunkeln Augen scheußlich aussehen.

c) **Mausfalbe mit schwarzen Mähnen und Schweif**, und dergleichen Strich längst dem Rücken sind sehr rar. Eine hellfarbene Art davon ist nur schlecht.

d) **Blaue Apfelschimmel** sind sehr prächtig, fangen aber mit dem fünften Jahre schon an weiß zu werden.

e) **Rothe Apfelschimmel** werden überaus geschätzet, sie sind aber äußerst selten.

f) **Blauschimmel** verändern ihre Farbe gar nicht im Alter, nur daß sie im Winter schmutzigweiß, in den Sommermonathen aber schön und glänzend aussehen. Haben diese Blauschimmel einen schwarzen Kopf, schwarzen Schweif, Mähnen und Beine, so stehen sie in Achtung, und heißen **Mohrenköpfe**.

g) **Grauschimmel** sind stickelhärig mit Schwarz und Weiß, und werden geachtet, weil sie unter allen Schimmeln die härteste Natur haben. Es giebt eine sehr schöne Art mit schwarzen Extremitäten und lichter Mischung der Hauptfarbe mit vielem Weiß.

h) Die **Rothschimmel** sind nicht rar, sie sind dauerhaft, zuweilen aber nicht ohne Tücke.

i) **Fliegenschimmel** sind zweyerley. Die einen sind mit rothen oder braunen, die andern aber mit

mit schwarzen Tüpfelein besprenget, wovon die erstern schöner, die letztern aber für besserer Natur gehalten werden.

k) Die Schwarzschimmel werden bald lichter bald heller gefunden, und stehen nicht in sonderlicher Hochachtung, ob man schon dauerhafte Pferde darunter findet.

l) Schecken. Von diesen merket man an: je dunkler an ihnen die Farben, desto bessere Eigenschaften haben sie. Die mit rothen oder mit schwarzen Flecken werden geachtet, wenn sie wohl gezeichnet sind, sonderlich wenn der Kopf dunkel oder roth ist. Die Tiegerschecken sind kostbar und selten, mit kleinen schwarzen Flecken gleicher Größe, und die mit solchen rothen oder vielmehr braunen Flecken.

m) Porcelainfarbene Pferde, mit rother oder auch blauer Mischung, gehören für große Herren. Sie werden auch unter den Senner Wildfängen angetroffen, die fast stets ihr wildes Wesen an sich behalten, aber im größten Alter noch immer schön bleiben.

n) Falkenfärbige Pferde sind neu und beliebt, aber zur Zeit noch sehr selten.

In Ansehung aller vermengten Farben nimmt man noch die allgemeine Regel an: welche Farbe vor der andern an den Pferden herrschet, dieser Art und Complexion sind sie auch zugethan.

C. Regeln beym Kauf und Tausch der Pferde.

Wenn man nicht selbst Pferde ziehet, so kauft man selbige entweder auf den Roß- oder Pferdemärkten, oder aus dem Stalle. Letzteres heißt so viel, in

in Dörfern oder in Stutereyen Pferde einkaufen. Zuweilen tauschet man auch auf den Pferdemärkten Pferd gegen Pferd, und muß entweder was zugeben, welches der gemeinste Fall ist; oder man bekömmt mit dem ausgetauschten Pferde noch Geld dazu. In Niedersachsen haben daher die Pferdehändler keinen andern Namen, als Roßtäuscher. Man muß aber wissen, daß beym Tauschen gemeiniglich der Vortheil auf Seiten der Roßkämmer oder Pferdehändler sich befindet, indem sie gemeiniglich von der Begierde des Besitzers eines Pferdes, solches gegen ein anderes los zu werden, gar meisterlich zu profitiren wissen.

Der Pferdekauf oder **Werth** der Pferde richtet sich 1) nach dem Alter; 2) nach der Stärke, 3) oder vielmehr nach dem Geschick; auch 4) dem Ansehen und Farbe; oder auch 5) nach andern Umständen, z. B. wenn das Pferd etwa sehr abgetrieben, Schäden oder sonstige größere oder geringere Mängel an sich hat. Auch die Zeit hat Einfluß auf den Werth der Thiere. Vor Winters kann man allerley Hausthiere, also auch die Pferde, ziemlich wohlfeiler, als nach dem Winter haben. In militairischen und ihnen angränzenden Reichen, pflegen die Pferde gleich um ein Viertheil wenigstens aufzuschlagen, sobald ein Krieg vor der Thür ist, und eben so sehr fällt der Preis, wenn der Krieg zu Ende ist, weil sodann keine Rationen auf die Pferde mehr denjenigen zum Militair gehörigen Personen gereichet werden, welche in Friedenszeiten keine Dienst- oder Pack- Zug- und Sattelpferde halten dürfen.

a. Das Alter der Pferde.

Wer Geld hat, muß solches lieber an junge, als alte Pferde wenden, weil man schlechte Hoffnung hat, daß alte Pferde das angewandte Kapital nebst der Zinse und Unkosten wieder einbringen werden. Denn, wenn man sich nicht zu der Klasse derjenigen rechnen kann, welche Pferde bloß zum Vergnügen allein, oder zur Pracht (zum Staat) halten können und wollen, so gebietet uns eine wohlverstandene Oekonomie, die Pferde so zu nutzen, daß sie 1) das Futter und andere Kosten bezahlen, 2) das Kaufgeld verzinsen; und weil das Kapital mit den Pferden dahin fällt, so muß überdem noch das Kapital mit ihnen erworben werden. Wenn es glücklich geht und das Pferd gut einschlägt, kann man über die Unkosten sein Geld mehr als doppelt wieder bekommen; gehts aber schlecht, so daß unter 2 bis 3 Pferden keines einschlägt, so muß man Schaden und Zubuße tragen. Abgenutzte, alte Pferde also, welche nicht gleich den übrigen Thieren im Alter eben so gut, als wenn sie jung sind, verkauft oder abgeschlachtet werden können, muß man sich nie, wenn nicht besondere Umstände eintreten, auf den Hals schlagen.

Das Alter der Pferde zu erkennen, hat man kein sicherer Mittel als die Zähne, welche man also unterscheidet: 1) die vördersten, nämlich 6 unten und eben so viel oben; 2) die Hacken oder Hundszähne, an jeder Seite, oben und unten, einen; 3) die Mahl- oder Backenzähne. Das Füllen, welches mit den 12 vördern Zähnen gebohren wird, behält solche nicht, sondern es verwechselt sie in gewissen Perioden mit andern, welche die gewissen Anzeigen des Alters abgeben. In dieser Absicht sagt man, das Pferd hat noch nicht geschoben; (die Zähne abgewechselt;)

es

es fängt an zu schieben; es hat abgeschoben, d. i. es hat nun alle alte Vorderzähne abgeworfen, und hat statt der ehmaligen 12 Füllenzähne, nunmehr alle seine 12 Vorderzähne, die es nun nicht weiter mit neuen verwechselt.

Wenn das Pferd drey Jahr alt, und zuweilen noch etwas darunter ist, (denn einige fangen schon an zu schieben, wenn sie 2½ Jahr alt sind,) so fallen ihm die mittelsten vordern Zähne, nämlich 2 unten und 2 oben aus; wenn es vier Jahr alt wird, so schiebet es wieder eben so viel unten und oben. Betriegliche Roßtäuscher schlagen oft den Pferden die Zähne aus, die noch nicht geschoben haben, um sie für älter auszugeben, als sie sind. Im fünften Jahre verliert das Pferd die äußersten, oder die so genannten Eckzähne, so daß nun alle Milchzähne weg sind. Auf die Hacken darf man sich so genau nicht verlassen, weil sie bey manchen Pferden früher, bey andern später hervorkommen. Die wenigsten Stuten oder Mutterpferde bekommen dergleichen. In den wiederum gewachsenen Zähnen sind tiefe Grüblein mit schwarzen Punkten, welche sie bis in das achte oder neunte Jahr behalten. Dieses Grüblein ist anfangs so tief, daß man fast ein Wickenkorn hineinlegen könnte, und wächset nach und nach, in der Ordnung, wie die Zähne, nach einander aus, daß sie oben gleich werden, und nur noch ein brauner Fleck zu sehen ist. Dieser braune Fleck verlöschet nun gleichfalls nach und nach in eben der Ordnung, wie die jungen Zähne abgeschoben werden, nämlich in den mittelsten zuerst, sodann in den beyden nächsten, und sodann in den Eckzähnen. Sie werden also zuletzt oben ganz weiß, und man hat sodann keine Kennung, wie man im gemeinen Leben

zu

zu sagen pflegt, nach dem achten oder neunten Jahr mehr an den Zähnen.

Von nun an geht es mit der Angabe des Alters sehr aufs Ungewisse, indessen bemerket man noch Folgendes: im zwölften Jahre sollen die Pferde eine ungewöhnliche Schärfe an den Zähnen haben. Nach dem siebenzehnten Jahre pflegen die Pferde Gruben an den Schläfen zu bekommen; die Augenbraunen werden grau, die Stirne siehet traurig, der Hals hänget, die Augen starren, es kommen Runzeln an den Lefzen. Die dunkelbraunen Pferde werden gräulich, so wie die Rappen, einige früher, einige später, um den Kopf eben so werden; die apfelgrauen aber weiß. Ueber dieses ändert sich auch die Gestalt der Zähne. Sehr lange Zähne verrathen ein hohes Alter, und wenn sie von dem zehnten Jahre an beginnen immer gelber zu werden, so werden sie im höchsten Alter desto weißer, das Zahnfleisch aber tritt immer mehr zurück.

Auf diese Frage: wie lange kann ein Pferd dienen? läßt sich nicht so geradezu antworten. Je mehr es in der Jugend geschonet, und je später es mit starker Arbeit im Zuge oder Reiten angegriffen worden, desto länger kann es dienen. Wer also seine eigene Pferde sich erziehet; muß sich diese Hauptregel bemerken, wenn er solche noch in einem Alter von 24 Jahren brauchbar haben will. Er kann sie im dritten Jahre schon zur Arbeit angewöhnen, aber es muß damit bis zum sechsten Jahre hin gleichsam nur noch Spielwerk seyn. Hierbey wird aber vorausgesetzet, daß man keine ungetreuen Knechte oder Kutscher habe, und daß die Pferde nach dem sechsten Jahre nicht durch unmäßige Anstrengung in der Arbeit vor der Zeit untüchtig gemacht, oder in der Pfle-

ge verwahrloset werden. Nach unsrer fast allgemeinen Weise aber, da wir die Pferde schon im dritten Jahre ohne Schonung arbeiten lassen, müssen sie bereits im funfzehnten Jahre unbrauchbare Mähren seyn.

Man darf nicht denken, daß die Angabe von 24 Jahren übertrieben, oder solche nur auf Hörensagen angenommen worden sey. Man weiß es bey mir in der ganzen Nachbarschaft, daß ich im Herbste 1785 ein Pferd von 27 Jahren verkaufen müssen, weil es über alle Zäune, Schläge und Gräben hinwegsetzte, und die übrigen Weidepferde zum Schadenthun in den Fruchtfeldern mit verleitete. Dies kam nun daher, daß das Pferd, da es zum Reiten bestimmt war, vor dem sechsten Jahre nicht oft unter den Sattel kam, nachgehends aber, weil es zu hartmäulich war, als Wagenpferd gebraucht ward.

Das allerhöchste Alter eines Pferdes kann, wenn es, wie vorbesaget worden, einer guten Jugend genossen, an 40 bis 50 Jahre reichen. In der allgemeinen Haushaltungs- und Landwissenschaft von einer ökon. Gesellsch. in England lieset man folgendes: Dr. Plat gedenket in seiner Geschichte von Oxford K. VII. S. 37. dreyer Pferde, die er in dieser Grafschaft gesehen hat, und die gegen 40 Jahr alt waren; und der verstorbene Herzog von Montague hatte eines, von welchem man zuverläßig erzählte, daß es nicht weniger als 50 Jahr alt. In hiesiger Nachbarschaft unterhielt der vor einiger Zeit verstorbene Präsident von Ribbeck zu Kroppstädt, ohnweit Wittenberg, gleichfalls 2 Pferde, die über 40 Jahr alt waren, und ließ sie mit Kleyen und geschrotenem Korne füttern, damit das Futter ihren Zähnen nicht zu hart seyn möchte. Sie hielten sich hiebey sehr gut, und sahen ganz unverfallen aus.

Ist oben die Regel gegeben worden, lieber junge, als alte Pferde zu kaufen, so können nach Beschaffenheit der Arbeit, worzu man sie brauchen will, noch Ausnahmen statt finden. Es können Arbeiten seyn, bey welchen die Pferde vor dem sechsten Jahre nicht ausdauern. Ein vor kurzem verstorbener Postmeister verlohr in den ersten Jahren seines Dienstes, wobey er an die 16 Pferde gemeiniglich unterhielt, Jahr für Jahr seine besten Pferde, bis er merkte, daß junge Pferde (die Jugend der Pferde geht bis zu Ende des fünften Jahres,) im Postwagen noch zu weichlich seyn. Sein Pferdeverlust endigte sich gleich, als er anfing keine andere Pferde, denn solche, die sechs- bis achtjährig waren, einzukaufen. Es können in der Landwirthschaft ebenfalls anhaltende Pferdearbeiten, z. B. Bau-Holz-Erdverbesserungsfuhren u. dergl. obwalten, bey welchen junge Pferde nicht aushalten können. In Kriegszeiten ist es eben so, da keine Pferde unter 6 Jahren bey der Artillerie und Bagage oder als Packpferd lange Dauer haben können.

b. Ein schönes Pferd.

Pferdekenner sind über dem, was zur Schönheit eines Pferdes gehöret, von jeher einig gewesen. Auf die mehrere oder mindere Schönheit des Pferdes beruhet nächst dem Alter sein Werth. Man muß sie daher nach allen Theilen des Pferdes kennen, weil die gute Bildung derselben, wenn sie in einem wohlgeordneten Ebenmaaße zusammenstimmen, nicht nur dem Auge gefällt, sondern auch das Vorurtheil erreget, daß das so wohlgebildete Pferd zu den verlangten Geschäften vorzüglich geschickt seyn werde. Immittelst muß man Grade der Pferdeschönheit annehmen.

men. Im höhern Grade muß sie das Reit- oder Paradepferd, im geringern das Kutschpferd, und noch geringerm das Arbeits- oder schlechthin das sogenannte Wagenpferd haben. Da die einzelnen Theile des Pferdes ihre gute Bildung haben müssen, und aus ihnen zusammengenommen in Uebereinstimmung die Schönheit entsteht, so wollen wir die Pferdeschönheit nach der Ordnung der drey Haupttheile, des Kopfes, des Leibes, und der Füße beschreiben.

aa. Der Kopf des Pferdes.

Der Kopf muß klein oder fein und dürre seyn, so daß man gleichsam die Adern und Beine daran sehen und zählen kann.

Die Stirn erhaben (Rammskopf, wohlgeramset, wie ihn ein Spanischer Schafbock, oder sogenannter Ramm hat.) Kömmt eine gute Zeichnung (Stern oder Blässe) bey der dunkeln Farbe hinzu, so ist es desto besser.

Das Nasebein krumm und schmal, dürr und rund; die Naselöcher weit und wohlgeöffnet, als welches nicht nur schön aussiehet, sondern auch das Athemholen erleichtert.

Ein weder allzugroßes noch allzukleines Maul, dünne, geschlossene, oder gleich zusammengeschlossene Lefzen, kleine Zunge, und magere Rachen, sind nicht nur schön, sondern machen auch, daß das Pferd den Kopf nicht niederhängend tragen darf, welches geschehen muß, wenn vorgedachte Theile groß und fleischicht, und daher wegen ihrer Schwere niederdrückend sind.

Mittelmäßig große, einfärbigte, ein wenig hervorstechende, helle, klare, freudige und nicht falsche Augen.

Magere, dünne, aber weite Kinnbacken vermindern gar nicht die Schönheit des Kopfes, und verstatten dabey dem Schlunde und der Luftröhre Raum genug, daß ihm das Schlucken und Athemhohlen nicht beschweret wird.

Die Ohren sollen spitzig, eng, und nicht allzulang und gerade aufgehend, dabey aber gelenksam, wechselnd und von schneller Bewegung seyn.

Der Hals muß sich von den dünnen Schultern, wenn man besonders aufs Reitpferd siehet, in einer halben zirkelmäßigen Figur erheben, weil sich daraus auf einen leichten Gang schließen läßt. Oben am Kopfe muß er dünne, und unten gegen die Brust zunehmend dicke seyn. Der Mähnenkamm muß daher ferner gewölbet seyn.

Die Mähne, die dick und hart anzufühlen ist, und sich von Natur wellenförmig leget, zieret nicht nur den Hals, sondern zeiget auch ein starkes, gesundes und edles Thier an, ob schon letzteres sich eher bey einem Hengste, als einer Stute zeiget.

b b. Der Leib.

Eine breite und erhabene Brust nebst dünnen und magern Schulterblättern stehen schön, und verhindern das öftere Bugverrenken. Ein Pferd mit dicken Schultern und einer breiten Brust, die fleischigt ist, und etwas vorhängt, schickt sich besser zum Wagen- als Reitpferde, weil es hiemit große

Stärke

Stärke andeutet, so wie das mit dünnen Schultern und einer ebenen Brust sich besser zum Sattel schicket.

Ein gestreckter und gerader, oder wenigstens nur sanft eingehender Rückgrad, der nicht krumm über sich gebogen, aber auch nicht merklich tief eingesenkt ist, ziert das Pferd. Hiebey muß der Rücken fürs Reitpferd besonders breit seyn. Denn wenn er schmal ist, wird der Sattel das Pferd immer drücken und wund machen.

Die Rippen müssen wohl auswärts gebogen seyn. Flache Rippen pressen die Lunge zusammen, und erschweren das Athemholen. Ein Pferd, welches dergleichen convexe oder gewölbte Rippen hat, nennet man wohl abgeribbt.

So schön ein runder, nicht zu dicker, noch zu dünner Leib läßt, so häßlich ist der so genannte Kuhbauch, d. i. ein herabhängender Bauch, wie er bey Kühen und tragenden Stuten ist; auch lassen sich dergleichen kuhbäuchigte Pferde nicht unter dem Sattel gebrauchen.

Das Kreuz ist der auf dem Rücken folgende Theil, welches breit, ohne übermäßig hervorstehenden Hüftknochen seyn, und mit der Schulter in horizontaler Linie stehen soll.

Die Lenden müssen gerade, aufrecht, stark und kurz und überhaupt zwischen den Hüftbeinen so voll seyn, daß dazwischen nicht über 4 Finger breit Platz ist.

Der Schweif muß weder zu hoch, noch zu niedrig angesetzt, voll oder dick, und von der Wurzel an bis auf die Erde mit langen Haaren wohl besetzt seyn.

cc. Die Füße.

Die Schenkel überhaupt müssen nicht länger, als der Leib hoch, dabey dürre, fein oder dünne, und ohne lange oder zotige Haare, die Vorderschenkel rund, wohl gewachsen, und die Knie nicht gebrochen noch gebogen, die Hinterschenkel aber rund, fleischicht, spannaderigt und ohne Geschwulst, die Flechsen zwischen Knie und Fesseln flach und breit, die Spannadern etwas von dem Beine befreyt, die Fessel oder Röthe (das äußerste Glied an den Füßen; dessen Hintertheil,) an und vor sich selbst gerade und kurz seyn, weil lange Fessel weder schön noch dauerhaft sind, und Schwäche des Pferdes andeuten.

Die Warzen oberhalb der Füße und an den hintern unterhalb des Knies, je kleiner sie sind, desto besser werden die Pferde gehalten.

Der Huf ist am besten, wenn er schwärzlich, wie ein schwarzer Flintenstein, aussiehet, und muß weder zu lang noch zu kurz, rund, der Strahl nicht gar zu breit, weich, aber nicht schwammigt, die Sohle aber dick und nicht zu hohl seyn.

Der Saum, der zwischen dem Horn und Fleische oberhalb des Hufs herumgeht, soll subtil und nicht feist, auch mit Haaren bedeckt seyn.

Der Gang muß gerade und wohl aufgenommen seyn, und mit den Hinter- und Vorderschenkeln nicht zu weit, auch nicht zu enge, ohne Aus- oder Einwärtswerfen, ohne Schränken (Kreuzweistreten), auch ohne sich zu schränken.

Die Haare des ganzen Leibes müssen zart und kurz und von einer glänzenden Farbe seyn. In solcher

cher Beschaffenheit zeigen sie gemeiniglich Pferde guter Art an, die munter, herzhaft und gesund sind.

Endlich wird noch in Ansehung des **Temperaments** erfordert, daß das Pferd munter, folgsam, treu, gesellig und sittsam sey, weil ein Pferd ohne gutes Humeur, Laune und Willigkeit, bey vieler äußerlichen Schönheit doch häßlich genennet wird. So sagt man z. B. von einem sonst nicht übel gebaueten Pferde, wenn es seinem Herrn mit angelegten Ohren, Schnarchen, Beißen, Hauen und Schlagen entgegen geht: es ist ein häßliches Pferd.

c. Ein nicht schönes Pferd.

Um das Ideal eines schönen Pferdes recht zu fassen, muß man das Gedankenmaß eines nicht schönen Pferdes damit zusammenstellen. Denn so gut man frägt: was ist ein schönes Pferd? eben so gut frägt man: was ist ein nicht schönes Pferd? Die Beantwortung dieser letzten Frage wollen wir in eben der Ordnung wie beym schönen Pferde beantworten.

a a. Der Kopf.

Ein großer, grober **Kopf** mit hohler **Stirn**, eingedrücktem und breitem **Nasebein**, zu großem oder allzukleinem **Maule**, ingleichen herunterhängenden **Unterlefzen**, machen ein schlechtes Ansehen. Der letztere Fehler erbet besonders bey Stuten leicht nach, wenn sie auch von einem fehlerfreyen Hengste beleget worden, da sonst das Füllen mehr dem Vater, als der Mutter nachartet.

Hängende **Ohren**, die man in einigen Gegenden auch **Schulohren** nennet, stehen sehr garstig, und deuten fast immer auf Trägheit oder Ungeschick-

lichkeit. Man will zwar diesem Fehler damit abhelfen, daß man oben am Kopfe zwischen den Ohren einen Streifen Haut etwa eines Daumensbreit herausschneidet, die Wunden wieder zusammen heftet und wieder zuheilet; aber dieses siehet hernach fast noch schlechter aus, weil die Ohren zu starr in die Höhe stehen, auch nicht spielen.

Schwarze, blaue und kleine Augen sind zum Blindwerden geneigt, so wie ein fleischichter Kopf das nämliche drohet. Graue Augen und weiße Glasaugen sind bey hellen Farben der Haare des Pferdes eben nicht zu tadeln. Tiefe Augen stehen nicht nur übel, sondern werden nur für ein Merkmal der Untreue und Trägheit gehalten.

Findet man zwischen den Kieferbeinen, welche, damit der Schlund Platz habe, weit aus einander seyn müssen, Kern, oder dick Fleisch, so ist das Pferd ebenfalls zu bösen Augen geneigt.

Die Hälse werden eingetheilet in die Schaf- Schweine- Hirsch- und Schwanenhälse.

Ein langer, dünner Schafhals nach innen im Kamm eingebogen macht eine schlechte Figur und ist ein Zeichen des Unvermögens.

Die Schweinehälse sind eher zu dulden, sie sind kurz, breit und vorausgestreckt, stecken den Kopf zu weit vorwärts weg, lassen ihn auch zu sehr sinken. Sonst deuten dergleichen Hälse auf Dauerhaftigkeit und Stärke bis ins hohe Alter, arten aber leicht in einen sogenannten Speckhals aus, da der Kamm schief auf eine Seite herunterhänget.

Die Hirschhälse sehen, da sie den Kopf über sich tragen, in die Höhe, weil der Kopf durch den Hals, der über die Proportion unten dicker, als

oben

oben ist, unterstützet und verhindert wird, daß er vor sich selbst nicht herabhängen kann. Sie sind zwar sehr geschickt zum schnellen Laufen und Berganreiten, dagegen unvermögend über einen Schlagbaum oder eine andre Höhe zu springen, indem der Hintertheil bey ihnen allemal schwerer ist, als der Vordertheil. Uebrigens werden dergleichen Pferde für dauerhaft gehalten.

Die Schwanenhälse sind schon vorhin gepriesen worden, und sind eine Hauptschönheit des Pferdes. Der Hals ist weder oben noch unten zu dick, sanft gebogen, lieber zu lang, als zu kurz, dabey aber hoch gewachsen, als welches nicht nur das Ansehen des Pferdes so vorzüglich vermehret, sondern auch dem Kopf nicht nachgiebt, daß er sich abwärts auf das Mundstück legen, oder darauf ruhen kann. Gemeiniglich findet man diese Pferde eines rechten, weder zu hitzigen noch zu kaltsinnigen Temperaments, die sich sehr leicht abrichten und regieren lassen.

Eine mit zu dünnen, zarten, wolligten und kurzen Haaren besetzte Mähne stehet nicht nur übel, sondern deutet auch öfters auf Unvermögen.

bb. Der Leib.

Schmale, spitzige Brust nebst schmalen Schultern, ingleichen Schultern, welche niedriger sind, als das Kreuz Höhe hält, werden unter die Fehler gerechnet, wiewohl von den letztern die wenigsten Pferde ganz frey sind. Ein Pferd, welches zu fleischichte Schultern hat, geht viel schwerer und beschwerlicher als ein anderes.

Ein gesenkter, hohler Rücken wird immer ärger, und macht ein schlechtes Ansehen, bedeutet auch bey vielen Pferden Schwachheit. Er entsteht daher, wenn das Pferd allzufrüh unter den Sattel gekommen, oder in der Jugend aus zu hoch gestellten Krippen und Raufen das Futter nehmen müssen. Ein hochgebogener Rücken ist den Eseln eigen, und kommt bey Pferden meistens daher, wenn sie zu jung angespannet worden.

Das nicht gut abgeribbte Pferd scheint fast immer einen übelgeformten Bauch zu haben, und wird gemeiniglich vom Sattel oder vom Geschirre gedrückt.

Ein aufgeschürzter, (aufgezogener) gar zu kleiner und in den Lenden leerer Bauch ist eben so sehr, als der Kuhbauch, Unzierde, und bedeutet, daß das Pferd ersterer Art entweder schon innerlich angewachsen, oder solches doch bald geschehen solle, auch dabey in Gefahr, in den Hinterschenkeln steif zu werden.

Obschon kurze, gedrungene Pferde gemeiniglich in der Arbeit dauerhaft sind, so fällt doch ein wohlgestrecktes Pferd mit horizontalgeradem Rücken ungleich besser in die Augen.

Hüftige, oder mit weit hervorragenden Hüftknochen versehene Pferde lassen sehr schlecht, wenn sie nicht gut bey Fleische sind.

Ein Pferd, welches eine lange und abhängige Troupp (Lenden) hat, kann nicht wohl bergan gehen, noch weniger viel Last tragen, wird auch im Gallop sehr schlecht arretiren.

Ehedem ward ein tief gespaltenes Kreuz mit einer tiefen Rinne geachtet. Jetzt wird ein wohlgebilde-

bildetes rundes Kreuz vorgezogen, wie dagegen ein schmales, und spitzig abfallendes Kreuz, oder sogenannter Schweinerücken gänzlich verworfen wird.

Ratten- oder Mauleselschwänze machen ein in andern Theilen schönes Pferd häßlich. Ein Rattenschwanz ist, wenn der Schweif, so weit der Schwanzknochen reichet, kahl und nur mit wenigen Haaren bewachsen ist. Hat ein Pferd dergleichen Schwanz mit auf die Welt gebracht, so erbet derselbe nicht allemal fort. Oft machet sich das Pferd solchen selbst, indem es wegen eines Juckens im Obertheile des Burzels, so vom scharfen Geblüte herrührt, an jedem harten Gegenstande reibet, bis der Schwanz kahl ist.

c c. Die Füße.

Ungleiche Knie, die in- oder auswärts gebogen sind, machen einen Tadel aus, und wer hat gern ein Pferd, das kuhfüßig oder bocksbeinig genannt wird?

Pferde mit groben Schenkeln, die noch überdem mit langen Haaren bewachsen (behangen) sind, machen eine schlechte Figur, und die langen, gemeiniglich mit Kothklunkern besetzten und nicht gut trocken werden könnenden, Haare veranlassen gern die Mauke. Ein von Natur unbehangenes Pferd hat, in und oberhalb der Fessel nur wenige und weiche Haare. Man kann aber nicht sagen, daß rauhe behangene Füße von einer nassen Weide herrühren, wie einige vermeinen. Oeftern Bemerkungen zu Folge entstehen Füße nur beschriebener Art, wenn die Füllen im Herbste allzulange auf der Weide gehalten werden. Nimmt man die Füllen, oder junge Pfer-

de, um Michael, bevor Reif und Frost einfallen, in den Stall, so werden sie reine Füße behalten, wenn sie anders von einem reinen Stamme sind.

Lange Fessel (Köthen), bey welchen das Pferd mit dem zweyten Gliede fast die Erde berühret, und dieserwegen auch Bärenfüße genannt werden, sehen nicht allzuwohl aus. In kurzen Fesseln oder Köthen haben die Pferde mehr Stärke; die langen machen bald müde, und machen das Pferd auch leichter fallend. Dagegen gehen die langköthigen Pferde gemeiniglich sehr sanft zum Reiten, und müssen von solchen gewählet werden, deren körperliche Beschaffenheit nichts Unsanftes vertragen kann.

Schmale Hufe nennet man Eselshüfe, und sind das Gegentheil von den wohlgestalten, runden und breiten Hufen.

Sind sie hoch, hohl und schmal, so schwinden Kern und Leben gar leicht, und sind zu Hornklüften geneiget. Auch sind die Reife und Ringlein nach der Breite um den Huf von schlimmen Folgen. Die Fäden müssen daher noch vor dem Saume der Länge nach herabgehen. Denn was der Breite nach herum geht, springt leichtlich hinweg; was aber von oben herabgeht, ist fest und stark.

Weiße Hufe passen nicht zu Pferden, deren Füße keine weiße Haare haben. Scheckige, oder gestreifte Hufe sind selten ganz gut, und nicht so geschmeidig, wie die einfarbigen, indem sie leicht ausbrechen. Schwarze Hufe sind demnach die besten, die aschgrauen mittelmäßig, und die weißen die schlechtesten. Es gilt aber dieses nur bey gesunden Hufen. Denn einen kranken schwarzen Huf kann man wohl nicht für besser halten, als einen gesunden weißen.

Die

Die Sohle des Hufs, die weder zu lang noch zu kurz, und rund der beste ist, muß dick und nicht zu hohl, der Strahl aber nicht gar zu breit, weich, aber nicht schwammicht seyn.

Haare über den Leib, die lang, dicke, weich, wollicht und strablich sind, machen ein schlechtes Ansehen, und deuten auf ein träges und faules, ungelehriges und weichliches Thier. Auch äußern sich einige Kennzeichen gewisser Krankheiten vornämlich an den Haaren. Z. E. wenn die Pferde ihre Winterhaare nicht verlieren, so sind sie in keinen guten Umständen, und können bald umfallen, wenn ihnen nicht bald geholfen wird.

Temperamentsfehler sind endlich, wenn das Pferd falsch, boshaft, beißend, scheu, kollricht, stätig, hartmäulich, tölpisch, ungeschickt u. s. f. ist.

D. Der Pferdekauf.

Ob schon die Roßtäuscher ungern daran wollen, ihre Pferde im Stalle zu besehen, so muß man doch Mittel suchen, solches zu bewerkstelligen. Denn hieselbst findet man die Pferde ihnen selbst überlassen, und sie sind nicht durch Peitsche, Sporen und Zäumung in eine ihnen eigene Stellung versetzet, da sonst die trägsten Pferde durch gedachte Instrumente in Munterkeit und Feuer gesetzet werden können, nachdem sie zum öftern dazu angeübet worden. Im Stalle stelle man also folgende Beobachtungen über ein zu kaufendes Pferd an, welches man sich doch aber nicht vom Verkäufer hat müssen aussuchen und anpreisen lassen, weil solches den Verdacht erwecken muß, daß das Pferd einen heimlichen Fehler habe, und der Roßtäuscher es gern los seyn wolle.

aa) Ob

aa) Ob das von Sattel und Decke entblößte Pferd überall ohne Schaden und Merkzeichen sey, daß es irgendswo falsch geheilet, oder in der Arbeit zu stark angegriffen gewesen.

bb) Ob es auf seinen 4 Füßen gleich und feste stehen bleibe, sonderlich auf den vordern, und ob es auch eine Weile stehen bleibe, die Füße nicht abwechsele, und bald den einen, bald den andern vorsetze, weil es in solchen Fällen an den Muskeln oder Nerven Noth leidet. Wenn es mit den hintern Füßen eng steht, so streift es sich, wenn es müde wird. Wenn es mit den Vorderfüßen fitschet, ist es ein Zeichen, daß es Schmerzen an dem Hufwerke leidet; wenn es an der Seite aufziehet, so fehlt es an den Lungen. Auch kann man dem Pferde in die Kniebüge stoßen, um zu erforschen, ob es nachgiebt oder stark auf den Füßen stehet.

cc) Frißt das Pferd hurtig, so zeigt es eine gute Natur an, welches auch daraus abzunehmen ist, wenn solches, ohne seine Mensur zu verrücken, und hurtig stallet. Bey der Krippe erforschet man auch, ob man keinen Krippensezer, d. i. ein solches Pferd vor sich hat, welches das Maul voll Haber oder kurzes Futter nimmt, sodann das Maul auf den Rand der Krippe setzet, dabey kröchzet oder gar brüllet, und das Futter auf die Erde fallen läßt. Hengste und Wallache gewöhnen sich das Krippensetzen eher und stärker an, als die Stuten. Dieser Fehler nun ist nicht abzuändern. Ein Krippenbeißer ist eher auszustehen, da das Pferd an der Krippe naget und kauet, bis große Stücke aus der Wand derselben herausgerissen sind. Dieser Fehler ist meistens ein Muthwillen der jungen

Pferde,

Pferde, wowider Rath zu finden ist. Man kann aber auch die Pferde zu Krippenbeißern machen, wenn ihnen Salz in der Krippe gegeben wird. Sie beginnen davon das ins Holz sich eingezogene Salz auszubeißen, und wenn sie einmal sich das Holzbeißen angewöhnet haben, so bleiben sie gern bey der Gewohnheit.

dd) Ein stillstehendes, nicht fressendes Pferd, welches den Kopf hänget und schläfrig thut, ist entweder für faul, oder krank- und schwachlich zu halten.

ee) Nimmt man nun die Peitsche, und treibt das Pferd hin und wieder, daß es frisch, munter und flüchtig wird, so wird man daran ein freudiges Arbeitspferd oder ein gutes munteres Reitpferd finden. Schlägt es aber nach der Peitsche, sieht sich mit den Augen feurig um, und ziehet den ganzen Leib zusammen, so hat es ein zorniges, widerspenstiges Temperament, und ist unwillig zur guten Verrichtung seiner Geschäffte.

ff) Nun führet man das Pferd unter die Stallthüre, daß es mit dem Kopfe in das Helle, und mit dem Leibe ins Dunkle siehet. Hier untersuchet man nun die Augen. Diese sind gut, wenn sie lebhaft und helle sind, und man kann auf den Grund derselben, und das Bild seines Angesichts aus demselben, nicht aber von der Oberfläche des Auges sehen. Sind sie aber trübe, wolkicht, oder kohlschwarz, so sind sie schlecht. Man muß diese genaue Untersuchung der Augen unter die Hauptcautelen beym Pferdekauf rechnen, um kein ganz blindes oder bald blind werden könnendes Pferd sich auf den Hals zu ziehen. Ein blindes Pferd ist nur dem Werthe

the nach ein halbes Pferd, und solches nicht einmal. Es vermeinen zwar manche Käufer das blinde Pferd gleich am Gange zu erkennen, wenn es vorgeritten wird, indem es die Füße, aus Furcht anzustoßen, ungewöhnlich hoch aufhebet. Geschickte Roßtäuscher aber, oder ihre Knechte, wissen ein solches Pferd schon so zu benehmen, daß die Blindheit am Gange nicht immer erkannt werden kann. Es ist aber nicht genug, kein stockblindes Pferd zu bekommen, man muß auch keines nehmen, das bald blind werden kann, als welches an obbeygebrachten Kennzeichen der Augen wahrzunehmen ist. Hebet man aber das Augenlied in die Höhe, und findet im Weißen des Auges keine rothe Adern mehr, so ist es anbrüchig im Leibe, oder hat die Anlage zum Rotz, wo er nicht schon vorhanden und nur gestopfet ist.

gg) Nach den Augen untersuchet man die Zähne, um das Alter zu erforschen. Hat man die oben beygebrachten Kennzeichen des Alters an den Zähnen aus Uebung nicht im Gedächtnisse, so kann man sich auf folgende Weise helfen: man macht mit dem Finger und Daumen die Oberlippe des Pferdes auf, und wenn seine Zähne enge beysammen stehen, und genau auf einander passen, so vermuthet man, daß das Pferd jung ist; wenn sie aber vorwärts stehen, und die obern und untern Spitzen derselben nicht gerade auf einander stehen, so ist die Vermuthung, daß es alt ist. Und je länger die Zähne sind, (wenn das Zahnfleisch zugleich trocken ist, und sich von den Zähnen zurückgezogen hat, auch gelb und schmutzig aussiehet,) desto älter ist es. Nun können zwar hiebey einige Ausnahmen sich finden, man

wird

wird aber bey einer gehörigen Aufmerksamkeit sich selten trügen.

Man kann auch ferner die Hakenzähne untersuchen. Sind sie spitzig und ausgehöhlt, d. i. an der innern Seite hohl, so kann man das Pferd nicht über 7 Jahr alt halten. Betrügerische Roßhändler brennen bisweilen in den Zahn, um es jünger zu machen; allein ein sorgfältiges Auge wird den Betrug entdecken können. Mutterpferde haben nur höchst selten Hakenzähne, und von denen, die dergleichen haben, will man behaupten, daß sie nicht trächtig werden. Beym Mangel der Hakenzähne der Stuten aber darf man nur den Gaumen des Mauls betrachten. Ist solcher fleischigt, und fast so glänzend, wie die Zähne, so sind sie für jung zu halten.

Die Roßtäuscher pflegen auch wohl allzujungen Pferden, um sie an den Mann zu bringen, die Milchzähne vor der Zeit auszureißen, weßhalb die wahren Zähne ein Jahr früher zum Vorschein kommen müssen. Bey den Hengstfohlen aber müssen die Haken, welche auf die gewöhnliche Art wachsen, den Betrug veroffenbaren. In Ansehung der Stutfohlen kann man sich eines Mittels bedienen, welches auf eine bey allen Pferden zutreffende Erfahrung gegründet ist, und darin bestehet: ein jedes Pferd, welches seinen Wachsthum erreichet hat, (dieses geschiehet, wenn es 4 Jahr alt ist, worauf es bis zum sechsten Jahre hin in der Stärke oder Breite zunimmt,) muß vom Sporn des Vorderschenkels an, bis zur Beuge zu Ende der Schulter und des obern Schenkels, eben so hoch seyn, wie von dem Ellenbogen an, bis zum obersten

Theile des Vorderrosses. Vor dieser Zeit schlägt das Maaß, wenn man es beym Vorderrosse anleget, um so viel über, als das junge Pferd oder Stutfohlen noch zu wachsen hat, bis es die Gleichheit des Maaßes erreichet. Findet man also, daß das Maaß über den Vorderroß herübergeht, so ist das Stutfohlen um so viel jünger, als besagtes Maaß zu lang ist. Hiebey will ich noch die Art jedes Pferd von einer verlangten Höhe überhaupt zu messen anführen. Man nimmt nämlich das Maaß am besten mit einem dünnen Bindfaden oder anderm trocknen und sehr starken Faden, der mit Knoten in Zolle abgetheilet, und an dem einen Ende mit einem platten, 3 Zoll langen Hölzchen versehen ist. Dies Hölzchen steckt man unter einen Vorderfuß, mit welchem das Pferd gerade aufstehet, und misset am Beine gerade hinauf, bis oben mitten auf die Schultern.

Es verstehen auch manche Roßhändler die Kunst, alten Pferden, und sonderlich solchen, welche ihre kurze und weiße Haare bis in ihr hohes Alter behalten, ein falsches Zeichen zu geben, da sie nämlich das bekannte hohle und schwarze Mahl der Zähne, wenn es längst vergangen ist, nachmachen. Es wird der Zahn mit einem Grabstichel ausgehöhlet, und die Grube hernach mit Doppeltinte, oder mit einem Roggenkorne, welches sie hineinlegen, und mit einem glühenden Eisen gebrannt wird, schwarz gemacht. Man wird aber fast allemal den Zahn irgendwo neben der Grube gestreift finden, indem, wenn das Pferd bey solcher Operation sich nur ein wenig rühret, der Grabstichel ausglitschet, und in den Zahn einschneidet. Man findet

det auch das Schwarze des Zahns weit dunkler, als im natürlichen Zustande. Hiernächst nimmt man bey den Hengsten und Wallachen allemal die Hakenzähne zu Hülfe.

Der schwarze Fleck am Zahne, wenn derselbe keine Grube hat, ist für das Alter nichts Entscheidendes, was der Roßtäuscher auch zum Ueberreden des Käufers sagen will. Wenn die Pferde vor Alter lange Zähne haben, pflegen ungeschickte Betrüger ihnen die Zähne abzusägen, oder abzufeilen. Andere, welche klüger sind, feilen dieselben vorne, wie ein Mundstück an einer Flöte, um den Vorsprung hinwegzubringen, und lassen sie obenher unberührt. Was die Erstern betrifft, ist der Betrug leicht zu erkennen, wenn das Pferd das Maul verschlossen hält. Denn alsdenn findet man, daß die obern und untern Zähne einander nicht berühren, weil die Backzähne, welche man niemals abnehmen kann, sie daran hindern. Bey den letztern wird das Herz, oder der Kern des Zahns, wahrgenommen, indem derselbe, weil er durch die Feile entblößt worden, brauner, und der Zahn gewölbt erscheinet.

Die das Alter anzeigenden Haare um die Augen pflegen die Roßtäuscher auszureißen. Es ist aber beym genauen Nachsehen doch zu merken, nur aber dieses nicht, wenn sie mit der Farbe, welche das übrige Haar hat, angestrichen worden.

Die künstlichen Bläßen, oder Sterne, nebst der übrigen Anfärbung eines Pferdes bringt das Striegeln bald hinweg, weil die Farbe das Haar nicht durchdringen kann. Eine falsche Bläße, oder dergleichen Stern wird daran er-

kannt, daß die weißen Haare viel länger sind, als die andern, und sich gemeiniglich in der Mitte der Blässe ein Raum ohne Haare findet.

hh) An dem Halse unter den Ohren, zwischen den untern Kinnbacken, muß man nach denen daselbst befindlichen Drüsen fühlen, welche los und klein seyn müssen. Denn wen sie aufsitzen und geschwollen seyn, so muß sich das Pferd verkältet haben, und man ist keine Stunde sicher, daß es nicht einen Abfluß durch die Nase oder inflammirte Augen bekomme. Die Weidepferde, wenn sie zu früh oder zu spät in kalten Nächten auf der Weide gehalten werden, sind gemeiniglich vorgedachtem Zufalle, den man den Kropf in Niedersachsen, die Drüsen aber in Obersachsen zu nennen pfleget, sehr unterworfen, so daß, wenn im ersten Jahre des Zufalles die Natur sich mittelst eines Abflusses aus der Nase oder ausgeflossenen Eyters aus den aufgebrochen gewesenen Beulen sich nicht genug gereiniget hat, die Krankheit alle Jahre wieder zu kommen, und sehr schlimme Folgen öfters zu veranlassen pfleget.

ii) Nun kömmt die Ordnung an die Füße. Sollten sie voller Koth seyn, (vielmals werden sie mit Fleiß mit Koth beworfen, um die Fehler zu verbergen) muß man sie reinigen lassen. Zwischen den Knien und Fesseln suchet man die Ueberbeine; kleinere und auf einem Beine aufsitzende haben nicht viel zu bedeuten, größere aber, die an den Flechsen wachsen, sind ein großer Fehler. Bey den Kniebeugen kann man am besten die Rappen und Struppen entdecken; da sie aber vielmals unter den langen Haaren verborgen sind, muß man mit den Fingern die

Haare

Haare aus einander machen. Der Spaat, ist gemeiniglich die Folge übermäßig harter Arbeit, und wird an den hintern Füßen, inwendig an der Kniekehle, entdeckt. Ist der Huf hübsch breit und flach, und nicht höckericht, so besorget man nicht, daß das Pferd verschlagen hat, oder überritten ist. Man untersuchet aber, ob die Hornklüfte nicht verschmieret worden.

kk) Noch dienet es zur Untersuchung des Pferdes, daß man den Schwanz aufhebet; wenn es solchen schnell, wie mit einer Federkraft, wieder zwischen die Lenden ziehet, so ist es ein Zeichen von Munterkeit, Kräften und Gesundheit. Das Gegentheil ist zu vermuthen, wenn der Schweif in einer matten Lage hängen bleibt. Nur sey man hiebey so vorsichtig, und stelle sich nicht hinter dem Pferde hin, um einen Schlag zu bekommen, als welches auch bey den bekanntesten Pferden anzurathen ist. Die rechte Stellung, die man bey allen Beschäftigungen am Hintertheile des Pferdes in Acht zu nehmen hat, ist diese, daß man an die Seite des Pferdes, wo man zum Reiten aufsteiget, herantrete, seinen Kopf dem Rücken, das Angesicht aber dem Hintertheile des Pferdes zuwende, mit der linken Hand sich an dem Hüftknochen halte, und sodann den Schwanz ergreife. In dieser Stellung kann man von dem ausschlagenden Pferde nicht getroffen werden, und wenn es sich mit dem Hintern zum Schlagen des sich ihm auf vorbeschriebene Art genäherten Menschen herumkehren will, so wird solcher mittelst der an des Pferdes Hüfte gelegten Hand in seinem Vortheile seyn, um rück- oder seitwärts dem Pferde zu entgehen.

ll) Nun setze sich der Käufer ganz leicht auf das Pferd, wenn er es zum Reitpferde haben will, ohne ihm die Sporen fühlen oder die Ruthe sehen zu lassen, und reite es sachte mit lockerm Zügel. Dadurch wird es sorgenlos werden, und es wird sich bald entdecken, wenn es anstößt, vornemlich, wenn der Weg, worauf er reitet, etwas uneben ist. Das beste Pferd zwar kann anstoßen; (ein junges wird es oft thun aus Lebhaftigkeit, oder weil sein Geist noch nicht gehörig gebrochen ist, und doch kann es, wenn es auf dem Gebisse hurtig fortgeht, und die Schenkel gut auswirft, ein sehr gutes Reitpferd werden;) allein wenn es, indem es anstößt, aus Furcht vor der Ruthe oder den Sporen ausspringet, so ist es zuverläßig ein alter Sünder, weil man gemeiniglich den Pferden beym Anstoßen einen Denkzettel zu geben pflegt, obwohl ein Pferd wegen des Anstoßens und Scheuseyns niemals bestraft werden sollte, indem es durch die Furcht vor der Strafe schlimmer gemacht wird.

mm) Nach diesem lasse man einen Andern aufsitzen, da das Selbstreiten nur den sichern und sanften Gang erforschen sollen, und siehet, ob es frisch und hoch die Schenkel aufhebet und herzhaft wieder niedertritt. Dieses zu betrachten, muß man in einer geraden Linie mit und vor dem Pferde stehen, welches auch eben so hinter dem Pferde geschehen muß, wenn das Pferd auf dem nämlichen Wege zurückgehet.

Wenn das Pferd kurze Schritte thut, und die Spitzen seines Hufs in die Erde setzt, so ist es ein Zeichen, daß es knicken will.

Im Schritt muß es die Füße nicht über einander schrenken, weil es leicht stolpert, und der

Rei-

Reiter in beständiger Gefahr ist, mit ihm zu fallen.

Ein Pferd, das im Gange die vordern Füße nicht gerade, und etwas frey von der Erde aufnimmt, sondern dieselben gleichsam tanzend auswärts oder gar einwärts wirft, als wie in einem halben Cirkel, ist zum Fallen geneigt, und ihm ist mit dem Beschlagen nicht zu helfen, kann auch leicht steif werden.

Je weiter ein Pferd mit den hintern Füßen eng, und mit den vordern weit gehet, desto besser ist es, weil es sich auf die Weise nicht streift. Wenn es aber im Gange streift, so stolpert es; geht es vorn enge, hinten aber allzuenge, so streichet es sich, d. i. ein Fuß beschädigt den andern; geht es zu weit, wackelt es; tritt es mit den Hinterfüßen ganz in oder über die Spur des Vorderfußes, so hauet (tritt) es sich selbst zu vieler Gefahr in die Vordereisen. In einem guten und gerechten Gange muß die Spur des Hinterfußes in gerader Linie, wenigstens sehr wenig davon, und einer Hand breit hinter der Spur des Vorderfußes zu finden seyn.

nn) Hat man bisher das Pferd ganz sachte gehen lassen, so muß es nun im Trab und im Gallop geritten werden. In diesem soll es sich flüchtig und in jenem eilig bezeigen. Will man aber recht sicher gehen, so ist es nicht genug, daß man sich ein Pferd nur etliche Minuten vorreiten lasse, oder es selber eine Viertelstunde reite, sondern man muß solches 2 bis 3 Stunden probiren, Berg auf und Berg ab, auf ebenem und rauhem Wege. Denn ein gutes Pferd soll in rauhem und ebenem Wege nicht einerley Gang machen, sondern im Gehen sich nach dem We-

ge richten. Wenn es Berg ab im Trab ohne Furcht und sicher geht, so darf man sich gewiß auf seine guten Knochen und sichern Gang verlassen.

oo) Hat das Pferd einige Stunden getrabet und mit unter gallopiret, so wird man die Beschaffenheit des Athems erkundigen können. Wenn die Seiten eines Pferdes sich einförmig und nur wenig bewegen, so wird sein Athem gut seyn; allein wenn sie sich gedoppelt und unregelmäßig erheben, oder wenn es (weil es noch im Stalle stehet) durch die Nasenlöcher bläset, gleich als ob es jetzt gallopiret hätte, so sind das Zeichen von einem keuchigten Athem. Betrügerische Roßhändler haben einen Trank, welchen sie den Pferden geben, und damit machen, daß das Pferd im Stalle ordentlich Athem hohlet. Ein guter flüchtiger Gallop ist das beste Mittel hinter die Wahrheit zu kommen, und wenn des Pferdes Athem keuchigt oder nicht gut ist, so wird es husten oder sehr pfeifen, wowider denn keine Arzney anschlagen wird.

pp) Der Rotz ist ein Hauptmangel, für welchen der Roßhändler stehen sollte. Allein wo findet man immer seinen Mann wieder, und was für Stege und Wege kostet es, um den Betrüger auf dem Wege des Rechts zur Wiedererstattung zu zwingen? In dem siebenjährigen Preußischen Kriege, da die Pferde zuletzt reißend auf den Roßmärkten weg giengen, kam ich des Morgens frühe in einen großen Stall voll Pferde, und sahe unvermerkt einem Judenknechte zu, welcher einem rotzigen Pferde mit einem Stecken Werrig oder Flachsheede, in die Nasenlöcher stieß, und sofort mit dem Pferde zu Markte ritt. Ein

ander-

andermal habe ich gesehen, daß ein Jude ein einziges sehr schönes und junges Pferd ganz einzeln auf dem Markte hatte, und solches sehr geschwind los ward. Nach einigen Stunden fieng der Rotz an zu fließen, und der Jude war aus der Stadt hinweg, und von dem betrogenen Käufer nirgends mehr auszufragen. Ohne Zweifel hatte ihm ein Roßtäuscher das Pferd übergeben gehabt, um dafür nicht eingestehen zu dürfen. Denn Betrüger können mittelst eines Eingusses in die Nase den Fluß des Rotzes auf eine Weile hemmen. Kann man ein paar Stunden mit dem Pferde stark reiten, so wird sich die Beschaffenheit der Nase bald hervorthun. Man kann auch noch eher dahinter kommen. Man darf nur dem Pferde beyde Nasenlöcher, nämlich überhalb derselben auf dem Nasenbeine eine Zeit lang fest zuhalten, und ihm damit den Athem benehmen. Nach dem Loslassen wird es so stark den Athem hervorstoßen, daß die bisher verhaltene böse Materie ans Licht kommen wird. Hiernächst muß, wie oben bemerket worden, das Weiße im Auge mit zu Rathe gezogen werden.

qq) Für die Stätigkeit eines Pferdes, die sich aber nicht immer gleich ist, sollte der Verkäufer gleichfalls stehen müssen. Sie zeiget sich nicht allemal, wenn das Pferd aus der Koppel abgeführet wird. Kann man aber selbst das Pferd reiten, und läßt solches einigemal, während man darauf sitzt, an seine Kuppel sowohl als an fremde Pferde, Thüren und Thorwege hinangehen, so wird man bald entdecken, ob es von der Stelle will oder nicht. Manche Pferde sind so stätig, daß sie sich auf der Stelle todt schlagen lassen, ohne von dannen zu gehen. Man kann sich ein

ganzes Spann Pferde, wenn sie noch jung sind, mit einem einzigen stätigen Pferde verderben, daß sie in Gesellschaft des hinzukommenden stätigen Pferdes ebenfalls stätig werden. Besser geht es mit stätigen Reitpferden, welche in der Reihe mit andern Reitpferden meistens fortgehen, ohne stehen zu bleiben, aber nicht von ihrer Gesellschaft wegzubringen sind, wenn sie vor sich allein fortgehen sollen.

rr) Noch ist zu erinnern, daß man die Pferde, wenn man sie nicht selbst reiten kann und will, wenigstens sich solche mittelst eines gemeinen Zaums sollte vorreiten lassen, indem manche Pferdehändler bey trägen oder fehlerhaften Pferden Zäume mit kleinen Mundstücken gebrauchen, deren Stangen sehr lang sind, um damit den Kopf der Pferde in die Höhe zu halten. Auch ist ihnen nicht zu trauen, wenn sie durch einen ihrer Knechte ein warm gerittenes Pferd in die Kuppel nachbringen lassen. Denn wenn ein Pferd vom Verfangen (von der Rähe) steife Schenkel hat, so pflegen die Pferdehändler solches auf einem sanften Boden so lange reiten zu lassen, bis es warm geworden, und hiemit die Steifigkeit ihnen auf eine Weile vertrieben worden.

ss) Noch gehöret auch dieses zu den Betrügereyen der Roßtäuscher, daß sie einem gegen die Sporen unempfindlichen Pferde zerstoßenes Glas zwischen Fell und Fleisch bringen, und zwar unter die Haut des Bauches, worauf die Sporen treffen, als wodurch es auf einige Tage hindurch empfindlich wird. Der Betrug kann daran gemerket werden, wenn, indem man die Haut des Bauches an dem Orte des Sporns nach sich ziehen

hen will, das Pferd Mine macht, sich zu widersetzen, indem es den Schwanz rühret, und den Kopf drehet, als wenn es beißen wollte. Auch dies gehöret noch unter die Künsteleyen der Pferdehändler, daß sie ihren Pferden, die ein trocknes Maul haben, das Gebiß mit scharfen Specereyen reiben, um Schaum heraus zu bringen. Vielmals läßt sich solches daran erkennen, wenn man dem gemeiniglich zu sehr schäumenden Pferde einen andern Zaum aufleget, und an dem abgenommenen Gebisse den eigenen gewürzhaften Geruch bemerket.

tt) Man wird wider die Ausübung so vieler der vorhergehenden Vorsichtsregeln einwenden, daß sie in der Theorie richtig, aber in der Praxis nicht ausführbar sind. Freylich wird sich am Tage des Roßmarkts kein Roßtäuscher ein Pferd aus der Kuppel wegnehmen, und geschehen lassen wollen, damit einige Stunden vor dem Thore umherzureiten. Es kann aber, da sie schon am Tage vor dem Markte meistens zugegen sind, alsdenn geschehen, wenn man darüber mit ihm eins werden kann. Noch füglicher kann es geschehen, wenn man großen Pferdehändlern an ihrem Wohnorte zuspricht, und daselbst nach aller Bequemlichkeit sich Pferde auswählet und versuchet. In der Mittelmark, besonders im Havelländischen Kreyse, wo viel große Roßtäuscher ihren Aufenthalt haben, lassen sich die Edelleute diejenigen, mit welchen sie ihren Verkehr haben, nebst einer Anzahl von Pferden zu sich hinkommen, und suchen sich die anständigen Pferde aus, behalten solche einige Tage bey sich, und falls sie ihnen nicht gefallen, so schicken sie selbige den Pferdehändlern wieder zu, und lassen

sich

sich an ihrer Statt andere kommen. Eben diese auf solche Art mit Edel- und Amtleuten in Connexion stehende Pferdehändler werden von ihren Kunden auch wohl auf den nächst gelegenen Roßmärkten aufgesuchet, und letztere nehmen auf guten Glauben von erstern auch hier Pferde, unter der Bedingung, daß diese die in der Folge etwa mißfällig werden könnenden Pferde wieder annehmen und dagegen sich andere dafür wieder nehmen lassen. Dergleichen Pferdehändler aber sind unter die großen, d. i. solche zu rechnen, welche in ihren Kuppeln sehr viele, und sämtlich schön und groß, haben. Denn mit kleinen Pferdehändlern, die wenig, oder gute und böse, unter einander haben, läßt sich auf vorgedachtem Fuße gar nicht handeln.

E. Die Erziehung der Pferde.

Ob ich schon hier nicht für eigentlich sogenannte Stutereyen schreibe, so will ich doch, da bey der Pferdezucht der Hengst die Hauptsache ausmacht, und von häßlichen Stuten gemeiniglich schöne Füllen fallen, wenn nur der Hengst schön gewesen, nur besonders die Erfordernisse eines schönen Hengstes, wie solche von dem Engelländer, Hrn. Robertson, angegeben werden, hersetzen, damit diejenigen, welche schöne Füllen verlangen, sich nach schönen Beschälern umsehen, oder dergleichen, wenn sie das Vermögen dazu haben, ankaufen, wie es denn z. B. in dem sogenannten Elburger Werder in Preußen nicht an Bauern sogar fehlet, welche an einem schönen Hengste, um gute Nachzucht zu haben, viele hundert Thaler zu wenden pflegen.

Ein

Ein Beschäler, sagt vorgedachter Engländer, von dem man eine gute Zucht erwartet, muß weder innerliche noch äußerliche Gebrechen haben; besonders müssen die Augen gut und nicht flüßig seyn, wiewohl ein Fehler an den Augen, welcher durch einen Zufall von außen entstanden ist, nichts schadet. Kurzer Athem, Dämpfigkeit, Verletzung der Lunge und Leber, bey einem sonst schönen Hengste, versprechen keine gesunde Füllen. Flußgallen, Spatten, Stollbeulen, Steingallen erben die Füllen von ihrem Vater so gut, als das Podagra.

Lange Fesseln stehen einem Beschäler auch nicht an, weil ein lang gefesseltes Pferd niemals dauerhafte Knochen hat. Der Huf muß rein und ohne Schaden, wohlgebildet, rund, frey von Hornspalten und Steingallen seyn. Ein magerer Kopf, Hals und Schultern, welche doch breit und nicht zu eng seyn müssen, wie auch ein lang gestrecktes Kreuz müssen nicht fehlen. Die Farbe kömmt auf Mode und Liebhaberey an. Es giebt gute und schlechte Pferde von allen Farben. —

In den Herzogthümern Schleßwig und Holstein müssen zur Aufnahme der Pferdezucht und Verhütung ihrer Ausartung die zu solchem Zweck approbirten und gezeichneten Hengste folgende gesetzliche Eigenschaften an sich haben:

1) Muß ein solcher Hengst wohlgestaltet und regelmäßig gebauet seyn, wozu vornämlich gehöret:

a) daß er einen kleinen magern Kopf und nicht starke Kinnbacken habe, auch der Kopf nicht unter der Stirne eingebogen, sondern daselbst nach Art der Schafsnasen erhoben sey: b) daß die Ohren klein, und weder zu lang noch zu breit seyn, auch nicht am

Kopfe,

Kopfe, wo sie sich ansetzen, zu weit von einander seyn, oder unterwärts hängen, sondern wohlgerichtet und gerade stehen; c) daß die Augen nicht zu klein seyn, noch zu tief im Kopfe liegen, sondern mit demselben gleich stehen, auch groß und helle seyn; sollte aber ein solcher Hengst durch irgend einen äußerlichen Zufall ein Auge verlohren, oder eine Verletzung daran erlitten haben, so darf er darum nicht verworfen werden; d) daß der Hals nicht zu kurz, sondern wohlgerichtet, nicht unterwärts wie ein Hirschhals gebogen, noch oben an der Mähne nach der Seite hangend oder ein Speckhals sey, sondern in einer ebenen Krümmung von dem Widerrust, oder den Schultern, nach dem Kopfe gehe, obenzu immer schmaler werde, und sich in einer Rundung bey den Kinnbacken endige; e) daß die Brust nicht zu schmal sey, sondern im Verhältniß gegen die Höhe des Hengstes, die gehörige Breite habe; f) daß der Rücken weder eingebogen, noch scharf oder krumm aufgebogen, auch nicht vorne niedriger, als hinten, sondern gerade sey, die Schulter aber, oder sogenannte Widerrust, hoch und scharf sey; g) daß das Kreuz weder niederhangend noch scharf sey, und die Hüften nicht hoch stehen oder vorragen; h) daß der Schweif nicht zu niedrig sitze, und der Hengst wohl bey Leibe und ja nicht dünne und aufgeschürzet sey; i) daß die Füße weder ein- noch auswärts gewandt seyn, auch der Huf von allem, was platt- voll- oder engfüßig genannt wird, frey sey; k) daß die Vorderbeine gerade stehen, und weder einwärts gegen einander gebogen, noch vor- oder rückwärts gekrümmet, auch dabey stark und nicht gar zu fein und dünne seyn; l) daß insonderheit auch die Hinterbeine gut, auch die Lenden breit seyn, der Schenkel, oder Hinterbiegel, nicht zu weit hinten ausstehe, und die Kniekehlen weder ein- noch auswärts gehen,

als

als welches das Pferd kuhhäßig macht; wobey dasselbe von allen Arten des Spats, von der Galle und von Haßbein frey seyn muß, auch die Hinterbeine überhaupt nicht fein und lang gefesselt seyn dürfen.

2) Ist es nothwendig, daß ein zu diesem Gebrauche bestimmtes Pferd von allen Krankheiten und Schwachheiten, als sogenannter Düsigkeit, Koller, Engbrüstigkeit u. s. w. frey sey, weil solche auf die Abkömmlinge fortgepflanzet werden.

3) Es ist am besten, mit einem jungen Hengste zum Beschälen zu warten, bis er das dritte Jahr zurückgeleget hat, (es ist doch besser, gleich den Engländern, den Hengst bis zum sechsten Jahre hin mit dem Beschälen zu verschonen) weil in der schädlichen Weise, die Hengste eher zum Bedecken zuzulassen, die vornehmste Ursach zu suchen ist, warum so viele Pferde früh veralten und untauglich werden. Ist ein Pferd über 15 Jahr alt, so kann es zum Beschälen nicht mehr für tüchtig geachtet werden.

4) Wenn die zur Pferdezucht bestimmten Hengste besagter Maaßen regelmäßig gebauet, gesund und des gehörigen Alters sind, so ist auf keine bestimmte Höhe derselben zu sehen, sondern diese nach der allgemeinen Größe der Pferdeart eines jeden Orts oder Districts zu beurtheilen; und kann also ein Hengst, wie viel ihm auch an der vollkommenen Höhe von 5 bis 2 Zoll Dänischen Anlegemaaßes fehlen möchte, nach Beschaffenheit des Falls approbirt werden. —

Eine Stute, die auf Stutereyen vornämlich zur Zucht dienen soll, muß eben so gesund seyn, als der Hengst, weil ein gesunder Hengst und eine kranke Stute nur ein halbgesundes oder gar ganz krankes

Fül-

Füllen erzeugen können. Ja es ist fast nöthiger, daß eine Stute recht gesund sey, als der Hengst, weil von diesem nur was Weniges zu dem ganzen Füllen beygetragen, solches aber eine so lange Zeit von der Stute ernähret wird, und ihren ganzen Körper bekömmt, so, daß in Ansehung der Gesundheit, eher ein kranker Hengst mit einer gesunden Stute, als ein gesunder Hengst mit einer kranken Stute ein gesundes Füllen erzeugen kann. Neben diesen muß eine Stute schön und weitleibig seyn, damit das Füllen Raum zum Wachsen habe. Auch muß sie still und gelassen, nicht falsch oder tückisch seyn, weil die Füllen ohnfehlbar an solchem Fehler Theil nehmen. Sind nun Stute und Hengst zugleich schön, so hat man am gewissesten etwas Gutes zu hoffen.

Ehedem hatte man auf vielen Stutereyen den Gebrauch, und hat ihn theils noch, daß man ausländische Stuten zur Zucht nahm, die entweder aus Spanien oder Neapel seyn mußten. Da aber die Spanischen Stuten nicht mehr so leicht zu bekommen, und die Neapolitaner nicht mehr so schön und groß sind, so können nicht wohl bessere Stuten, als die Englischen genommen werden, wenn man einen schönen Hengst dazu bekommt, als z. E. einen Spanier, Barbaren, Araber oder Türken, wovon man eben nicht die größesten auslesen muß. Denn es ist besser, wenn der Hengst klein und die Stute groß ist, wenn man wohlproportionirte Reitpferde ziehen will. Kutschpferde müssen freylich von beyden Seiten etwas stärker seyn.

In England hatte man sonst diese Meynung in Ansehung des Hengstes, daß er nach seinem besondern Dienste so zu wählen sey: der Türkische oder Spanische ist zu einem Pferde ungemein gut, das man im

Kriege

Kriege gebrauchen will; der Barbarische ist am besten zum Klepper; der beste für ein Jagdpferd ist der unächte Barbar, der von einem Englischen Pferde gefallen ist; der beste zu Kutschpferden ist der Flandrische Hengst, und der beste zum Laufen, zum Ziehen oder Lasten zu tragen, ist der Engländer.

Vor dem sechsten Jahre sollte kein Hengst zum Beschälen gebraucht werden, theils weil er sonst seine Kräfte zu früh verliert, und vor der Zeit untüchtig wird, theils auch weil die Stuten nicht allemal trächtig bleiben, wenn sie von einem allzujungen Hengst belegt werden. Die Stute soll auch vor dem vierten Jahre nicht zum Beschäler gelassen werden, wenn man sie nicht ruiniren und keine schwache Füllen haben will. Alsdenn kann sie, wenn sie zugleich zum Ziehen gebraucht wird, zum Mutterpferde bis ins zwölfte Jahr dienen; falls sie aber nicht ziehen darf, und nur allein zur Zucht gebraucht wird, noch weit länger. In England herrschet der Gebrauch, daß man einer Stute gleich nach dem Beschälen zur Ader läßt, und behauptet hiedurch zu erhalten, daß unter 30 Stuten kaum eine fehl gehet.

Die beste Jahreszeit, den Hengst mit der Stute zusammen zu lassen, ist von der Mitte des Märzes bis zur Mitte des Aprils hin. Die Füllen, die im März und April fallen, hat man allemal dauerhafter gefunden, als diejenigen, die später im Jahre fallen. In manchen Gegenden, wo man die Stuten auf der Weide hält, setzet man jedoch das Beziehen später hinaus, damit die Mutterpferde mit ihren Füllen, wenn letztere zur Welt kommen, gleich ins volle Gras gebracht werden können. Und wenn die Stuten zugleich Wagenpferde sind, muß man sie ein paar Wochen nach dem Belegen mit Arbeit verschonen, worauf sie, wie vorhin, das Ihrige thun müssen.

Man nennet die Mutterpferde roßig, wenn sie den Hengst begehren. Man merket dieses aus der Entlassung des Urins, dem Spielen mit dem Geburthsgliede und aus dem Hervorkommen eines zähen weißen Schleims aus selbigem. Gehen die Stuten neben Wallachen im Wagen, oder stehen neben solchen im Stalle, oder gehen mit ihnen auf die Weide, so werden die Stuten von den Wallachen in solchem Zustande durch Beißen oder Kneipen sehr gereizet. Hat man nun in solchem Zustande den Hengst zur Hand, so wird ihn das Mutterpferd sogleich annehmen.

In hiesigen Gegenden finden sich immer viele Leute in den Dörfern, welche Hengste halten, und sich davon mittelst Belegung der Dorfpferde ernähren. Diese wissen sich mit den Hengsten schon so in Acht zu nehmen, daß sie von den Mutterpferden beym Beschälen nicht zu Schanden geschlagen werden. Anderswo hat man den Gebrauch, um das Beschädigen der Stuten zu verhindern, daß man der Stute ein sogenanntes Spannseil anleget, und mit selbigem das eine Hinterbein an das Vorderbein befestiget. Wird dieses Seil nun zu kurz angezogen, daß zwischen dem Vorder- und Hinterbeine etwa nur eine Elle Raum ist, so kommt die Stute in eine so üble Stellung, die dem Endzweck entgegen ist. Dieserhalb soll man die Stute in eine freye Stellung bringen, und das Spannseil nach dem Maaß anlegen, das sich alsdann findet, doch also, daß es nicht nachgeben könne. Auf solche Weise ist der Hengst vor dem Schlagen eben so sicher, die Stute zum Empfangen fähiger, und auch nicht in Gefahr umgerissen zu werden, wenn der auf ihr liegende Beschäler ihr mit den Zähnen in den Mähnenkamm greift.

Die

Die in unsern Gegenden hieselbst sogenannten Hengstmänner, welchen seit einigen Jahren kein obrigkeitliches Maaß von der Größe ihrer zu haltenden Hengste vorgeschrieben ist, probiren erst die Stuten mit dem Hengste so, daß erstere nur mit dem Kopfe aus der Stallthüre hervorsehen, und der am Zaume gehaltene Hengst sich mit ihnen beriechen könne, als auf welche Weise die Stuten dem Hengste keinen Schlag anbringen können. Merkt der Hengstmann, daß die Stute roßig ist, als wovon oben die Kennzeichen angegeben worden, so wird sie sofort dem Hengste zum Besteigen vor der Stallthüre heraus zugeführet. Ist die Stute aber nicht roßig, so wird sie nach nur beschriebener Weise so lange probiret, bis sie roßig geworden, und ohne Schlagen den Hengst zuläßt. Wenn eine Stute in zween, innerhalb 9 Tagen angestellten Versuchen nach dem ersten Bespringen, den Hengst beydemal abschlägt, so hat man Hoffnung, daß sie trächtig sey. Sie wird aber von 4 Wochen zu 4 Wochen noch ein = oder mehrmal probirt, um der Sache gewiß zu seyn. Sonst ist man der Meynung, daß, wenn ein Hengst in 2 oder 3 Tagen keine Stute bedecket hat, und eine willige Stute dann sofort zweymal hinter einander mit ihm begattet wird, solche fruchtbar zu seyn pflegen. Eben so glaubt man, es sey von guter Wirkung bey einer Stute, die nicht bleiben, d. i. befruchtet werden will, wenn man zwey Hengste sofort hinter einander zu derselben läßt.

Der gemeine Mann will es noch hie und da für eine Beherung halten, wenn ein Hengst auf die Stute fällt, und sich mit ihr nicht einlassen will, und dann die hervorgebrachte Ruthe vorne an der Eichel, wie etwa die Mündung einer Trompete, breit wird. Allein es ist dieses ein Zeichen einer großen Entkräf-

tung des Hengstes, den man erst Ruhe lassen und gut pflegen muß, indem er gewiß vor den nächsten 24 Stunden nicht fruchtbar seyn kann.

In hiesigen Gegenden ist es hergebracht, daß die Hengstmänner, wenn sie eine Stute bespringen lassen, welches gegen Abend einmal, und den folgenden Tag abermal geschiehet, ¼ Scheffel Haber, nebst einer Portion Hexel und Heu dazu bekommen. Auch bekömmt der Hengstmann des Abends und Mittags bey dem Gesinde eine Mahlzeit. Wenn in der Folge die Stute nicht bestanden ist, und abermal besprungen wird, so bekömmt er und sein Hengst abermals den gedachten Gehalt. Wenn endlich ein Füllen zur Welt kommt, so erhält der Hengstmann einen Thaler; im Fall aber kein Füllen erfolget, gar nichts. An andern Orten bekömmt der Hengstmann für jeden Sprung 8 Groschen, und weiter nichts. Jene Einrichtung aber ist sichrer, weil der Hengstmann seinen Hengst gut pflegen, und öfters zum Probiren der Stuten von selbst zurückkommen muß, um seinen Thaler zu gewinnen.

In den ersten 5 Monathen werden trächtige Stuten andern Zugpferden in der Arbeit gleich gehalten, nur müssen sie mit unmäßigem Jagen und Laufen verschonet werden. Mit dem sechsten Monathe aber muß man sie vor Stößen, Schlagen und kurzen Wendungen im Stall und beym Anspannen hüten, auch sie nur zu mäßigen und langsamen Arbeiten, und gar nicht zum Reiten mehr gebrauchen. Es ist gar nicht nöthig, daß diese tragende Stuten in den letzten Monathen stille stehen und nichts thun. Vielmehr wird ihnen die Geburth durch mäßiges Arbeiten erleichtert. Nur müssen die Knechte nicht tölpisch mit ihnen umgehen, z. E. wenn die Pferde mit der Last anziehen sollen, nicht mit der Peitsche

zu-

zuhauen, daß sie anspringen müssen. Ein starker schneller Ruck kann die trächtige Stute gleich zum Verwerfen bringen. Auch müssen die trächtigen Stuten nicht umgespannt, d. i. auf einer andern Stelle vorm Wagen, wo sie vorhin noch nicht gegangen, angespannet werden, weil ihr Körper in einer ungewöhnlichen Lage sich zu sehr angreifen würde. Am meisten müssen die Stuten, wenn sie an der Stange, oder am Deichsel gehen, in Acht genommen werden. Denn wenn der Deichsel auf holperichten Wegen ihnen an den Bauch schlagen sollte, so kann ein einziger Schlag das Füllen im Mutterleibe tödten. Am allermeisten muß man mit Stuten, wenn sie auch noch nicht viel über die Hälfte ihrer Trächtigkeit sind, vor dem Schlitten Behutsamkeit gebrauchen. Denn da der Schlitten mit der Last beym Stillstehen sich ansauget, daß ihn die Pferde in gerader Linie nicht von der Stelle bringen können, so muß die Stute verwerfen, wenn der Knecht mit dem belasteten Schlitten beym Anrücken nicht ganz von der Seite weglenket, als welches die rechte Weise ist, mit einem eingesogenen Schlitten an- und abzufahren. Nicht trächtige Pferde sogar können durch das Anfahren eines belasteten eingesogenen Schlittens so übel angegriffen werden, daß sie sich innerlich was zerreißen, und entweder davon bald sterben, oder erkranken, und nach und nach von Kräften kommen, und langsam sterben. Es ist am besten, z. E. beym Aufladen des Mistes auf dem Hofe oder einer andern Last, ein unter beyden Schlittenbäumen über dem Schnee weggehendes Holz zu legen, welches das Einsaugen verhindert.

Man kann nicht, wie man es bey manchen Schriftstellern findet, schlechthin sagen, daß eine

Stute ein ganzes Jahr tragend gehet. Nur so viel ist richtig, daß keine trächtige Stute länger als ein Jahr gehet. Eine zum ersten Male trächtige Stute pflegt wohl das Jahr zu erfüllen, nachher aber kann sie wohl 6 Wochen vor dem Schlusse des Jahres (von der Zeit des Empfangens angerechnet) schon füllen. So kömmt es auch sehr darauf an, ob eine Stute während ihrer Trächtigkeit gut im Futter gehalten worden, in welchem Falle sie kein ganzes Jahr zu gehen pfleget, da sie in entgegenstehendem Falle das ganze Jahr erfüllet. Ueberdem muß man sich die Gewohnheit jeder Stute bemerken, da sie gern nach dem Füllen zum zweyten Male ihre gewisse Zeit zu halten pflegt.

Das Euter wird etwa 6 Wochen vor dem Füllen, (Ablegen) oder noch eher, bey jungen Stuten aber früher, als bey alten, größer, so wie auch die Milch bey alten Mutterpferden auszulaufen beginnet, die auch von Manchen wohl täglich abgezogen wird. Hat man junge zum ersten Male füllen sollende Stuten, so muß man ihnen gemach ans Eiter greifen, und ihnen solches gewohnt werden lassen, weil sie zu Zeiten so kitzelicht sind, daß sie das zur Welt gekommene Füllen gar nicht wollen saugen lassen, und es beißen und schlagen. Da dieses letztere aber auch von ihnen um des Geschwulstes willen geschehen kann, so muß man den Geschwulst der Stuten, der ihnen so sehr schmerzet, einige Tage vor dem Füllen täglich ein Paarmal mit warmem Biere, worinn ungesalzene Butter zerlassen ist, waschen, auch noch damit einige Tage nach der Geburth fortfahren, um solchen Geschwulst und das Schmerzhafte desselben zu vermindern.

Das

Das nächste Kennzeichen von dem herannahenden Füllen ist dieses, wenn 2 Gruben im dicken Fleische, nahe am Schloßbeine entstehen, und das Sinken der Sehnen anzeigen. Auch wollen die Stuten einige Tage vor dem Füllen gar nicht mehr recht fressen, weßhalb von nun an fleißig, sonderlich des Nachts, Acht gegeben werden muß, weil ohne menschlichen Beystand die meisten Füllen würden sterben müssen, wie gleich gesagt werden soll.

Ist der Stand der Stuten nun an einer Wand, so muß man sie, sobald an nur gedachtem Kennzeichen die herannahende Geburthszeit vermerket wird, von solchem an einen andern Ort hinbringen, weil sie sich mit dem Hinterleibe so sehr an die Wand heranzulegen pflegen, daß theils das Hervorkommen des Füllens dadurch gehindert, theils alle Geburtshülfe erschweret wird. Sollte aber die Aenderung des Standes verabsäumet worden seyn, muß man die Stuten vom Liegen wieder auftreiben, und solche in einen andern Stand zu einem bessern Lager hinbringen.

So bald die Stute unruhig wird, sich legt, und einigemal wieder aufsteht, und mit großem Geräusche dazwischen frißt, muß man sie nicht weiter allein lassen, welches auch schon zuvor nicht seyn muß, weil das Füllen mit weit wenigern Umständen und Zeit, als bey andern Thieren geschiehet. Währendem Liegen stürzt der Stute endlich eine Menge Wasser ab. Plötzlich kommt das Füllennetz, oder der Hamen, in Gestalt einer Blase hervorgeschossen, welche man ungesäumt mit einer scharfen Scheere, oder einem Messer, auch wohl mit scharfen Nägeln öffnet, damit das Füllen nicht darinn ersticke. Denn dieses geschiehet zum allerösterstenen, daß man die

Füllen im Netze todt findet, wenn keiner bey der Geburth zur Hand gewesen ist. Die Nabelschnur wird etwa in einer Breite von 4 Fingern vom Leibe abwärts mit einem starken Faden feste zugebunden, und außerhalb dieser Verbindung mit einer Scheere abgeschnitten. Die Unterlassung dieser Abschneidung der Nabelschnur könnte, wenn sie zähe ist, machen, daß solche beym Aufstehen des Pferdes abreißt, und somit dem Füllen die Gedärme aus dem Leibe gerissen werden, daß es sich zu Tode bluten kann. Gienge es auch ohne solche Gefahr ab, daß die Nabelschnur ganz nahe am Leibe des Füllens abgerissen wird, daß sie nur eben noch kann verbunden werden, so bekömmt das Füllen leicht einen Nabelbruch davon, oder wenigstens an dieser Stelle ein Gewächs in der Größe eines Hühnereyes.

Kömmt nach aufgeschnittener Blase das Füllen in seiner natürlichen Lage zum Vorschein, so streckt es die Vorderfüße, auf welchen das Maul lieget, voraus. An diesen Füßen läßt man einen geschickten Menschen anfassen, um dem Füllen in einem schnurgeraden Zuge hervorzuhelfen. Er muß es aber durchaus nicht zu weit abwärts ziehen, damit die Nabelschnur nicht an einer unrechten Stelle abreiße. Sollte aber das Füllen verkehrt mit den Hinterfüßen zur Geburth stehen, so muß es in solcher Lage abgenommen werden, da es denn der Stute desto schwerer wird, und man will sagen, daß das Füllen alsdenn hängende Ohren, oder sogenannte Schulohren bekomme.

Bey schweren Geburthen hilft man sich so, daß den Stuten der Bauch mit einem Ellen breiten Tuche fest gegürtet, und das Pferd bey der Nase fest gehalten wird, wodurch selbiges mehr Kraft und

Nach-

Nachdruck auf die Geburth anzawenden gezwungen wird. Auch muß man in solchem Falle das Gemächte mit Baum- oder Leinöl schmieren. Wiederhohlte Klystire sind in diesem Falle vortrefflich, weil öfters eine verhärtete Oeffnung in dem Mastdarme die Geburth schwer machen kann, so wie durch die mäßige Wärme, welche durch das Klystiren in den Mastdarm gebracht wird, die Geburthsglieder erweitert, und zum Austreiben gereizet werden. Man hat aber hieran nur die dienlichen Mittel, wenn das Füllen in seinem rechten Lager, welches das gewöhnliche ist, zur Welt gebracht werden kann. Ist aber das Lager so beschaffen, daß das Füllen darinn nicht durch die Geburthsglieder der Stute hervorkommen kann, so muß man einen Geburthshelfer d. i. einen solchen Mann zu Hülfe nehmen, der beherzt und geschickt genug ist, das Füllen im Mutterleibe anzugreifen, um es in ein bequemes Lager zu wenden, und selbiges mit Vortheil und Gewalt ans Tageslicht zu ziehen, ja es in Stücken wegzunehmen, wenn es nicht möglich ist, solches ganz zu bekommen. Wenn man mit der Hand nicht recht zukommen, oder das Füllen nicht geschickt genug fassen kann, so ist man in der Nothwendigkeit, ein dünnes Strick um den zur Geburth bequemsten Theil herumzuschlingen, und es daran entweder ganz, oder in Stücken hervorzuziehen. Eine so behandelte Stute kann dennoch in der Zukunft lebendige Füllen gebähren, wenn sie anders bey und nach solcher Geburth nicht gar zu sehr ruiniret worden.

Noch muß ich des sogenannten Mutterkuchens gedenken. Dieser ist rund, im Durchmesser etwa 3 Zoll breit, eines Fingers dick, und in der Gestalt des Vordertheils einer abgeschnittenen Füllen- oder

Kälberzunge anzusehen. Man vermeinet, daß das Hinunterschlucken dieses Nahrungskuchens dem Füllen nicht dienlich sey. Es ist mehr zu vermuthen, daß selbiger gar leicht unter das Geblüt und Gewirre der Nachgeburth gerathen könne. Will man solchen Kuchen aber dem Füllen entnehmen, so muß solches eines der ersten Besorgungen seyn, weil er sonst vergeblich im Munde gesuchet wird. Was man aber mit solchem aufgetrocknetem und gepülverten Mutterkuchen in der Arzney für Menschen und Vieh auszurichten vermeinet, beruhet wohl mehr auf Einbildung, als richtigen Erfahrungen.

In Ansehung der verbundenen Nabelschnur ist noch zu gedenken, daß man die Enden des zum Verbinden gebrauchten Bindfadens dicht an dem Knoten hinwegschneide, weil die Stute, wenn sie die herabhängenden Enden des Fadens mit den Zähnen ergreifet, solchen Verband losreißt, und hiemit dem Füllen Gefahr zuziehet.

Ist das Füllen obbeschriebener Maaßen gelöset und verbunden, so legt man es der noch ruhenden Mutter so hin, daß sie es belecken könne, bestreuet es auch wohl mit Salz, welches dem Pferde nicht ungedeihlich ist.

Einige geben auch wohl dem Füllen, wenn es zur Welt gekommen ist, ein Paar Löffel voll Leinöl ein, um ihm den Leib zu öffnen, da es gar leicht verstopft seyn kann. Man wiederhohlet diese Cur in der Folge, so oft man siehet, daß das Füllen nicht masten kann, als welches daran erkannt wird, wenn sich selbiges zum Masten sehr zwinget, ohne daß selbiges den Koth hervorbringen kann. Denn viele Fohlen gewöhnen sich daran, Lehm von den Wänden

oder

oder wohl gar Pferdemist zu fressen; wovon sie leicht verstopft werden können.

Das Füllen versucht bald aufzustehen, fällt aber öfters nieder. Dieserhalb muß überall die Streu so weich und dick seyn, daß es nirgends zu hart zu Boden fallen könne. Man kann ihm helfen, und es, wenn es saugen soll, hinführen und halten, damit es theils nicht umfalle, theils nicht von der Mutter geschlagen werde. Sollte diese, wie es öfters der Fall der zum erstenmale fohlenden Stuten ist, zu wild seyn, und sich des Schlagens nicht begeben wollen, so muß man die Mutter mit einem Seile so spannen, wie oben gesagt worden, daß solches in einigen Gegenden mit den, dem Beschäler vorgeführten, Stuten geschehe.

Wenn die Stuten noch eine Zeitlang im Stalle gehalten werden, ehe sie mit dem Füllen auf die Weide gehen können, ist es sehr dienlich, ihr eine eigene Bucht (eingehegtes Quartier,) im Stalle einzuräumen, worinn sie unangebunden frey umhergehen kann. Wenn die Stuten an der Krippe angebunden stehen, so kann es leicht geschehen, daß die immer in Bewegung stehenden Füllen sich in den Halfterketten verwickeln, sich darin verwunden oder gar erdrosseln, als welches auch bey andern alten Pferden geschehen kann, wenn sie ohne Einhegung frey unter selbigen umher laufen können.

Man muß darauf Acht haben, daß das Netz, oder der Hamen der Stuten, so bald er abfällt, weggenommen werde. Denn sie sind sehr begierig, ihn aufzufressen, womit sie sich aber schaden, indem das so zähe Wesen ihnen wegen seiner Unverdaulichkeit sehr lange im Magen liegen bleibet.

Zuwei-

Zuweilen geschiehet es, daß ein Füllen seine Mutter verlieret, und eine Mutter ihr Füllen. In solchem Falle muß man das mutterlose Füllen einer solchen kindeslosen Mutter unterbringen. Sie wird das fremde Füllen durch den Geruch unterscheiden, und es beißen und schlagen. Letzteres verhindert man durch das Fesseln eines Hinter- und Vorderfußes mit einem Seile, ersteres aber durch das Halten des Kopfs am Zügel. Wenn das Füllen sich satt gesogen hat, wird es immer in eine eigene Bucht wiedergebracht, bis die Stute das untergeschobene Füllen gern annimmt, welches meistens in 4 bis 5 Tagen geschiehet. Einige hauen dem gestorbenen Füllen den Schwanz ab, und bestreichen damit öfters die Haut des untergeschobenen Füllens, um ihm die Witterung des rechten Füllens beyzubringen.

Da die Stute von der Geburthsarbeit sehr heiß und voller Schweiß ist, so muß man verhüten, daß sie nicht ein Gefäß mit kaltem Wasser, als wornach sie sehr trachten, zum Schaden ihrer Gesundheit erreiche. Hat sie glücklich geworfen, als welches in einer halben Viertelstunde vorbey ist, so springt sie gar bald auf, und eilet nach der Krippe zum Futter, welches man aus ein paar Handvoll Haber, oder einem Stück gerösteten Brods hier zu Lande bestehen läßt. Sollte die Stute innerhalb 10 Minuten nach der Geburth nicht von selbst aufstehen, so müßte man sie dazu zwingen, damit sie zu ihrem Schaden nicht zu früh auf die Nachgeburth arbeiten möge. Hat man aber das Füllen etwa der Stute 6 bis 8 Minuten lecken, liegen oder schon saugen lassen, so nehme man das Füllen zurück. Gemeiniglich legt sich die Mutter sodann nieder, und arbeitet die Nachgeburth (das Netz) weg. Sollte es aber geschehen, daß das Netz oder der Hamen nicht abfallen wollte,

(einige

(einige Stuten tragen sich einige Tage damit,) so muß man dem Pferde Leinöl eingeben, oder selbiges mit Wasser, worinn Leinkuchen (Oel- oder Preßkuchen) zergangen sind, tränken.

Mit dem Tränken der Stute wartet man 2 Stunden bis nach dem Ablegen, und es muß ihr nicht auf einmal alles Wasser, sondern in wiederhohlten Absätzen gegeben werden; wie es denn auch sehr rathsam ist, ihr gewärmtes, mit Mehl oder Kleyen angemachtes, Wasser zu reichen.

Uebrigens werden die Stuten, so lange sie noch im Stalle stehen, wohl mit Futter verpfleget, um mit reichlicher Milch dem Füllen bestens aufzuhelfen. Haben aber die Stuten abortiret, so läßt man mit der bessern Verpflegung binnen einigen Tagen nach, damit sie von dem Zuflusse der Milch nicht unnöthigen Drang ausstehen dürfen. Man läßt ihnen daher auch das Euter mit Brandtwein waschen.

In Ansehung der Füllen haben einige die Gewohnheit, ihnen in dem ersten Vollmonde, den sie erlebet haben, die Mähnen glatt am Kamme und über der Stirn den Schopf nebst dem Schweife bis an den Bürzel abzuschneiden, um eine schöne Mähne und schönen Schweif zu ziehen.

Manche Füllen gewöhnen es sich an, ihren Müttern den Schweif abzukauen. Hiewider hilft nun am ersten, solchen Schweif ihnen recht zu verbittern. Es wird viel Wermuth in Wasser abgekocht, und der Schwanz mit dem lauwarmen Wasser öfters abgewaschen, daß alle Haare davon durchdrungen werden.

In einigen Gegenden, z. B. auf dem benachbarten Flämingc, wo die Pferde erst sehr spät,

kurz

kurz vor oder nach der Aerndte auf die Weide kommen, und die Stuten im Wagen gebraucht werden, gewöhnet man die Füllen, damit sie nicht mitgehen dürfen, an die Halfter, welches aber im Anfange schädlich werden kann, wenn die Füllen zu sehr sich streuben, und sich bey noch sehr zarten und nachgebenden Knochen Kopf und Nase verunstalten, daß sie davon eingebogene Nasen behalten. Es wäre besser ihm um den Hals ein, mit einem Knoten versehenes, Strick zu legen, welches sich nicht zuziehen und würgen kann. Noch besser ist es, das Füllen in einem besondern Behältnisse, wo es frey umhergeht, und sich nicht beschädigen kann, einzusperren. Geschiehet solches in Gesellschaft noch eines oder mehrerer Füllen, so werden sie desto ruhiger bleiben. In den ersten 4 Wochen aber müssen Stuten und Füllen nicht länger, als 3 Stunden getrennet seyn. Nach und nach kann ihre Trennung länger, und zuletzt wohl 6 Stunden dauern, wenn nämlich die Füllen zum Zeitvertreib anfangen, Heu oder Gras zu fressen. Dagegen muß man in den ersten 2 Monathen dieses beobachten, daß ein von der Mutter abwesend gehaltenes Füllen nicht eher zum Saugen gelassen werde, als bis aus jeder Zitze ein Paar Löffel voll Milch, die zu sehr erhitzet ist, und unter dem Theer zu Wagenschmier verbraucht werden kann, ausgemolken werden. Auch muß das Füllen, nachdem es zu saugen angefangen, einigemal davon ab- und zurückgezogen werden. Denn wenn es zu viel Milch auf einmal genießt, so kann es sich leicht verfangen, (die Rehe bekommen,) oder einen gefährlichen Durchfall bekommen. In hiesiger Gegend läßt man die Füllen bey der Arbeit der Stuten, welche aber im Anfange nur mäßig ist, und erst angehet, wenn das Füllen 6 bis 8 Tage alt geworden ist, nebenhergehen,

wel-

welches aber, wenn die Mutter in der Mitte andrer mitziehenden Pferde gehen muß, im Anfange manche Verwirrung und Aufenthalt verursachet, indem sich das Füllen zum Säugen herandränget, wenn der Wagen stille steht. Damit aber das Füllen der Mutter folgen lerne, muß erstere zum Anfange allein auf dem Hof herumgeführet oder ausgeritten, und das Füllen hiemit zum Folgen angelernet werden.

Wenn die Füllen früh im Jahre füllen, und für die Arbeitspferde noch nichts zu thun ist, werden die Stuten gemeiniglich auf dem Hofe allein gehend gelassen, damit sie sich die Füße vertreten und nicht steif werden. Die muthigen Füllen pflegen denn sehr wild umherzulaufen, und über alles wegzuspringen. Man wähle daher erstlich keine windichte Tage hierzu, damit die ohne Mäßigung umherlaufenden Füllen nicht vom Winde sich verfangen, (die Windrehe bekommen.) Sodann räume man auf dem Hofe alles aus dem Wege, damit die unerfahrnen jungen Thiere, die im Laufen ganz blind sind, nicht Schaden nehmen. So habe ich es z. B. nicht nur öfters gehöret, sondern auch selbst gesehen, daß die zu raschen Füllen gegen die Spitze eines Wagendeichsels gerennet, und sich damit auf der Stelle getödtet haben. Ein gleiches ist geschehen, wenn sie über eine Deichsel wegsetzen wollen, und sich auf den Schirrnagel (den langen eisernen Nagel, in welchen die Wage zum Ziehen eingesteckt oder eingehänget wird,) aufgespießet haben. Dieserhalb müssen die Wagen in einen Winkel gebracht, und die Deichsel so an eine Wand hingekehret werden, daß kein Füllen dagegen anprellen oder überwegspringen kann.

Es

Es ist oben gesagt worden, daß Verstopfungen ein öfterer Zufall der Füllen sey, so lange sie noch nicht auf die Weide gehen, und was für ein Mittel dawider zu gebrauchen sey. Sollte solches zuletzt nicht mehr helfen wollen, muß man den Füllen passende Seifzapfen, die mit Oel bestrichen worden, in den Hintern stecken. Und wenn auch diese nicht helfen sollten, muß man ihnen ein Klystier beybringen, welches aus gekochter und durchgeseigter Habergrütze bestehet. Das Abgekochte muß nur laulich gebraucht, und mit etwas Leinöl vermischt werden.

E. Verpflegung der entwöhnten Füllen.

Man ist nicht darüber eins, wie lange ein Füllen bey der Milch zu lassen sey. Hr. Robinson schreibet, daß man in England vor 20 Jahren die Füllen ein ganzes Jahr saugen lassen, solche nun aber alle im November, 3 Tage vor dem Vollmonde entwöhne.

Wenn ich nach dem, was bey mir, bey den Schafen die lange Erfahrung ist, urtheilen soll, so muß es die stärksten und dauerhaftesten Pferde geben, wenn sie als Fohlen der Muttermilch aufs längste genießen können, so wie ich beym Rindviehe auch einst einen dergleichen sehr wohl gerathenen Versuch gemacht. Unser Klima leidet es nur nicht, daß die Fohlen der Weidepferde zu spät im Freyen gelassen werden, wie gleich gesaget werden soll. Dieserhalb habe ich oben den Rath gegeben, daß die Stuten so früh im Jahre beleget werden sollen, daß ihre Füllen schon im März und April fallen können. Ja es möchte aus nur gedachter Ursach noch wohl besser seyn, wenn die Füllen bereits im Februar zur Welt kämen, um desto länger saugen zu können.

Die

Die kürzeste Zeit der zu entwöhnenden Füllen sollte nicht unter 6 Monathen seyn. Will man aber im nördlichen Deutschlande auf Gesundheit und Schönheit der Füllen halten, so müssen sie um Michaelis entwöhnet und eingestallet werden, es wäre denn, wiewohl solches bey uns nicht allzuoft geschiehet, daß noch warme Nächte und Tage nach Michaelis einfielen.

Es ist bereits vorhin gesagt worden, daß Füllen, welche in kalten Nächten auf der Weide gehalten werden, sehr rauhe und behangene Füße bekommen. Aber hiezu kommt noch in solchem Falle, daß ihre Köpfe sehr dick, plump und schwer werden. Ich habe dieses nicht nur in hiesiger Gegend, wo die Pferdezucht von jeher aufs stärkste betrieben wird, bey Andern bemerket, sondern auch einigemal, um die Erfahrung zur höchsten Gewißheit zu bringen, selbst versuchet. Ich habe nämlich 2 Füllen, die beyde einerley Vater hatten, auf die Weide gehen lassen; das eine, welches weniger geschickt war, um Michaelis eingestallet, das feinere aber bis in den November, ja ein andermal bis in den halben December mit der Mutter auf der Weide gelassen, so daß sie in manchen Nächten mit Eiszapfen behangen und von Schnee und Reif ganz weiß waren. Letztere Füllen bekamen und behielten nicht nur auf dem ganzen Leibe lange Haare, behangene grobe Füße, fleischichte, plumpe, kurze und dicke Köpfe, sondern haben auch in der Folge immer mit dem Kropfe (den Drüsen) Jahr für Jahr ihre Noth gehabt, wogegen die um Michaelis eingestallten Füllen rein an Füßen, kurzhaarig über den ganzen Leib, gut geköpft und frey von den Drüsen geworden und geblieben sind.

Die Fütterungsart in Ansehung der entwöhnten Füllen ist sehr verschieden, da man im nördlichen Deutschlande das Principium fast durchgängig angenommen, daß die Füllen im ersten Jahre nur schlecht gehalten, und allenfalls einzig und allein mit Heu aufgebracht werden sollen. Man hat nicht Unrecht, wenn man feines, süßes Heu, wie in Gegenden der Elbe und Oder, hat, welches in Ansehung der Kraft dem Haber völlig gleich zu halten ist. Fehlt es aber an so kräftigem Heue, so sind die Füllen betrogen, wenn sie mit saurem, weniger gutem Heufutter so hingehalten werden, daß sie nichts wie Haut und Knochen sind. Noch giebt es, unter den Bauern aber nur, Wirthe, welche die Füllen gleich mit allerley Getraidearten so stark anfüttern, und in die Höhe treiben, daß sie im zweyten oder dritten Jahre so sehr den Käufern in die Augen fallen, und solche aufs theuerste bezahlen. In beyderley Fällen, wenn das Füllen zu schlecht und zu gut gefüttert worden, sind die Käufer betrogen. Jenes, das auf die Knochen gefütterte Füllen, wird nie recht starker Natur werden, öftern Verrenkungen, den Drüsen, dem Husten und der Dämpfigkeit, dem Stollschwamm u. s. f. unterworfen seyn; dieses Füllen aber, das aufgeschwemmte, wie man zu sagen pflegt, wird vor der Zeit steif, blind und lahm werden, und wenn ja zwischen zween Fehlern die Wahl seyn sollte, würde der erste ein geringeres Uebel seyn.

Die Mittelstraße muß hier die beste seyn, nämlich die Füllen mit mäßigem Haber anzufüttern, wenn sie nämlich einer längern Zeit der Muttermilch genossen haben. Sind sie aber früh abgesetzet worden, kann man ihnen sehr fein geschnittenen Hexel mit Kleyen, oder geschrotenen Haber,

ber, oder allenfalls geschrotener oder gekochter Gerste geben.

Der Engländer, Hr. Robertson, will den Haber für so junge Thiere noch zu hitzig halten, und vermeinet, daß, wenn man den Füllen ein mehr nahrhaftes Futter, als Kleyen und Hexel geben wolle, sey gekochte Gerste dem Haber weit vorzuziehen, weil der Haber, besonders wenn er zu viel gegeben werde, gern böse Augen mache. Hier nun kann ich aus eigener Erfahrung nicht mitsprechen, außer so viel, daß unser Haber in Deutschland für die Reit- und Kutschenpferde das kühlendste Futter sey, und solche dabey die leichtesten Knochen behalten. Vielleicht hat Hr. Robinson in England in Ansehung des Habers einige Grafschaften daselbst vor sich gehabt, in welchen der Haber an Körnern stärker und wichtiger ist, als bey uns die Gerste, weßhalb auch solcher Haber sehr starkes Bier giebt. Bey mir wird nur wenig Haber und desto mehr Wicken gebauet. Von diesen Wicken, und besonders denjenigen, welche sehr lang ins Stroh wachsen, und nur wenig Körner enthalten, wird den Füllen ein sehr feiner Hexel geschnitten, welches ihre erste Fütterung ausmacht. Wir bleiben um so lieber bey solchem Wickfutter, als welches wegen der wenigen Körner gar kein hitziges Futter ist, weil es die Würmer, die bey den jungen Thieren sich bald einnisteln, abtreibet, und sie nicht aufkommen lässet.

Noch findet man fast in ganz Deutschland bey der Füllenzucht den gar nicht zu entschuldigenden Fehler, daß man die jungen Thiere in den zwey ersten Jahren so unsauber hält, und sie so sehr in ihrem Miste liegen läßt, daß sie für den ihnen anhängenden angetrockneten Koth nicht zu kennen sind, ob

Rappen, Füchse, Schimmel u. s. f. daraus werden sollen; und hiebey will man noch vorgeben, daß solches die besten Pferde würden. Ein Vorurtheil, das nicht schlechter seyn kann. Man versuche es nur, schreibt Hr. Robertson, und ziehe 2 gleich schöne und gleich gesunde Füllen von einem Hengst, und 2 gleich gesunden Stuten auf; und lasse das eine nach der gemeinen Meynung im Koth und Mist liegen, das andere aber halte man sauber und reinlich, und pflege ihn nach rechter Art, so wird man im Frühjahre finden, daß das erstere nicht nur rauhhärig, sondern auch dick von Kopf und Hals seyn, und grobe Knochen, auch allerhand Beschwerlichkeiten in den Augen haben wird, welchem gemeiniglich diejenigen Pferde unterworfen sind, die fleischichte Köpfe haben. Da hingegen die anderen glatte Haare und zierlichen Kopf, Hals und Füße, und nichts wenigers, als Flüsse in den Augen und anderswo haben werden.

Diesemnach muß man den Stand der Füllen nicht nur täglich, oder öfters, ausmisten, sondern ihn auch unausbleiblich alle Tage frisches Stroh, sollte es auch zweymal des Tages geschehen, unterstreuen, weil sie weit mehr, als die alten Pferde liegen. Und wenn man vermeinet, daß die Striegel im ersten Jahre der zarten Haut der Füllen zu hart fallen könne, so muß wenigstens Bürste und Kamm zum Herausbringen des Staubs und allerley Unraths aus den Haaren gebraucht werden.

Es ist nicht nöthig, daß die Füllen täglich aus dem Stalle gelassen werden. Es ist genug, daß solches wöchentlich ein Paarmal bey gutem Wetter geschehe, und man läßt selbige, ohne sie zu führen, frey umher laufen. Nur muß man darauf sehen, daß sie, wenn sie stark herumgelaufen haben, nicht gleich zum

kalten

kalten Wasser kommen, wenn sie wieder in den Stall gelassen werden. Denn junge Pferde sind weit leichter zum Verfangen, oder Verschlagen, als die alten geneigt.

Nach dem ersten Winter kommen die Füllen wieder auf die Weide, und man wartet damit so lange, bis warme Nächte eingefallen sind. Will es die Gelegenheit leiden, so werden sie in den ersten Wochen ihres Grasens im Frühjahre noch alle Nächte in den Stall genommen, und ihnen noch darinn das halbe Futter gegeben. Dies hat den Nutzen, daß sie nicht auf einmal zu sehr abnehmen, und sich gleich bleiben mögen. Denn das junge Gras macht den Thieren einen anhaltenden Durchlauf, welcher macht, daß sie zu sehr abschlagen.

Hier wäre noch die Frage zu erörtern, ob nicht die Füllen einzig und allein mit Kleeheu, z. B. getrockneter Lucerne u. s. f. im Winter aufzubringen, und somit der Haber zu ersparen sey? Es wird die Lucerne freylich gut anschlagen; ob aber die jungen Thiere gesunde Säfte und leichte Knochen dabey bekommen werden, ist eine andere Frage. Man hat es bey Stallschäfereyen erfahren, daß die Lämmer bey der Kleefütterung das sogenannte rothe Wasser bekommen haben, welches ihnen nicht würde wiederfahren seyn, wenn sie nur selten, und meistens allein nur mit gewöhnlichen guten Gräsern, im Winter aber mit gutem Wiesenheu wären gefüttert worden. Die eigentlich sogenannten Gräser, und zwar wenn die besten derselben vor sich allein gebauet werden, sind nicht weniger nahrhaft, als der Klee und weit gesünder.

Vor dem vierten Jahre sollte, da vor solcher Zeit die Knochen noch weich sind, das junge Pferd noch zu nichts gebraucht werden, außer daß man es am Zügel führen, oder, neben Reitpferden, auch Wagenpferden ledig angebunden, mitgehen läßt. Haben aber die Pferde das vierte Jahr erreichet, so muß man immer noch gelinde mit ihnen verfahren, wenn sie nicht Spatten oder Fußgallen bekommen sollen.

Noch ist in Ansehung der Stallung zu gedenken, daß die Krippe der Fohlen nicht zu hoch gestellet seyn müsse, als woraus, wie schon oben gesagt worden, dies entstehen kann, daß die Pferde einen sogenannten Senkrücken bekommen. Was aber den Fußboden selbst anbelanget, so wird, wie in den allgemeinen Pferdeställen, vorne eine dicke Bohle 18 Zoll breit eingesenket, so daß die Pferde mit den Vorderfüßen etwa 6 Zoll höher stehen als mit den Hinterfüßen. Höher muß diese Bohle niemals seyn, weil es den Pferden, besonders trächtigen Stuten beym Aufstehen beschwerlich, oder gar schädlich seyn würde.

Die Krippe muß eher zu breit, als zu schmal seyn, damit theils der Brodem der Pferde vom Fressen leicht verfliegen, und das Futter nicht erhitzen, theils aber das Heu von der Raufe nicht über die Krippe hinaus zur Erden fallen, und vertreten werden möge.

Die gewöhnliche schräge Stellung der Raufen hat 2 schlimme Fehler; den einen, daß den Pferden die Mähnen voller Unreinigkeit werden; den andern aber, daß von den Heuhälmern den Pferden was in die Augen fällt, und solche schadhaft machet. Man lasse also die Heuraufe nicht schräg nach den Pferden

zu

zu überlehnen, sondern senkrecht über der äußersten Wand der Krippe hängen. Die Stäbe der Raufe müssen 3 Zoll von einander seyn.

Es ist besser, statt der in der Krippe eingebohrten Löcher starke, in einer Krampe sich bewegende, Ringe zu haben, um den Zügel der Halfter hineinzubinden. Der Zügel muß so lang seyn, daß sich das an der Krippe gebundene Pferd bequem niederlegen könne. Ist solcher aber mit dem äußersten Ende eingebunden, so hänget derselbe dem Pferde in einem halben Bogen vor der Brust, weßhalb das Pferd gar leicht mit einem oder beyden Füßen übertreten, und sich schaden kann. Bey den Füllen hat man vorerst keine Ketten an den Halftern; aber sie gewöhnen sich gern das Abknauen der Stricke an, weßhalb folgende Art des Anbindens den Vorzug verdienet: man läßt ein Paar hölzerne Kugeln drehen, in der Größe zwoer geballten Fäuste, oder ein anderes rundes Stück Holz also zurichten, und ein Loch Fingers dicke durchbohren. Sollen nun die Pferde angebunden seyn, so leite man den Zügel der Halfter durch den Ring in der Krippe, und dann durchs Loch in der Kugel, und schlage einen Knoten vor. Es ist aber dienlicher, daß man solche Halftern stets also an der Krippe festlasse, und dem Pferde beym Ausführen eine andere anlege.

Das Striegeln der Pferde ist ein Hauptpunkt bey der Pferdezucht, und wird vielmals gar nicht recht verstanden. Die bessere Art von Striegeln ist diejenige, die vier gezahnte und drey glatte Stege hat. Die Striegel aber müssen recht geführet werden, daß sie stets zugleich mit allen Stegen wirket, und somit allen auf der Haut liegenden zähen Unrath hervorbringen kann. Was auf den Haaren bleibet, wird mit

der Bürste (Kartetsche) abgebürstet, und hierauf das Haar mit einem wollenen Wischlappen glatt gemacht. Am Kopfe und unter dem Bauch muß nur allein die Bürste und sodann der Wischlappen gebraucht werden. Wird die Striegel so gebraucht, daß nur die vordersten Stege wirken, so schmerzt es den Pferden zu sehr, daß die jungen Pferde davon handscheu werden, und das Striegeln gar nicht leiden wollen, so wie überhaupt ein solches Striegeln keinen Nutzen hat. Einige Knechte nehmen statt des Wischlappens einen getrockneten Kuhschwanz, womit aber der Staub mehr in die Haare hinein- als herausgepeitschet wird. Die Mähne wird mit einem eigenen weitzähnichten Kamme, der allenfalls von Holz seyn kann, wie auch der Schopf ausgekämmet. Der Schweif wird gleichfalls gekämmet, und darauf mit der Bürste vollends in Ordnung gebracht. Die Beine werden erst mit einem Strohwische und hierauf mit der Kartätsche gereiniget. Besonders werden die Fessel mit dem Strohwische wohl ausgerieben.

Es ist niemals anzurathen, daß die Pferde, wenn sie mit kothichten Füßen aus der Arbeit kommen, in die Schwemme, oder ins kalte Wasser zur Abkühlung und Reinigung geführet werden, wodurch den Thieren großer Schade an der Gesundheit geschiehet. Es ist besser, die Pferde trocken zu putzen, oder die Füße mit warmem Wasser abzuwaschen. Sind sie sehr von der Arbeit, Reiten oder Fahren erhitzet, kann man die Füße mit warmem Essig oder warmem Spühlwasser abwaschen. Wäre das Pferd übermäßig in der Arbeit angegriffen worden, so wird von dem englischen Bereuter und Pferdearzt, Hrn. Robertson, angerathen, nach obbesagtem Abwaschen den Huf mit folgender Salbe wohl einzuschmieren,

und

und darauf mit warmer Kleye einzuschlagen: ungewässerte Butter 1 Pfund, Basiliensalbe, Theer, roher Terpenthin, von jedem ein halb Pfund. Dieses wird in einem Tiegel über Kohlen unter einander geschmolzen, sodann vom Feuer genommen, und gerühret, bis es kalt ist. Den andern Tag muß das Pferd im Schritt ausgeritten werden, damit seine Glieder wieder in Bewegung kommen, und das Pferd nicht steif oder rehe werde.

Gedachter Pferdearzt giebt in Ansehung der Jagdpferde den Rath, daß man, wie es ein gefährliches Vorurtheil ist, selbige sich nicht voll Wassers saufen lassen solle, um dem künftigen Durste zuvorzukommen, indem öfters davon Dämpfigkeit und Blutstallen entstehen können. (Es ist in dieser Absicht besser, den Jagdpferden vor dem Jagen, 4 bis 6 Stunden zuvor, satt Wasser gegeben zu haben, damit es sich unter der Zeit mittelst des Urins davon wieder entlediget haben könne.) Eben so schädlich wird es von vorgedachtem Schriftsteller gehalten, von der Jagd kommenden Pferden kalt Wasser zu geben, oder solche, zur Verhütung des Steifwerdens über Nacht im Koth oder in der Mistpfütze stehen zu lassen, weil durch dieses Verfahren der Magen erkältet wird, und geschwollene Drüsen und Verschlagen (Rehewerden) davon die Folgen sind; so wie man gleich nach dem kalten Trinken bemerket, daß die Pferde gemeiniglich zittern, als wenn sie einen Fieberfrost hätten. Besser ist es daher, wenn das Jagdpferd sauber geputzet, und ihm, sobald es in den Stall kommt, warme, dick angemachte Kleye gegeben wird, worunter 1 Loth Schwefelblüthe und 1½ Loth klein gestoßenes Antimonium gemischt worden, worauf dem Pferde nur weniges Heu, und nach 2 Stunden lau-

lichtes Mehlwasser zu saufen gegeben wird. Nach diesem allen kann man ihm sein ordinaires Futter reichen.

Mir ist ein Landedelmann bekannt gewesen, welcher seinem Pferde, wenn er es zum Hasenhetzen gebraucht hatte, so begegnete. Er ritt mit selbigem eine ganze Stunde im Schritt langsam nach Hause, und machte damit, daß es sich von seiner Erhitzung erhohlen konnte. Auf diese Weise kam es nicht mehr zu warm in den Stall, und ihm ward zuerst etwas Heu gegeben, sodann eine Portion des gewöhnlichen kurzen Futters, worunter ausgesiebte Asche gemenget ward. Sodann ward dem Pferde laulichtes Wasser so gegeben, daß es sich nicht auf einmal satt saufen durfte: alle halbe Stunden etwas, bis es nichts mehr wollte. Gedachter Kavalier hatte diese Weise von jeher beobachtet, und sagte, ihm sey niemals ein Jagdpferd verschlagen oder steif geworden, und er hielt die unter das Futter gemischte Asche für ein sehr bewährtes Mittel wider das Verfangen. Man sollte mit den Wagen- oder Reisepferden eben so verfahren, und sie die letzte halbe Stunde nur langsam gehen lassen, damit sie nicht erhitzt in den Stall kommen, weil man sich nicht immer auf die Kutscher oder Knechte darauf verlassen kann, daß sie mit erhitzten Pferden, die, wenn sie noch jung sind, am ersten Schaden nehmen, die rechte Diät halten; so wie es in gleicher Absicht sehr gut ist, mit Pferden, die zumal noch jung sind, gleich schnell abzufahren; und in der Folge muß das Schnellfahren nach und nach erst verstärket werden. Ist man übrigens nicht auf der Jagd, und reiset zu Pferde, so daß man nur gemäßigt reitet, kann man sein Pferd unterwegens überall trinken lassen, um es stets damit zu erquicken.

Ist

Ist das Pferd aber allzulange ohne Wasser gewesen, und ist dabey sehr heiß, so muß man, wenn man schon weiter reitet, und das Pferd in Bewegung bleibet, mit kaltem Wasser doch auch das Maaß nicht überschreiten. Zween oder drey Züge können genug seyn, um sein Maul abzukühlen, und wenn man eine halbe oder ganze Stunde weiter geritten ist, verfähret man eben so. Je jünger die Pferde sind, desto genauer muß man sich an diese Vorschrift halten, wenn man nicht Gefahr laufen will, ein junges schönes Pferd auf immer steif zu machen, oder es wohl gar zu tödten.

Wie man obbesagte Diät mit den Pferden in Ansehung des Saufens und Futters zu beobachten hat, so muß man den Sattelpferden keine Erkältung durch Abnehmung des Sattels zuziehen, als wodurch ebenfalls Fieber, Verfangungen und Kropf, oder Drüsen, entstehen können. Entweder man läßt den Sattel, nachdem die Steigbügel in die Höhe gezogen, und das Pferd mit dem Kopfe so hoch angebunden worden, daß es sich nicht niederlegen und den Sattel verderben kann, eine Weile noch liegen, oder man breitet die unter dem Sattel liegende Decke nach dem Absatteln über den Rücken aus, und schnallet sie mittelst eines eigenen Riemens um den Leib feste. Mit den Wagenpferden kann man es eben so machen, da man gemeiniglich ihnen auch im Stalle Decken zu halten pflegt, weil sie nach dem Putzen von solchen aufgelegten Decken schön glänzende und fest anliegende Haare bekommen.

G. Angewöhnung der jungen Pferde zur Arbeit.

Es würde mich zu sehr von meinem Zwecke abführen, wenn ich alle Regeln zur Abrichtung der

Reit-

Reitpferde beybringen wollte, da ich voraussetzen muß, daß diejenigen, welche sich Reitpferde halten, theils das Reiten auf Reitschulen gelernet, theils sich Pferde halten, die entweder von Bereitern zugeritten worden, oder es auf der Reitschule selbst gesehen und gelernet haben, wie ein Pferd zugeritten werden müsse. Da aber doch hin und wieder einige angetroffen werden, welche eben nicht zum Pöbel gehören, und doch sehr bäuerisch reiten; so will ich diesen zum Besten die ganz allgemeinen und sehr kurzen Vorschriften mittheilen, welche in dem aus dem Englischen übersetzten Taschenbuche für Liebhaber der Pferde gefunden werden.

Ehe ihr zu Pferde steiget, so sehet, ob Zaum, Kinnkette, Sattel und Gurte auf die rechte Art sitzen. Gewöhnet stets euer Pferd, daß es still und ohne Bewegung stehe, bis ihr euch fest gesetzet, und eure Kleider zurecht geleget habt.

Wenn ihr wollt, daß das Pferd fortgehen soll, so lehret es ihn dadurch, daß ihr entweder eure Knie hart anleget, oder daß ihr ihm zuredet, ohne daß ihr eure Ruthe oder Sporen brauchen dürfet. Denn ein Pferd wird jedes lernen, und eine gute Eigenschaft kann ihm eben so leicht beygebracht werden, als eine schlechte. Es ist eine grausame Behandlung, eine edle Kreatur zu schlagen, ehe man ihr seinen Willen durch einige Zeichen, die es bald verstehen lernet, bekannt gemachet hat. Es ist Zeit genug es zu bestrafen, wenn es sich weigert, oder eurem Willen sich widersetzet.

Ziehet dem Pferde den Kopf mit einem zu scharfen Zügel nicht in die Höhe, es macht sein Maul hart; es wird euch überdieses bey einer leichten Hand siche-

sicherer fortbringen, und mehr sorgfältig in seinen Tritten seyn, als bey einer schweren Hand. Vieles kömmt auf die Ruhe der Hand an, in welcher ihr den Zügel haltet. Haltet euren Elbogen fest, so werdet ihr seinem Maule keinen Schaden thun. Hingegen nichts verräth einen schlechten Reiter (auch in einiger Entfernung schon) mehr, als wenn er Schenkel und Arme herumwirft. Es ist für das Pferd und den Reiter am bequemsten, und es kann euch in einem Tage gegen 10 englische (2 deutsche) Meilen weiter bringen, wenn ihr so fest aufsitzet, als wenn ihr ein Theil des Pferdes selbst wäret. —

Da aber dieses noch nicht für ganz unerfahrne Reiter hinreichen wird, so müssen sie noch folgende Vorschriften in Ausübung bringen.

Die Kinnkette muß der Reiter selbst einhängen, und zwar so los, daß sie an des Pferdes Unterlefze hinabhänget; damit sie sich nicht in die Höhe zieht, und den Kinnbacken des Pferdes eher berührt, als bis die Zügel am Zaume mäßig angezogen werden. Das sanfteste Pferd kann den Reiter in Gefahr bringen, wenn es von der Kinnkette geklemmt wird. Wenn man beym Einhängen solche nach der rechten Hand herumdrehet, so entfalten sich die Gelenke derselben von selbst, und alsdann hat es nichts zu sagen, daß sie sich weiter drehet. Hält Jemand das Pferd beym Aufsteigen, so muß er den Zügel selbst gar nicht, nur denjenigen Theil desselben halten, welcher an der Backe des Pferdes herabtritt. Auf diese Weise wird die Führung des Zügels allein dem Reiter überlassen, und das Pferd ist der Schmerzen überhoben, die ihm durch das Halten an der Kinnkette verursacht werden, so wie es auf solche Weise am ersten lernet, beym Aufsitzen still zu stehen.

Der

Der Zügel muß im Reiten gehörig lang gehalten werden. Man sitze gerade, und lasse sich nicht durch das Halten desselben die eine Schulter vorwärts ziehen. Vielmehr halte man sich in einer unverdreheten Richtung, als wenn jede Hand einen Zügel führte. Man halte seine Zügel mit der vollen Faust, indem man sie mit dem kleinen Finger von einander theilet. Man halte die Hände senkrecht; so wird der Daumen oben seyn, und auf dem Zügel liegen. Man beuge das Faustgelenk ein wenig auswärts, und wenn man an dem Zügel zieht, so erhebe man die Hand nach der Brust zu, und zwar mehr den untern Theil der Hand, als den obern. Man führe den Zügel in einem solchen Verhältniß, daß, wenn das Pferd stürzen sollte, man im Stande sey, ihm den Kopf in die Höhe zu ziehen. Man unterstütze es in solchem Falle durch die Stärke der Arme, und durch das Gewicht des Körpers, welchen man rückwärts lehnet. Wenn man den Zügel zu lang führet, ist man in Gefahr hinten hinabzufallen, indem sich das Pferd vorne hebet. Kennet man aber sein Pferd, und glaubt, es sey unnöthig, den Zügel angezogen zu halten: so halte man den Arm, doch nicht zugleich die Schulter, ein wenig vorwärts nach dem Kopfe des Pferdes, und verlasse die gewohnte Länge des Zügels nicht. Auf diese Weise behält man die Oberhand über das Pferd zu eben der Zeit, da man ihm durch die Finger sieht.

Er sitzt gut zu Pferde, heißt so viel beym Reiter, wenn er seinen Sitz auf demjenigen Theile des Sattels hat, in welchen der Körper von selbst hinabsinken würde, wenn man ohne Steigbügel ritte. Dieses kann durch das eigene Gewicht des Körpers erhalten werden, ungeachtet so viele Reiter glauben,

daß

daß es durch den Anschluß mit den Schenkeln und Knien gezwungen werden müsse.

Ist der Sattel über diejenige Stelle des Pferdes gebracht, welche als der Vereinigungspunkt zwischen Mann und Pferd angegeben worden, so, daß er das Pferd nicht an der Bewegung der Schultern hindert, so sitze man mitten auf dem niedrigsten Punkt des Sattels gerade und mit so wenigem Zwange, als wie man gewöhnlich zu sitzen pfleget. Das Leichte in der Handlung bezeichnet den rechten Mann. Man kann nachläßig sitzen, aber nicht schläfrig. Die feste und erlernte Steifigkeit, welche man von solchen auf der Reitschule annimmt, die selbst einen gezwungenen Anstand haben, ist unedel und unnatürlich.

Wird das Pferd stärig, oder bäumt sich, und schlägt hinten aus, und will uns abwerfen, so beuge man sich nicht vorwärts, wie viele in solchen Umständen thun. Diese Bewegung treibt den niedern Theil unsers Körpers zurück, bringt uns aus der gehörigen Spaltung, und aus unsrer Richtung. Daher besteht die beste Art den Sitz zu behaupten, und wenn man ihn verlohren hat, ihn wieder zu bekommen, darinn: daß man den niedern Theil des Leibes vorwärts rückt, und den obern Theil und die Schultern zurückbieget. Wenn man den Leib rückwärts, und zwar stark rückwärts bieget, so giebt uns dieses die beste Sicherheit bey falschen Springen, sowohl wenn das Pferd im Gange, als wenn es im Stehen ist. Das Heben des Pferdes schadet dem Reiter im Sattel nicht. Dafür muß man aber sich am meisten in Acht nehmen, wenn das Pferd hinten ausstreichet, und dieses geschiehet am sichersten, wenn man den Körper stark hinterwärts beuget. Man halte die Beine oder Schenkel nicht steif, und mache den Leib

in

in den Hüften recht biegsam. Diese ungezwungene Art zu sitzen, bietet jeder ungestümen Bewegung des Pferdes Trotz. Dagegen wird aus dem Andrücken der Knie, wodurch man sich gemeiniglich halten will, bey heftigem Schwunge des Pferdes ein desto schwererer Fall entstehen. Ein erfahrner Reiter wird ferner auch das Gleichgewicht zu erhalten suchen, indem er der Bewegung des Pferdes ein wenig nachgiebt; und ein unerfahrner wird aus dem Sitze geworfen werden, indem er sich bemühet, selbigen zu behaupten.

Man strecke die Beine nicht vor sich aus, sonst wird man auf dem Hintertheil des Sattels getrieben. Man ziehe auch die Knie nicht in die Höhe, gleich einem Kerl, der auf einem Packen reitet. Die Schenkel werden hiebey aufwärts gezogen, welches beydes häßlich steht. Man halte die Beine gerade nieder, und sitze nicht auf dem dicken Fleische, sondern drehe die Schenkel einwärts, so daß man Knie und Zehen gegen einander kehret. Auch ist es sicherer so zu reiten, daß der Ball unter dem Fuße in dem Steigbügel steht, als daß man mit dem Absatze des Stiefels hineintritt. Denn da in diesem Falle der Absatz hinter dem Steigbügel drückt, so werden eben dadurch die Schenkel niederwärts gezogen.

Wenn man findet, daß die Schenkel in die Höhe getrieben werden, so muß man die Knie von einander thun, um dieselben nebst dem obern Theile der Spaltung tiefer an das Pferd herunter zu bringen. Man fasse den Sattel mit dem hohlen oder innern Theile der Schenkel, aber nicht stärker, als es nöthig ist, um den Leib im Gleichgewicht zu erhalten. Dieses wird uns auch dazu dienen, die Sporen von der Seite des Pferdes ab- und die Zehen einwärts zu kehren,

ren, ohne solches auf eine so affectirte und übertriebene Art zu thun, als manche pflegen. Man senke die Absätze gerade nieder. Denn so lange, als die Absätze und Schenkel niedergehalten werden, kann man nicht fallen. Wenn man dieses mit der Biegung des Rückens verbindet, so weiß man das Mittel, wodurch diejenigen fest sitzen, welche sich entweder im starken Galop oder in den abwechselnden Steigen und Sinken des vollen Trottes im Steigbügel halten.

Man richte lieber die Länge der Steigbügel nach dem Sitze ein, als den Sitz nach den Steigbügeln. Will man es noch genauer haben, so lasse man die Steigbügel, besonders in dem Jagdsattel, so lang, daß, wenn man in demselben stehet, zwischen dem Gesäß und dem Sattel ein Raum von 4 Fingern breit anzutreffen sey. Der Sattel selbst aber muß auf dem Pferde so dicht als möglich liegen, gleich als wenn er aus dem Pferde geschnitten wäre.

Es würde einem Reitschüler sehr zu statten kommen, wenn er in einem großen Cirkel reiten lernte, und zwar ohne Steigbügel; mit dem Gesicht müßte er hiebey auf den inwendigen Raum des Cirkels gerichtet seyn; er müßte den Kopf des Pferdes nicht völlig sehen, sondern nur blos dasjenige Ohr, welches an der innern Seite des Cirkels ist; und seine Schulter, welche an der äußern Seite des Cirkels ist, müßte er stark vorwärts drehen. Hiedurch lernt man den Leib im Gleichgewicht zu halten, und fest zu sitzen, ohne die Steigbügel zu Hülfe zu nehmen. Eben hiedurch wird man auch wohl einen Fall verhüten können, wenn man ja einmal die Steigbügel verlieren sollte, als welches leicht geschehen kann, wenn man unvermutheter Weise das Gleichgewicht des Sitzes verlieret.

Wenn ein Pferd boshaft zu seyn versuchet, so fasse man einen jeden Zügel besonders, in jeder Hand einen; man halte die Armen vorwärts, und fasse das Pferd sehr kurz. In diesem Falle pflegt der Reiter gemeiniglich mit niedrigen Armen das Pferd hart anzuhalten; allein weil auf diese Weise das Pferd den Kopf zu niedrig hält, so hat es mehr Macht hinten auszuschlagen; dagegen, wenn sein Kopf in die Höhe gezogen wird, kann es sich weder vorne noch hinten heben, indem es sich keine von diesen beyden Bewegungen geben kann, ohne den Kopf frey zu haben. Es verhält sich damit, wie mit einem Brett, das im Gleichgewicht liegt, welches sich an einer Seite nicht heben kann, ohne an der andern zu sinken.

Ist das Pferd halsstarrig, so muß man es nicht mit einem ununterbrochenen Zuge anhalten, sondern, indem man eben den Zügel bewegt, an- und loslassen, es oft zurückziehen, und so oft wiederhohlte Rücke mit den Zügeln thun, bis es gehorchet. Die Pferde sind so sehr gewohnt, indem sie vorwärts gehen, auf dem Zügel zu liegen, daß ihnen der Muth vergeht, wenn der Reiter ihnen solches nicht zulassen will.

Ein schlapphälsiges Pferd wird den Kopf beständig in die Höhe werfen, wenn es von dem Reiter beständig im Zügel gehalten wird. In diesen Umständen wird von ihm die Stirne des Pferdes gesehen, und er kann keine Gewalt über dasselbe gewinnen. Wenn nun ein Pferd solches thut, so muß man die Hand sinken, und den Zügel spielen lassen; alsdenn wird das Pferd den Kopf gleich wieder in die gehörige Richtung bringen. Indem es nun den Kopf herabsenket, muß man zum zweytenmal einen gelinden Zug thun, und alsdenn wird man sein Maul wieder im

Ge-

Gebiß fühlen. Mit einer geringen Uebung ist dieses fast im Augenblick geschehen, und auf eben diese Art wird man in der Entfernung von wenigen Ruthen ein Pferd aufhalten können, da dasselbe im Gegentheil mit einem andern Reiter durchgehen wird, welcher es mit aller Macht aufzuhalten sucht. Fast ein jeder wird bemerket haben, daß, wenn ein Pferd allezeit, auch wenn es ordentlich geht, im Zügel gehalten wird, es oft dasjenige, was ein Zeichen seyn sollte, es aufzuhalten, für ein Zeichen hält, das Gebiß zu tragen und schneller zu gehen.

Man halte dem Pferde den Kopf in die Höhe, damit es den Hals und die Mähne hoch tragen möge. Man spiele ein wenig mit dem Zügel, und bewege ihm das Gebiß im Maule, damit es nicht auf demselben beständig und anhaltend ruhen möge. Man darf nicht sorgen, daß man ihm den Kopf zu hoch ziehe, denn es wird geneigt seyn, ihn wieder herab zu lassen, und die Arme des Reiters zu ermüden, sobald sein Muth im geringsten nachläßt. Merkt man, daß ihm der Kopf zu schwer wird, so muß man es aufhalten, und einige Schritte zurück gehen lassen. Auf diese Weise wird man nach und nach seine Neigung auf dem Gebiß zu liegen brechen können.

Man muß kein Vergnügen daran finden, wenn das Pferd einen runden Hals macht, und den Kopf gegen die Brust einwärts ziehet. Man lasse vielmehr zu, daß das Pferd den Kopf in vollem Zügel trägt, insonderheit wenn es denselben hoch trägt, und den Hals gekrümmet aufrichtet. Das Pferd macht eine schlechte Figur, wenn es den Hals niederbeuget, und man hat es sodann nicht in seiner Gewalt. Wenn es aber nur gelinde auf dem Zügel lieget, so geht es sichrer und angenehmer, und alsdenn kann man es

allein mit dem Gelenke in der Hand regieren. Wenn es den Kopf niederhängen, und dem Reiter die Schwere seines Kopfes und Halses tragen läßt, und das Gewicht auf die Vorderfüße bringt, (welches auf der Buge gehen heißt) so wird es mit den Zehen gegen den Boden stoßen und stolpern.

Sollte das Pferd anhalten, schwer im Zügel zu liegen, so binde man es alle Tage eine oder ein paar Stunden mit dem Schwanze nach der Krippe zu, und ziehe ihm mit den Riemen, die an beyden Pfosten seines Standes befestigt sind, und welche durch beyde Ringe der Trense gezogen werden, den Kopf so hoch, als er sich will heben lassen.

Die Stallknechte sind sehr geneigt, den Pferden die Köpfe herunter zu gewöhnen, weil sie meynen, daß sie keinen Sitz haben, wenn sie sich nicht stark am Zügel halten, und wenden daher die rechte Mühe nicht an, da der Hals einen Bogen ausmachen soll, solchen Bogen in die Höhe zu zwingen. Hat man nun die Absicht, den Kopf zu erhöhen, so muß der Hals auswärts gewöhnet, und dabey der Kopf einwärts gehalten werden. Denn eben zu der Zeit, da die Hand des Reiters mit dem Zügel sich beständig mit dem Gebiß in gerader Linie hält, so kann die Nase des Pferdes entweder eingezogen, oder ausgelassen werden, nachdem man den Hals entweder erhöhet oder herabläßet. Wenn im Gegentheil ein Pferd seinen Kopf oder vielmehr seine Nase gar zu hoch trägt, so ersetzt es gemeiniglich diesen Fehler dadurch, daß es seine Schultern leicht bewegt, und sicher geht. Man muß die Ursach dieses Fehlers aufsuchen. Einige Pferde haben den Hals so niedrig an den Schultern angesetzt, daß sie ihn, gleich den Hirschen, auf- und niederwärts biegen. Bey einigen

gen ist die Oberlinie des Halses, von den Ohren bis an die Wiederhorst, zu kurz. Ein Kopf dieser Art kann gar nicht eingebogen werden, und einen Bogen bilden, weil die Halswirbel zu kurz sind, indem bey Pferden mit langen Hälsen die Anzahl der Wirbelbeine eben so groß ist, als bey den kurzgehälseten. Bey einigen ist der Kinnbacken so dick, daß selbiger mit dem Halse zusammenkömmt, und daher keinen Raum hat sich zu biegen. Bey andern ist die Unterlinie von der Kinnlade zur Brust so kurz, daß sich der Hals nicht erheben kann. In allen diesen Fällen nun kann man durch eine geschickte Hand und ein leichtes Gebiß viel gewinnen; aber keine Kinnkette, kein Zwangriemen oder andrer gewaltsamer Kunstgriff wird ein Pferd lehren, seinen Kopf oder Hals zu einer Richtung zu gewöhnen, die ihm von Natur beschwerlich ist. Wenn man versucht, die Nase des Pferdes tiefer einzubeugen, als es solches vertragen kann, wird man die Natur verunstalten und machen, daß es die Nase beständig in die Höhe wirft, und den Schaum über den Reiter sprenget.

Die Regel in Ansehung des Zureitens der schlapphälsigen Pferde wird auch bey weichmäuligen anzuwenden seyn. Nur muß man untersuchen, ob der Sattel oder die Gurten das Pferd nicht drücken, und ob das Gebiß ihm nicht zu hoch im Maule liegen, und ihm somit die Lippen beschädigen, weil es in allen diesen Fällen den Kopf nicht thätig tragen wird.

Es ist fehlerhaft, beständig am Zügel zu rücken, gleich als ob man damit den Muth des Pferdes oder die Geschicklichkeit des Reiters wollte sehen lassen. In diesem Falle ist es eine sehr falsche Abrichtung der Pferde, daß sie den Kopf niedrig halten, und damit

so ziehen müssen, daß sie den Reiter aufheben, welcher in den Steigbügeln, selbst im gelindesten Galop zu stehen pflegt. Bey einem besser abgerichteten Pferde werden wir gleich sagen können: es hebt sich schön, weil wir das Leichte und Angenehme in dieser Bewegung empfinden.

Die Roßtäuscher oder Pferdehändler haben die Gewohnheit, an ihren Pferden beständig zu zerren, da sie ihnen den Sporn immer in die Seite halten, und zu eben der Zeit beständig den Zügel zurücken. Hiedurch werden die Pferde gezwungen, Sprünge zu machen und aufs Gebiß zu beißen, daß ihre Wuth daher das Ansehen des Muths gewinnen soll. Sie reiten mit ausgebreiteten Armen, und halten dieselben sehr niedrig an die Schultern ihrer Pferde. Diese Gewohnheit macht, daß sie die Hälse ausstrecken, und giebt ihrer Vorhand ein besseres Ansehen. Sie verbirgt auch einen dicken Kinnbacken, wodurch das Pferd beym Aufheben des Kopfes würde verhindert werden, dem Zügel nachzugeben. Sie verbirgt auch den Schafhals, der sich sonst würde sehen lassen. Muß man ein Pferd nehmen, das sich ungern im Zügel führen läßt, und von Natur einen schweren Kopf hat, oder es trägt die Nase halsstarrig in der Luft, so muß man sein Maul finden, wie man kann, und so gut als möglich mit ihm fertig zu werden suchen.

Das Scheuen des Pferdes vor gewissen Gegenständen muß man also bezwingen: wenn es sich vor einem Gegenstande zur linken Seite scheuet, so halte man ihm den Kopf hoch, und führe es gerade in der Straße fort, indem man es von dem Anblick des Gegenstandes, den es scheuet, ein wenig abziehet. Dabey drücke man ihm mit dem rechten Beine hart

in

in die Seite gegen die Flanke zu, alsdann wird es gerade in der Straße fortgehen. Auf diese Art, und wenn man ihm den Kopf noch etwas mehr hinumdrehet, kann man es zwingen, sich mit dem Hintertheile des Leibes da hinauszuwenden, wo es sich scheuet. Vielleicht ist diese Regel, ein Pferd vor seinem Gegenstande des Scheuens über zu führen, bey einem Schulpferde etwas unrichtig, als welches allemal dem Beine des Reiters gehorchen wird. Aber man unterlasse nicht, eben ein solches Pferd, wenn es in der That scheu und nicht widerspenstig ist, mit dem Auge abwärts zu lenken; es möchte sonst seyn, daß man das Pferd besonders gewöhnen wollte, den Anblick eines gewissen Gegenstandes zu ertragen. Die Vorstellung, daß es nöthig sey ein Pferd unmittelbar auf alle Gegenstände los zu treiben, vor welchen es sich fürchtet, scheint überhaupt zu weit getrieben zu seyn. Es ist eine sehr bewährte Manier, die Furcht eines Pferdes zu besiegen, wenn es im Stalle, auch noch wohl ehe es unter den Sattel kommt, das Rühren der Trommel, oder vorerst außerhalb desselben, zur Zeit, da es sein Futter bekömmt, anzuhören gewohnt wird. Dies macht ihm nicht allein den Lärm bekannt, sondern ist ihm sogar angenehm, weil er ihm ein Verbote seines Futters ist. Wollte man das Pferd mit Schlägen an die Trommeln herantreiben, so wird es sich Zeitlebens vielleicht davor scheuen. Sollte man von solcher Erfahrung in Ansehung der Trommel nicht auf andre Fälle, wenn ein Pferd wovor scheuet, die Anwendung machen können? Es muß daher besser im Anfange seyn, wenn das Pferd nur nicht ganz umgekehrt gehet, selbiges ein wenig abwärts gehen zu lassen, und einen Gegenstand, den es nicht leiden mag, zu vermeiden, und somit anzugewöhnen, daß hier nichts sey, das ihm Leid thun

wolle; als es zu strafen, mit ihm zu zanken, und ihm am Ende dennoch vielleicht nachzugeben, indem man darauf bestehet, seine Furcht in einem Augenblick zu überwinden. Sobald es eben denselben Gegenstand von neuem sieht, bey welchem es so große Gewalt oder Strafe ausstehen müssen, wird es sich daran wieder erinnern, und desto widerstrebender werden.

Ein Pferd scheuet aus dem angebohrnen Triebe sich zu erhalten. Wenn es daher einen beladenen Wagen z. B. scheuet, so kömmt ihm dabey vor, als wenn die überstehende Last auf dasselbe zu fallen drohet. In einem solchen Falle kann keine Regel allgemeiner seyn, als wenn man ihm zeiget, daß es Raum genug habe, ohne Gefahr vorbeyzugehen. Dieses geschieht nur, wenn, wie zuvor gesagt ist, man ihm den Kopf nur ganz wenig von dem Wagen abkehrt, und das Bein an der andern Seite ein wenig andrücket. Würde das Pferd, wenn man ihm den Kopf gegen den Wagen gerade gekehret hat, wohl solches für ein Zeichen ansehen, daß es neben dem Wagen vorbeygehen soll? Ungeachtet dieser Anweisung aber muß man doch, wenn man in einem engen Wege einem Wagen begegnet, und befürchtet, daß das Pferd davor scheuen dürfte, entschlossen bleiben, und das Pferd antreiben, wenn man ihm das ihm angewöhnte Zeichen (dieses ist aber das beste, das mit einem Schalle der Stimme geschiehet,) gegeben hat, daß es vorüber soll, besonders wenn ein Theil des Wagens schon vorüber ist. Denn wenn das Pferd im Schrecken gewohnt ist zurück zu gehen, oder gar, wenn der Raum fehlet, sich auf die Hinterfüße in die Höhe zu heben, und sich umzuwenden, als welches z. B. auf Brücken einen sehr gefährlichen Aus-

gang

gang nehmen kann, so wird es solches gewiß thun, wenn es findet, daß der Reiter mit ungewisser Hand reitet, die Beine nicht andrücket, und unschlüßig ist, und dieses in dem allergefährlichsten Zustande, wenn die Räder des Wagens das Pferd streifen, indem es umkehrt. Man muß sich hüten, alsdenn die Stangenzügel zu gebrauchen, um es nicht zu verwirren. Nicht ein jeder weiß, daß derjenige, welcher das Pferd am Zügel führen will, sein Gesicht nicht gegen dasselbe kehren müsse, wenn es sich weigert ihm zu folgen. Wenn er außerdem die Arme erhebt, die Ruthe zeigt, oder den Zügel mit Stößen zerret, so erschreckt er das Pferd, anstatt es vertraulich zu machen, ihm nachzufolgen, wohin er es durch ein wenig Geduld bringen würde.

Das Lenken eines Reitpferdes muß mit der Trense geschehen, und die Stange, wenn man eine hat, nur gelegentlich gebraucht werden. Man wähle aber eine Trense, welche voll und dick im Maule liegt, insonderheit an den Enden, wo die Zügel befestiget sind. Die meisten Trensen sind zu schmal und zu lang, sie zerschneiden dem Pferde das Maul, biegen sich rückwärts über die Kinnbacken herum, und drücken gleich einer Zange.

Wenn man eine Stange bey Reitpferden gebrauchet, so sollte es mit einer Drehung der Faust mehr, als dem ganzen Gewichte des Arms geschehen. Es sollte das Pferd niemals durch die Stange gezwungen werden, etwas zu thun, was es nicht will. Eine Trense ist hinreichend genug, den Kopf damit zu ziehen, wohin man will. Eine Stange wirkt nur in gerader Linie. Es kann zwar das Pferd durch die Stange aus einer Spur in die andre gebogen werden;

aber die Ursach ist, weil es an einem solchen Zeichen gewöhnet ist.

Bey Reisen zu Pferde sieht man weniger auf die gute Stellung des Pferdes an sich selbst, als auf die Art, wie man es aufmuntert und bey guter Laune erhält. Man hebe ihm den Kopf, oder, wenn es läßig wird, so lasse man ihm zu, etwas mehr auf dem Gebiß zu ruhen, als man es ihm bey Spatzierritten thun würde. Ist ein Pferd müde, von zartem Hufe oder gar lahm, so liegt es natürlicher Weise auf dem Zügel; daher wird es bey einer Reise hauptsächlich auf die Stärke des Pferdes und auf die Güte seiner Füße ankommen, wie es das Maul trägt.

Endlich muß der Reiter noch über den Gebrauch des Sporns unterrichtet werden, weil solcher doch einen ungleich mehrern Nutzen haben muß, als nur das Pferd fortzutreiben.

Wenn der linke Sporn das Pferd berühret, und man dasselbe zugleich zurück hält, damit es nicht vorwärts gehen kann, so hat es ein Zeichen, welches es bald verstehen wird, daß es nämlich, seitwärts zur Rechten gehen soll. Auf eben die Weise zur linken Hand, wenn der rechte Sporn ihm angehalten wird. Nachmals gehorchet das Pferd, aus Furcht vor dem Sporn, der Berührung des Beines. Das Hintertheil des Pferdes also wird durch das Bein regieret, wie der Kopf durch den Zügel. Es wird niemals dem Beine ungehorsam werden, es wäre denn, daß es stätig würde. Auf diese Art wird man mehr Gewalt über das Pferd haben; es wird sich zur Seite bewegen, wenn man ihm das Bein andrückt, und gerade vorwärts, wenn solches mit beyden Beinen geschieht; selbst wenn das Pferd still steht, wird man

es

es dadurch aufmerksam erhalten, wenn man ihm die Beine in der Nähe hält, und bey der geringsten unsichtbaren Bewegung des Zügels in die Höhe wird es den Kopf erheben, und den Zügel zu gewinnen suchen.

Die Theorie der Reitschule gründet alle äußerliche Bewegungen auf nur besagtem Gebrauche der Schenkel des Reitens und auf dem Lenken der Gruppe (des Hintertheils) des Pferdes, ingleichen die Seitenbewegungen der Kavalleristen, ihre Reihen zu schließen oder zu öffnen; und in der That aller ihrer Bewegungen. Es ist aber diese Uebung zum Theil auf den täglichen Gebrauch anwendbar, sowohl wenn ein Pferd leicht stolpert, als wenn es scheu ist. Im ersten Falle muß man die Schenkel an die Flanken des Pferdes drücken, und seinen Kopf heben; dadurch macht man, daß es leicht auf den Vorderfüßen geht, und hiedurch erleichtert und unterstützet wird. Eben dieses ist auch gut, wenn es wirklich stürzet, indem man ihm in dem Augenblicke hilft, sich zu heben, da auf diese Weise ein Theil desselben von dem gänzlichen Niedersturz verschont bleibet. Diesen Gebrauch der Hand und der Beine des Reiters heißt dem Pferde helfen, wiewohl ein schweres, ungeschicktes Pferd sich auf vorbeschriebene Art nicht helfen läßt. Das Pferd macht seine Bewegungen durch die Hülfe seines Reiters, bedeutet soviel: das Pferd wird durch die Hand und Beine seines Reiters unterstützt und aufgeholfen, bey einer jeden Bewegung, die man von ihm verlanget.

Eben dieser Gebrauch ist dienlich, wenn ein Pferd scheu wird. Sobald es anfängt, nach einer Seite zu fliehen, so kann man es sogleich aufhalten, wenn man den Schenkel an die Seite drücket, nach

wel-

welcher es hinfliehet; und hiedurch wird sein Sprung in dem Augenblick gehindert. Es geht vor dem Gegenstande vorüber, welchen es scheuete, da es entweder von selbst, oder durch die Führung des Reiters gerade vorwärts zu gehen gewöhnet wird, und vor keinem Gegenstande zurückflieht, wenn man es mit beyden Schenkeln zusammenhält. Hiedurch macht man ferner, daß das Pferd die Oberschenkel unter sich hält, wenn es Berg ab geht; man hilft ihm damit an der Seite eines Abhangs; man vermeidet so viel leichter das Rad eines Wagens, und nähert sich mit besserm Anstande der Seite einer Kutsche, oder eines andern Reiters.

Wenn ein dickes Pferd unordentlich springt, und seinen Leib hin und her drehet, so lenke man seinen Kopf entweder zur rechten oder zur linken, oder wechselsweise nach beyden Seiten (doch ohne es aus der Spur gehen zu lassen) und drücke den Schenkel an die entgegen gesetzte Seite; alsdann kann das Pferd nicht zur einen Seite springen, weil man es mit dem Beine daran verhindert, noch zur andern, weil es mit dem Kopfe dahin sieht; und ein Pferd scheuet und springet niemals nach der Seite, wohin es sieht.

Zum Schlusse dieser wenigen Regeln ist noch zu merken, daß es ein übler Gebrauch mancher Reiter sey, ihre Schenkel gegen die Seiten des Pferdes schlagen zu lassen. Ist das Pferd zugeritten, so treiben sie es hierdurch zu einer beständigen Bewegung an; ist es aber nicht zugeritten, so machen sie es unempfindlich und unfähig belehrt zu werden. Ein hitziges Pferd wird demnach hierdurch sehr unwillig gemacht werden, da dasselbe auf keine andere Weise besänftiget werden kann, als wenn der Reiter im Sitz,

Händen

Händen und Schenkeln so viel Ruhe beobachtet, als möglich ist. —

Bevor ich nun lehre, wie Zug- oder Wagen- und Kutschpferde zu gewöhnen, muß ich noch von dem Wallachen oder Legen der Hengste und der besten Zeit dazu etwas gedenken.

Will man Hengste zu Wagenpferden gebrauchen, so setzet man voraus, daß sie deßhalb den Wallachen vorgezogen werden, weil sie mehr in der Arbeit thun und aushalten, als die Wallache, sich besser im Futter halten, und nicht so leicht bey täglich schwerer Arbeit von Muth und Kräften kommen, als die Wallache, weßhalb sie von Fuhrleuten und Kärnern, die schwere Kaufmannsgüter weit zu fahren haben, sehr geliebet werden. Man hält sie auch wohl zu Kutsch- und Reitpferden, weil sie einen sehr prächtigen Gang haben, aber auch tüchtige Kutscher und Reiter verlangen, indem sie, wenn sie jemal erst nur einmal von ohngefähr gestiegen, d. i. mit einer Stute zusammen gewesen sind, sehr unbändig werden. In der Mittelmark giebt es viele Dörfer, wo die Bauern 2 Hengste zu einem Gespann im Wagen oder Pfluge zu halten pflegen. Aber es gehören recht dreiste und wohlerfahrne Knechte dazu, welche die Hengste zu Zeiten mit einer derben Peitsche so durchzuarbeiten wissen, daß, wenn die Knechte nur aufschreyen, oder die Peitsche weisen, die Hengste gleich zittern und ruhig werden. Zuweilen giebt es Hengste, die sehr grimmig auf einander sind, und sich zu Schanden beißen.

Man hat es schon mehrmals gesehen und gehöret, daß Hengste, wenn sie im Stalle oder auf dem Hofe losgekommen sind, einer den andern tod gebissen haben,

ben, und gar nicht mit Schlägen wieder aus einander zu bringen gewesen sind. Findet man nun so grimmige Hengste, so muß man sie entweder wallachen lassen, oder sie in den Ställen mit doppelten Ketten von beyden Seiten so an ihren Ständen befestigen, daß kein Hengst den andern mit dem Maule erreichen könne. Auch pflegt man wohl zween im Wagen neben einander gehenden Hengsten einen Querstab von Eisen, oder recht zähem Holze, welcher mittelst eines eisernen Ringes am innern Ende des Gebisses befestiget ist, zwischen sich tragen zu lassen, als wodurch sie verhindert werden, mit den Köpfen zusammen zu kommen. Bey den Armeen werden keine Hengste geduldet, weil sie im Lager und auf Märschen große Verwirrung anrichten können.

Nehmen es aber die so genannten Kärner und Fuhrleute für bekannt an, daß 2 Hengste 3 Wallachen in der Arbeit gleich zu halten sind, so läßt sich hieraus folgern, daß, je später junge Hengste geschnitten werden, solche auch desto mehr von dem, den Hengsten eigenen, Muthe, Feuer und ihrer Arbeitsamkeit behalten, wie solches sogar auch an Ochsen, die nicht zu früh geschnitten worden, bemerket wird, so wie letztere auch in gedachtem Falle tiefer und stärker am Leibe werden, so, daß sie beym Mästen und Schlachten mehr Fett und Fleisch bekommen, und für den Schlächter ungleich mehr ins Gewicht ausfallen, als die aufgeschürzten, hochbeinichten Ochsen, die es durch zu frühzeitiges Schneiden geworden sind.

Vielleicht rühret der im Kriege bemerkte Unterschied der Englischen und Preußischen Pferde, da diese mit vollem Feuer und Eifer dem Feinde ihren Reiter muthigst entgegen führen, allein daher, daß

die

die Pferde in England allzufrüh geschnitten werden. Denn in der allgemeinen Haushaltungs- und Landwissenschaft von einer ökon. Gesellschaft in England (S. die deutsche Uebersetzung, Hamb. u. Leipz. 1759. B. 1. S. 709.) lieset man folgendes: Füllen, die man zu Wallachen bestimmet, müssen in der Zeit geschnitten werden, wo man sie entwöhnet. Viele schneiden ihre Füllen weit jünger, und wenn sie dieses thun, so ist es eben so gut. Sie thun es, wenn sie saugen, und so bald, als die Testikeln herunter hängen. Zuweilen schneiden sie dieselben, wenn sie 14 Tage, oder noch weniger alt sind. In Ansehung der Mutterfüllen aber in England wird in obgedachtem Werke S. 720. dieses gelesen: Von der Zucht der verschiedenen Arten von Pferden in diesen Grafschaften ist noch eine Gewohnheit mit anzumerken, die man hat, die jungen Mutterfüllen zu schneiden. Dieses geschiehet in einem Alter von einem Monathe, oder 6 Wochen, da sie noch saugen, und es ist keine Gefahr damit verknüpfet. Das geschnittene Mutterpferd wird zu einem besondern und nützlichen Thiere, es wächst sehr groß, und wird dabey sehr hart und stark, so daß es gemeiniglich einem Wallachen vorzuziehen ist. Nur sind jene dem Auswuchse an den Knöcheln unterworfen, welcher zuweilen eine Schwäche an diesen Theilen verursachet; aber dies kann einigermaßen verhütet werden, wenn man sie verschneidet, nachdem sie ein wenig weiter in ihrem Wachsthume gekommen sind. Die rechte Zeit hierzu ist, wenn sie von der Mutter genommen worden, wofern dieses im sechsten Monathe geschieht, welches an vielen Oertern der Gebrauch ist. Denn der Schnitt heilet in der Zeit, wo sie entwöhnet werden. —

In

In Ober- und Niedersachsen werden die Hengste gemeiniglich erst nach dem zweyten Jahre verschnitten; man verschiebet aber solches wohl gar bis nach dem dritten Jahre, falls die jungen Hengste vor solcher Zeit noch nicht stark genug geworden, oder ihre Testikeln noch nicht genug hervorgewachsen sind. Vielmals ist nur ein einziger Testikel sichtbar, daß daher auf die Erscheinung des andern so lange gewartet werden muß. Werden die Hengste so geschnitten, daß der unsichtbar gewesene Testikel im Leibe geblieben, so ist ein solches Verschneiden falsch. Der halb verschnittene Hengst bleibt immer noch Hengst. Zuweilen finden sich Hengste, bey denen der eine Testikel auf immer verborgen bleibet, und daher als falsch geschnittene Hengste für wahre Wallache verkauft werden. Man pflegt sie in hiesiger Gegend Klopphengste zu nennen. Und da sie steigen, können sie so wenig im Stalle und Zuge neben den Stuten, als auf der Weide gehalten werden. Sie werden oft so grimmig, daß sie die neben ihnen im Zuge oder Stalle gehaltenen Wallache würgen. Man muß keine Stuten mit dergleichen Klopphengsten belegen lassen, weil der Fehler nachartet. Sie entstehen aber gemeiniglich von Vätern, bey welchen der eine Testikel ungleich größer, als der andere ist. Dieserhalb sollte man auch bey Beschälern auf diesen Umstand sehr aufmerksam seyn. Denn wenn sie schon nicht immer Klopphengste zeugen, so arten ihnen doch die Hengstfohlen in so fern nach, daß der eine Testikel später zum Vorschein kömmt, und mit ihrem Verschneiden 1 Jahr länger gewartet werden muß. Dieses ist aber an vielen Orten verdrießlich, wenn Weidepferde gehalten werden, da man dergleichen so spät auswachsende Hengste nach dem zweyten

Jahre

Jahre auf der Weide nicht mehr dulden kann, indem sie sodann zu steigen beginnen.

In dem hiesigen Kirchspiele werden alle Frühjahre im März oder April an die 30 junge Hengste, die nie unter 2 Jahren sind, geschnitten. Weil aber, wie zuvor gesagt worden, viele Dörfer der Mittelmark sich Gespanne von Hengsten halten, so läßt man einige ungeschnitten, welche von gedachten Dörfern hieselbst gesucht, und vom zweyten Jahre an nicht mehr auf die Weide kommen dürfen, sondern im Stalle gefüttert, und zum Ziehen mit angewöhnet werden. Ein drey- oder vierjähriger Hengst wird hieselbst selten unter 70 Rthl. verkaufet, wenn er von der größern Art ist.

Das Wallachen geschiehet in hiesigen Gegenden theils von Schweinschneidern, theils von andern, die dazu Geschicke und Erfahrung haben, indem die Unterthanen an keinem sogenannten Wallacher gebunden sind. Geschiehet das Schneiden der Hengste nach der gemeinen Art, so wird nur dahin gesehen, daß die Wunden nicht zu früh zuheilen. Sie werden täglich mit Wasser ausgewaschen, und hiemit von dem sich anlegenden Eyter gereiniget. Hiernächst werden die geschnittenen Pferde täglich langsam geritten, oder, falls sie stark genug und dreyjährig sind, im leichten Zuge neben andern Pferden mit angespannet, um sie zu bewegen, und das Steifwerden zu verhindern. Das Reiten oder Anspannen dienet aber auch zugleich dazu, daß die gewallachten Hengste keinen krummen Rücken bekommen, welches einigen derselben begegnet, wenn sie im Stalle von der Verwundung oder Schmerz sich zusammenziehen, und sich einige Tage in solcher Stellung im Stalle erhalten.

Wenn junge Pferde zum Ziehen gewöhnet werden, so ist es am besten, wenn sie bey leichter Last neben andern alten Pferden, deren etwa 3 oder 4 neben einander (nicht hinter einander, oder lang gespannt) zu Anfange gehen müssen. Und hiebey müssen sie nicht zu kurz mit den Seitenzügeln angebunden werden, daß sie an weiten und gleichen Schritten mit den alten Pferden verhindert werden. Denn Pferde, welche im Wagen einen weiten Schritt machen, fördern nicht nur die Arbeit mehr, sondern werden auch weniger müde, als diejenigen, welche einen kurzen Schritt haben. Ein Hauptumstand, der von den meisten Wirthen zu ihrem Schaden übersehen wird.

Vor etwa 30 Jahren hatte ich mich durch einen alten Bauer dieses Kirchspiels an einen Ort 4 Meilen von hier hinfahren lassen, wo wir viele andre Wagen aus unsrer Heymath antrafen, und zu gleicher Zeit ausfuhren. Mein Bauer behauptete, daß seine Pferde im bloßen Schritte eben so geschwind den Rückweg von 4 Meilen, als jene bey ihrem Jagen und Traben zurücklegen würden. Da ich ihm solches auf sein Wort nicht glauben wollte, so mußte er vor sich allein einen etwas weitern Weg nehmen, auf welchem wir aber immer jene Wagen von Ferne sehen konnten. Diese fuhren mitunter in vielen Traben, und mein Fuhrmann ließ niemals auf der ganzen Reise seine Pferde traben, nur im Schritt gehen. Hier fand sichs nun immer, daß wir jenen trabenden Pferden gleich blieben, und mit ihnen zu gleicher Zeit zu Hause anlangten. Jene Pferde waren vom Traben naß und heiß, und hatten fliegende Bäuche. Unsre Pferde aber hatten kein einziges nasses Haar, keine unruhige Bäuche, waren gar nicht müde, und

wären

wären im Stande gewesen, nach genossenem Futter noch einige Meilen weiter zu gehen. Dieser so verständige und erfahrne Bauer gewöhnte selbst seine junge Pferde zum Ziehen an, und hatte Söhne, welche völlig seinen Unterweisungen Folge leisteten. Die kleinern unter ihnen mußten sich mit den jungen säugenden Füllen durch Bestreichen mit den Händen, öfters Anfassen an den Ohren, am Kopfe und unter dem Bauche, auch Aufheben der Füße und Klopfen an den Hufen, auch Darreichung eines mit Salz bestreueten Stückleins Brod, fleißig abgeben, und sie hiemit so zahm machen, daß sie in der Folge, wenn sie wo an einem Theile des Leibes Schaden hatten, sich willig, ohne allen Zwang, behandeln ließen. Auch war es eine Hauptlection für sie, niemals ein Pferd, wenn es von der Weide geholet werden mußte, zu schlagen, oder damit nach Hause zu jagen, welches den Vortheil hatte, daß, die sich keiner üblen Behandlung bewußten Pferde gleich still standen, und sich aufzäumen ließen, da anders behandelte Pferde dem, der sie auf der Weide angreifen will, davon laufen, und so viel Zeit verlohren wird, ehe man ihrer habhaft werden kann.

Es wird weit mehr Vorsicht erfordert, wenn junge Pferde aus den Kuppeln gekauft werden, und vor sich allein, ohne andere alte Pferde daneben angespannet werden sollen. Man gebraucht sich des Ausdrucks: junge Pferde einfahren, und sagt von solchen, wenn sie zum Ziehen gut abgerichtet worden: sie sind bereits eingefahren.

Um nun junge Pferde einzufahren, muß man sich gleich im Anfange sehr versehen, daß sie nicht stätig werden, weil, wenn sie es geworden sind, der

Fehler höchst selten, oder gar nicht, verbessert werden kann.

Das Stätigwerden kann leicht entstehen, wenn bey jungen Pferden Stangenzäume gleich zu Anfange gebraucht werden. Entweder springen die durch die Stangen gekniffenen jungen Pferde, wenn sie anziehen sollen, gerade in die Höhe, als welches die erste Anlage zum Stätigwerden ist, oder sie thun solches, wenn sie zum Umkehren gelenket, und dadurch an einer weitläuftigen Beugung gehindert werden. Noch übler ist es, wenn sodann der Kutscher, oder Knecht, mit der Peitsche hinter ihnen her ist, und sie schlägt. Muß man ja besorgen, daß die jungen Pferde sich nicht werden durch ein gemeines Gebiß zwingen lassen, so thue man ihnen eine Trense an, oder schnalle den Zügel an dem Gebisse so hoch, daß die Kinnkette gar nicht drücken kann, als auf welche Weise die Pferde sich werden willig herumziehen lassen, bis sie wissen, was man von ihnen verlanget.

Ich glaube, es sey die sicherste Art, junge Pferde einzufahren, wenn man sich desjenigen Zaumes, der besonders im Herzogthum Bremen beym Fahren und Pflügen gebräuchlich ist, vorerst bedienen wollte. Anstatt eines Gebisses im Maule umgiebt eine an dem Hauptgestelle befestigte, von Hanf hart gedrehete und mit einigen Knoten versehene Schlinge die Nase des Pferdes; die Zügel sind beyde auf eine einfache Art angefüget, und alles sieht einer Englischen Reithalfter sehr ähnlich. Auch das härteste Pferd kann damit bezwungen werden. Im ordentlichen Gebrauche hat das Pferd nicht die geringste Unbequemlichkeit, und außer dem scharfen Gebrauche empfängt es durch den Zügel nur einen Unterricht was

es

es thun soll. Manche Pferde nehmen die Unart an, daß sie das Gebiß zwischen die Zähne nehmen, und unaufhaltbar durchgehen. Obbeschriebene Halfterschlinge ist das beste Mittel dawider. Es bekömmt aber die Hälfte des Handpferdes gleichfalls ein solches knotiges Nasenband und 2 kürzere Zügel, mit deren einem es an das Geschirr oder den Sielenring des Leine- oder Sattelpferdes angebunden, dem andern aber, wenn es zu hitzig seyn sollte, an der rechten Seite an seinem eigenen Geschirr, oder noch sicherer an einem zu dem Ende umgeschnallten Gurt angezügelt wird.

Wenn junge Pferde vor dem Wagen das erstemal anziehen sollen, so muß er gar nicht, oder nur so leicht belastet seyn, daß es ihnen gar nicht schwer wird, gleich mit dem Wagen fortzugehen. Denn alles muß darauf abgesehen seyn, daß sie nicht nöthig haben, zurückzuprellen oder sich zu heben, wenn der Wagen zu schwer wäre. Es ist daher sehr gerathen, jedes anziehen sollende Pferd durch jemand am Zügel führen zu lassen, und dies so lange, bis sie es ohne Weigerung thun. Und um solches Führen vorerst zu bewerkstelligen, muß man im Anfange nicht mehr, als 2 junge Pferde zugleich anspannen.

Läßt man die Pferde anziehen, so muß es von beyden zugleich so gemach geschehen, daß kein Pferd vor dem andern voraus springe, und die Last dem andern auf den Leib werfe. In diesem Falle kann letzteres noch stätig, oder beyde Pferde gar verrenket werden. Man muß dem Knechte auch bey eingefahrnen Pferden es nicht verstatten, daß sie, zumal bey stark belasteten Wagen, den Pferden zum Anziehen die Peitsche geben oder zeigen, und sie also hiemit zwingen, ruckweise anzuziehen. Sie müssen an ein gewis-

ses Zeichen zum Anziehen gewöhnet werden, entweder, daß man mit der Leine etwas auf den Rücken anschlägt, oder einen gewissen Laut mit dem Munde von sich giebt.

Sollten die Pferde nicht gleich stark seyn, so wird das schwächere nicht zum Leine- oder Sattelpferde, sondern zum Handpferde, d. i. demjenigen genommen, welches jenem zur rechten Hand gehet. Man kann ihm das Ziehen solchen Falls auch mittelst einer beweglichen Waage erleichtern. Es ist nämlich bekannt, daß das in der Mitte derselben befindliche Loch den Zug an beyden Seiten gleich macht. Ist aber nach der linken Seite 4 Zoll von der wahren Mitte noch ein Loch vorhanden, und die Waage (diese heißt in vielen Gegenden das Tau, auch Geschirr) wird durch dieses Loch an der Deichsel eingesteckt, so bekommt das stärkere Pferd das kürzeste Ende, und nimmt dem schwächern den vierten Theil der Last ab. Dergleichen Loch nennet der gemeine Mann das Lichtloch, und man kann dergleichen nach Bedürfniß vermehren. In Ansehung der Ortscheite aber (dieses sind diejenigen hölzernen Schwengel oder Knebel am Ende der Waage, an welchen das Pferd eingespannet wird) ist noch zu merken, daß sie weder zu kurz noch zu lang seyn müssen. Sind sie zu kurz, so wird das Pferd an den Lenden wegen der zu nahe zusammenkommenden Stränge verwundet. Sind sie zu lang, so machen sie Verwirrung.

Da hier die Rede vom Ziehen der Pferde und beweglichen Wagen ist, so gedenke ich der Frage im Leipz. Intellbl. v. J. 1780. S. 197., da gefragt wird, warum die letztern, da sie zum gleichen Ziehen der Pferde besser, als die festgemachten sind, und wodurch

durch hitzige Pferde zu Schanden getrieben, und faule noch fauler werden, nicht öfterer angewendet werden? Hierauf ist S. 319. also geantwortet worden: obwohl die beweglichen Waagen zum gleichen Zuge der Pferde besser, als die am Ende der Deichsel festgemachten, dienen, so sind sie doch an Kutschen, besonders mit niedrigen Vorderrädern, gar nicht zu gebrauchen, weil bey diesen, um den Wagen auf den gesuchten Punkt, oder Linie, zu führen, der mehrere Zug an dem einen Theil der befestigten Waage alles ausrichten muß, immaßen die Pferde so kurz angespannt seyn müssen, daß sie die Deichsel niemalen mit dem Körper berühren. Bey Gebrauch der beweglichen Wagen aber geschiehet alles zu Leitung des Wagens, durch den Druck der Pferde an der Deichsel, und durch den Zug der vordern Pferde an derselben. Hitzige Pferde im Kutschzuge zurück zu halten, bedienet man sich der inn- und auswendigen Ausbinde- und Handzügel mit Nutzen. Diese leisten viel bessere Dienste als die, vor dem Ringe, wo der inwendige Creuzzügel durchgehet, zur Verkürzung desselben angebrachten Vorstecker. Das hitzige Pferd ist, wo es wegen seiner Größe möglich, allezeit zur Hand zu spannen. —

Das Pferdegeschirr besteht entweder aus sogenannten Sielen (Sielzeuge) oder aus Kummeten. Jene müssen nicht zu groß und zu weit seyn, damit sie dem Pferde, welches davon buglahm werden kann, vor der Brust herunter fallen; auch müssen sie nicht zu enge seyn, damit dem Pferde nicht das Odemhohlen erschweret, und solches hiemit odemlos oder kraftlos gemacht werde. Es müssen in jeder Ecke sogenannte Eckriemen seyn, womit die Siele nach Erfordern, theils enger, theils weiter geschnallet werden.

Der Schwanzriemen muß nicht zu kurz angeschnallet werden. Wenn er nicht locker liegt, wird das Pferd unter dem Schwanze wund.

Die Kummete sind in allem Betracht den Sielen weit vorzuziehen, weil sie 1) nicht dem Pferde, wie die Siele, den Hals pressen und das Odemhohlen erschweren; 2) wenn sie recht gemacht sind, das Pferd nicht wund machen, wie solches leicht bey starker Arbeit von den Sielen geschiehet, daß die Pferde unheilbare Schäden vor der Brust bekommen; 3) das Ziehen gar sehr erleichtern, indem das Pferd im Siele mit der Brust, im Kummet aber mehr mit den Schultern, und folglich mit mehrerer Kraft arbeiten kann. Die Englischen Kummete sind den Deutschen aus dem Grunde vorzuziehen, weil sie leichter sind, jedem Pferde nach Bedürfniß vom Kutscher oder Knechte ungesäumt erweitert, oder verengert werden können, auch wegen ihres manierlichen Ansehens ein Pferd eben so sehr zieren, als die Deutschen Kummete es verunstalten. Man fängt daher hier zu Lande an, die Kutschpferde, die zu Reisen gebraucht werden, in Englischen Kummeten gehen zu lassen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern. Sie werden in Potsdam sehr geschickt gemacht, und ich habe vorm Jahre das Paar mit 18 Thlr. mit Inbegriff der Leinen bezahlet, und glaube, daß sie für Liebhaber, wenn sie mehrere zugleich nehmen oder bestellen, um einen geringern Preis zu haben seyn werden.

Soll den Zugpferden das Ziehen des Wagens leichter werden, so müssen die Stränge kurz, und nur so lang seyn, daß das Pferd so eben und ohne Anstoßen an dem Ortscheite frey weggehen kann. Dagegen vor dem Pfluge und der Egge müssen die

Strän-

Stränge eine hinlängliche und wohl angemessene Länge haben, damit die Pferde nicht steif werden. Denn wenn die Stränge des Pfluges zu kurz sind, so muß das Pferd seine Kräfte mehr mit den Schultern, als mit der Brust daran setzen, die nun jene zu stark angreifen. Viele Wirthe sorgen für ihre trächtige Stuten in Ansehung der ledernen Strängscheiden so, daß sie solche inwendig mit Frieß oder wollreichem Hammelfell ausfüttern, daß ihnen bey sehr ausgedehntem Leibe die Härte der Strängscheiden nicht die Haare abreiben, oder die Haut nicht gar wund machen.

Es ist aber bey Wagenpferden zur Erleichterung der Arbeit auch noch die Beschaffenheit der Wagen selbst mit in Anschlag zu bringen.

Wir haben in dem Leipz. Intellbl. v. J. 1781. S. 237. ff. eine sehr gründliche Abhandlung über die Verbesserung der Wagen, worinn der Grundsatz angenommen wird, daß man sich in Ansehung der Größe der Räder nach der Directionslinie der Pferde richten müsse, und die mittlern und breiten Räder die besten seyn. Denn so wie eine kleinere Kraft ein größer Rad beweget, so ist es auch im Gegentheil, da zur Bewegung eines kleinen Rades eine größere Kraft erfordert wird, ob gleich beyde gleich schwer beladen sind. Die großen Räder fallen aber auch leicht um, so wie die kleinern leicht stecken bleiben; am besten ist es, wenn die Räder nicht größer sind, und nicht viel kleiner, als die vor dem Wagen gespannten Pferde. Große Räder, wenn die Achse höher kömmt, als die Höhe der Pferde ist, da die Stränge in das Kummet eingezogen, sind nicht gut, sondern der Wagen wird öfters, wenn besonders die Pferde etwas tief gehen, mit Gewalt in den Koth ge-

drückt. Will man hohe Räder machen, und hat niedrige Pferde, so müßte man die Waage und Deichsel auch niedrig unter die Achse bringen; kurz, es muß die Brust der Pferde nur etwas höher als die Achse seyn. Da bey den Cheisen die Vorderräder wegen des Umwendens niedrig seyn müssen; so ist es gut, daß die Pferde so kurz, als es sich will thun lassen, gespannet werden, damit sie zugleich diese kleinen Räder etwas lüften. Die Vorderpferde können länger gespannt werden.

In Ansehung der Achsen aber urtheilt der Verfasser vorgedachter Abhandlung ebenfalls vollkommen recht, wenn er sagt, daß bey zu dicken Achsen die Räder sehr schwer herumgehen. Je dünner und schwächer also eine Achse seyn kann, desto leichter gehet ein Rad, vorausgesetzt, daß sie von solchem Holze, (dergleichen im ersten Kapitel dieses Bandes gedacht worden) sey, daß es zähe genug sey, um eine Gewalt auszustehen und nicht leicht zu brechen. Conisch gemachte Achsen sind für weniger gut zu halten, weil, wenn das Rad wegen des ungleichen Geleises und Bodens sich hin und herschieben muß, die Räder bey dick gewordener Schmiere sich gleichsam ankeilen, sonderlich auf der Seite, wo der Wagen hinhängt; auch hält die Schmiere nicht gut, sondern läuft bald an dem niedrigen Ende hervor. Doch hat man ein Mittel durch eigene fürgeschraubte Büchsen erfunden, welche dieses Ablaufen der Schmiere an den Kutschrädern sowohl, als das Eindringen des Koths und Staubes verhindern.

Ist aber die Achse vorn und hinten gleich stark, so ist die vordere Dicke umsonst, und der Wagen gehet schwer. Ist die Nabe zu kurz, wie es sonderlich in allen den Gegenden gesehen wird, wo ein schma-

schmales Geleise ist, und aus dieser Ursach sowohl, als um der Beschwerlichkeit willen, wenn man mit ungleich geleiseten Wagen in weitere oder engere Wagenspuren kömmt, zum Besten des reisenden Publikums in Deutschland abgeschaft werden sollte, so muß das Rad und die Achse viel ausstehen und kommt viel Unreinigkeit dazu. Es wird daher von nur belobtem Oekonomen die Meinung geäußert, daß diejenigen Achsen und Naben weit dauerhafter wären, welche inwendig 2 Absätze hätten, der Nabe inwendig entgegen, damit die Achse vorn beym Vorstecknagel dünne käme, aber hinten nach dem Wagen zu, müßte sie von der ordentlichen Stärke gemacht werden, weil sie doch an diesem Orte die meiste Gewalt ausstehen muß. Das Rad würde immer gleich gehen, sich auch, wenn es nöthig, leicht hin und herschieben können, und die Achse würde immer gleichwinklich in der Nabe bleiben. Auch ist zu glauben, daß es wegen der Friktion gut seyn würde, wenn die Achse ein wenig oval, nach der Form eines Eyes gemacht würde.

Da endlich alle Mechanici hierinn eins sind, daß gleiche Arten von Holz oder Metall, die größte Friction verursachen, und daher die Gewohnheit, sowohl Achse als Nabe inwendig mit gleich hartem Eisen zu belegen, ganz falsch seyn muß; so schlägt der so einsichtsvolle Verfasser des obigen Aufsatzes noch vor, den stärkern Theil der Achse, als welcher vermöge der Stärke noch einmal so viel Friction, als der gegen den Vorstecknagel nur halb so starke Theil verursacht, diesen starken Theil mit eisernem Bleche zu belegen; allein der in der Nabe befindliche Ring, oder die Büchse, müßte härter seyn. Und da hielte er es für sehr wohl gethan, wenn eine dergleichen Büchse

in

in eine eiserne Patrone gegossen, und in die Nabe eingemacht würde. Solche könnte, um sie gut befestigen zu können, auswendig achteckicht seyn. Bey dieser würde sich etwa die Friction wie $\frac{1}{4}$ zur Last verhalten, da sie sich bey einerley Metalle wie $\frac{1}{3}$ zur Last verhält. Ein Vorschlag, welcher seines so ungemein großen Nutzens halber wohl werth ist, daß Landescollegia zur Berichtigung und bewährten Ausführung Sachverständige Männer durch Prämien, wie man hiezu zur Aufnahme des Nahrungsstandes in allen seinen Zweigen in vielen Ländern so löblich angefangen hat, ermuntern sollten!

Um endlich in der Theorie von der Abrichtung der Wagenpferde nichts zurückzulassen, gedenke ich noch des Durchgehens der Pferde, wie theils selbigem zuvorgekommen, theils die Gefährlichkeit desselben zu mindern sey.

Bey eigener Pferdezucht kömmt es auf die oben angegebene Regel in Ansehung des Temperaments der Mutterpferde hauptsächlich an, daß dazu solche gewählet werden sollen, welche nicht wild, bösartig, widerspenstig oder kollericht sind, weil die Kinder hierinn der Mutter sehr nacharten. Ferner folge man dem klugen Beyspiele jenes klugen Bauers, welcher die Füllen von ihrer Geburt an so zahm und umgänglich machen ließ, daß man mit ihnen machen konnte, was man wollte.

Kauft man junge Pferde aus den Kuppeln, so weiß man in Ansehung ihres Temperaments freylich nicht, was man bekömmt; es wird sich aber bald erforschen lassen, was man von ihnen zu erwarten hat.

Merkt

Merkt man an ihnen Wildheit, Trotz und Widerspenstigkeit, so ist es am besten, ihnen, ehe sie angespannet werden, sehr mageres Futter zu reichen, um ihren Muth herabzustimmen. Allenfalls lasse man sie zuvor einige Meilen reiten, oder neben andern so weit gehenden Pferden im Wagen neben diesen angebunden ledig hergehen, und wenn sie müde zu Hause ankommen, so gleich anspannen. Das erste Ziehen eines Wagens hat einen großen Einfluß auf ihr künftiges Verhalten.

Gemeiniglich liegt der Fehler bey durchgehenden Pferden an dem Einfahren derselben. Und wenn sie in der Folge durchgehen, so ist es die Schuld des Kutschers, welcher das Fahren nicht versteht. Er muß nämlich nicht die Leine nachläßig hängen lassen, sondern sie so mäßig angezogen führen, daß die Pferde immer das Gebiß etwas fühlen, als wodurch er sie immer in seiner Gewalt hat. Haben von Natur wilde, scheue und muthige Pferde bey zu lang gelassener Leine erst einen Ansprung gethan, und der Kutscher zieht hierauf erst die Leine an sich, so werden die Pferde über ihn allemal Herr seyn, und sich nun nicht wohl wieder zurückziehen lassen, wohl gar im Zorn ins Gebiß beißen, den Kopf vor die Brust setzen, und unaufhaltsam machen, was sie wollen. Haben aber die Pferde nur erst einmal ihren Versuch durchzugehen ausgeführet, so ist ihnen in der Folge gar nicht mehr zu trauen.

Darf der Herr seinem Kutscher die Geschicklichkeit junge Pferde einzufahren nicht zutrauen, so thut er wohl, wenn er, wie es auch von vielen geschiehet, sich in einer halben Chaise oder offenen Calesche die Leine selbst in die Hände geben, und den Kutscher hinten auf dem Wagen sitzen läßt, um das Einfahren

der

der Pferde selbst zu verrichten. Junge Pferde abzurichten wird ihm Vergnügen machen, noch mehr aber dies, der Urheber seiner und seiner Familie Sicherheit beym Fahren gewesen zu seyn.

Es sind viele Männer des Mittelstandes, welche dreyspannig fahren, d. i. neben den beyden Stangenpferden noch ein drittes gehen lassen. Man sagt in solchem Falle von diesem dritten Pferde: es geht auf dem Steige, oder es ist das Steigpferd, ingleichen es geht auf der Wildbahn. Diese Wildbahn ist eine Kette, oder lederner Riemen am Hinterrade der Chaise, und reichet bis an die Waage, woran die Stangen- oder Deichselpferde ziehen, so daß der Schwengel hieselbst den Schwengeln oder Ortscheiten der andern Pferde gleich ist, um das Steigpferd daran einzuspannen. Auf dieses Steigpferd nun muß besonders geachtet werden, weil es, ob es schon an einem Seitenzügel kurz angebunden ist, doch bey dem geringsten Anlaß vorausspringen, den Wagen den Stangenpferden, sonderlich wenns wo bergab geht, auf den Leib ziehen, und sie zum Durchgehen anreizen kann. Viele helfen sich mit einem wilden Steigpferde so, daß an seinem Zügel eine einfache Linie befestiget ist, damit der Kutscher das Steigpferd zurückhalten könne. Es ist aber keine völlige Sicherheit hiebey, weil es, wie vorhin gesagt worden, schwer hält, ein vorausgesprungenes Pferd mit der Leine wieder zurückzuziehen. Alles kommt darauf an, daß das Handpferd von der Art sey, das Steigpferd in Respect gleichsam zu erhalten, und durch Beißen zurück zu zwingen. Ist aber das Handpferd feige, so hat das Steigpferd keine Furcht vor ihm, und springt vor ihm zu, um es auszudrängen. Gleiche Beschaffenheit hat es, wenn das Handpferd gleiche Rücken

hat,

hat, und sofort zum Durchgehen mit ansetzet. Man muß also bey dreyspännigem Fuhrwerke ein geprüftes Handwerk haben, da man gemeiniglich das jüngste Pferd auf die Wildbahn bringet. Ein Mutterpferd pflegt sich als Handpferd, wenn besonders das Steigpferd ein Wallach ist, gemeiniglich am besten in Autorität zu halten, es wäre denn, daß es eben roßig, d. i. den Hengst begehrend wäre.

Man muß sich mit scheuen, noch nicht genug eingefahrnen Pferden unterwegens sehr in Acht nehmen, wenn z. B. Bauerwagen von hinten auf dem Wege herkommen und ausfahren wollen. Man lasse solches willig geschehen, und verstatte ja nicht dem Kutscher in die Wette zu fahren. Es darf solches nur einmal geschehen seyn, so ist man in Gefahr, daß unsre Pferde es allemal wieder versuchen, sobald sie nur Pferde neben sich hinterdrein kommen sehen. Und leichtfertige Bauerknechte machen sich vielmals die schadenfrohe Freude, uns im Wagen zu ängstigen, wenn sie sehen, daß unsre Pferde wild werden, sobald sie sich uns nähern. In diesem Falle ist nichts gerathener, als nur gleich still halten zu lassen, oder den ersten den besten Ausweg zu nehmen, und ungesittete Leute ihren Weg fahren zu lassen.

Beym Einkauf der Pferde kann man eines oder mehrere bekommen, die gar kein Klappern oder Rasseln von Ketten, oder Eisenwerk, vertragen, und davon gleich aufstützig werden. In solchem Falle muß Wildbahn, Halskoppeln, Stränge und Zusammenfügung der Ortscheite mit der Waage lauter Riemwerk seyn. Bekömmt man ein strangschlägichtes Pferd, d. i. ein solches, das, wenn es über den Strang schlägt, wild wird, uriniret, mit aller Gewalt gegen Waage und Wagen ausschlägt, toll und

gegen

gegen Gebiß unempfindsam durchgeht, und somit das ganze Gespann verwildert, so weiß ich kein Mittel dawider, als es aus einem Kutschpferde ein Karrenpferd oder ein solches werden zu lassen, welches vor einem hochräderichten Wagen gehen muß, daß es bey höherer Waage und höhern Strängen nicht mehr überschlagen kann.

Hätte es nicht verhindert werden können, daß sich die Pferde das Durchgehen angewöhnet haben, so muß man den oben beschriebenen Knotenhalfter bey ihnen versuchen. Er paßt freylich wohl nicht recht für Kutschpferde, wenn er, wie bey Acker- oder Pflugpferden so roh angelegt würde. Es kann aber die äußere Seite (nicht die inwendige, weil sonst die Knoten nicht in die Nase eingreifen würden,) durch ein breites schwarzes Leder verkleidet, daneben auch den Pferden ihre gewöhnliche Zäume dennoch, nur zum Schein, angelegt werden.

Wenn Pferde einmal durchgegangen sind, so vermeide man so lange Berge mit ihnen zu befahren, bis ihnen die ganze Sache in Vergessenheit gekommen ist. Auf dem Wege von hier nach Potsdam ist mir solches vor vielen Jahren begegnet, daß die Pferde in der Heide einen steilen Berg herabgehend durchgiengen. Da gleich darauf ein andrer steiler Berg folgte, so hatte solches nichts zu sagen, weil sie an der Mitte desselben von selbst aufhören mußten zu laufen. Aber länger, als nach Jahresfrist, hatten sie das Andenken davon behalten. Denn da ich des Weges an solchen Ort wieder hinkam, fiengen sie an mit den Schwänzen zu drehen, ihre Excremente von sich zu geben, und Mine zu machen, abermals durchzugehen. Ich griff aber gleich selbst nach der Leine, um den Pferden keinen Vorsprung gewinnen zu lassen,

und

und brachte sie hiemit dahin, daß sie ganz langsam den Berg herab gehen mußten.

Hat man Ursach gegen seine Pferde mißtrauisch zu seyn, so sey man es am meisten zur Frostzeit auf Wegen, die bergab gehen, weil das freywillige Herabrollen des Wagens nebst dem ungewöhnlichen Rasseln oder Poltern desselben auf dem harten Wege, da ihnen vorkömmt, als wolle der Wagen ihnen über den Leib herfallen, die Pferde leicht außer sich bringet. Bedienet man sich einer fremden Equipage, mit der man nicht bekannt genug ist, so steige man lieber so lange aus dem Wagen, bis selbiger den Berg hinab ist. Die Erfahrung von Andern muß uns vorsichtig machen. Vor wenig Jahren fuhr bey solcher Zeit und auf solchem Wege ohnweit Potsdam ein Prinzlicher Kammermusicus nebst dem Hofapotheker und dessen Frau mit gelehnter Equipage. Die Pferde giengen durch, warfen die Kutsche um, der Musicus starb gleich von dem harten Falle auf die gefrorne Erde, die Frau einige Zeit darauf gleichfalls, und der Mann hatte lange Zeit an seinen Contusionen zu heilen.

Noch muß man sich auf Wegen obbeschriebener Art vorsehen, ob auch nicht andre Wagen nachfolgen, die uns eben so gefährlich werden können, wenn ihre Pferde durchgehen, weil sie sodann ganz blindlings auf den vördersten Wagen zu laufen, und ihn umwerfen können, besonders wenn der Weg zugleich hohl ist, daß die durchgehenden Pferde vor dem vordern Wagen nicht vorbey kommen könnten. In diesem Falle befand ich mich auf dem Wege von Spandau nach Potsdam vor einigen 20 Jahren. Ich saß neben einem Königl. Preuß. Beamten und dessen Tochter in einem ganzen Wagen, und wir waren auf

der Hälfte des steilherabgehenden hohlen Weges, als wir einen zweyten Wagen in vollem Carriere mit durchgehenden Pferden hinter uns darein kommen sahen. Unsre Pferde giengen langsam und hielten ihren Wagen sehr gut auf, so daß ich ohne Gefahr wohl hätte aus dem Wagen herauskommen können. Aber für meinen Gesellschafter, der zugleich mein Schwiegervater war, und dessen Tochter, wäre dazu nicht Zeit übrig gewesen. Unsre ganze Kutsche ward umgeworfen, da die hinter uns drein kommenden Pferde theils auf den Kutschenhimmel mit den Vorderfüßen heraufsprangen, theils sich mit selbigen in unsre Hinterräder verwickelten. Die Deichsel ward über eine halbe Elle lang in den Rücken unsrer Kutsche hineingetrieben, und falls wir uns nicht in Zeiten zurückgebogen gehabt hätten, so wäre einer von uns zerschmettert worden. Wir kamen übrigens alle mit dem Schreck und einer ganz zerstörten Kutsche davon. Als wir wieder in Ordnung waren, untersuchten wir den Wagen der durchgegangenen Pferde, und fanden dessen Deichsel zu kurz, daß die Pferde den ihnen auf den Leib schießenden Wagen nicht aufhalten können. Nach geänderter Deichsel giengen diese Pferde, die einem unsrer Bekannten angehörten, in der Folge nicht mehr durch. Ich habe aber auch zu einer andern Zeit einen Wagen mit durchgehenden Pferden auf einer weiten Straße vor einem vorauffahrenden so vorbeyrennen gesehen, daß jener diesen auf der linken Seite dergestalt untergriff, daß das unterste zu oben gekehret, und die darin sitzende Person am Kopfe sehr beschädigt ward.

Das Herausspringen aus einer Kutsche, wenn die Pferde durchgehen, ist selten glücklich, und es muß ein ungemein wohlgeübter Springer seyn, der

ohne

ohne Schaden davon kommen sollte. Einem Frauenzimmer aber ist es am allerwenigsten anzurathen, wegen ihrer Kleidung, welche leicht vom Rade ergriffen wird, einen Sprung wagen. Unter zehn Fällen ist kaum einer gut gerathen. Es ist daher allemal geratheuer, in der Kutsche stille zu sitzen, und sein Schicksal abzuwarten. Die Fenster der Kutsche müssen gleich niedergelassen werden, weil, wenn der Wagen umwirft, oder gegen Aeste der Bäume getrieben wird, sehr gefährliche Verwundungen daraus entstehen können. Das Frauenzimmer muß sich alles Schreyens enthalten, weil die Pferde davon immer wilder werden.

Wenn der Kutscher auf dem Bocke nur fest sitzen bleibt, so ist immer noch Hoffnung eines guten Ausgangs vorhanden. Er muß nur die Leine etwas nachlassen, und sie darauf wieder anziehen, oder hiemit so lange warten, bis die Pferde nicht mehr ins Gebiß beißen, und daher von Zeit zu Zeit Versuche machen, ob er ihr Maul und Gefühl wieder gewinnen könne, bald anrücken, bald loslassen. Er muß sich hiebey sehr hüten, nur an der einen Leine zu ziehen, weil er sie damit aus dem Weg heraus bringen würde. Denn wenn die Pferde, besonders in einem Walde rechts oder links hineinbeugen, so ist alles verlohren. Vermag der Kutscher hier noch etwas, so sehe er zu, daß die Pferde so einen Baum zwischen sich nehmen, daß entweder die Deichsel darauf zufährt, oder die Pferde sich in ihrem Zeuge verwickeln. Denn auf diese Weise springt entweder Deichsel oder Waage, oder die Pferde stürzen und verwirren sich, und es wird hiemit der Zeitpunkt ergriffen, eiligst den Wagen zu verlassen.

Gehen die Pferde auf freyem Felde durch, und man hat keinen Wald, Brücken oder Gräben vorwärts zu besorgen, so sey man immer ruhig, wenn die Pferde auf der Straße bleiben. Hat man aber auf der Folge der Straße eine der obgedachten Gefahren zu besorgen, so betrachte man das Feld, ob nicht die Pferde so linker Hand wohin zu lenken sind, daß sie Raum haben, sich müde zu laufen. Ist eine sandichte Strecke zu finden, so werden sie darinn bald müde werden. Ist wo ein Berg in der Gegend, man lasse sie herauflaufen, sie werden, ehe sie herauf sind, müde werden. Hat man weiche Wiesen oder Moräste um sich, man trachte sie zu gewinnen. Sobald die Pferde bis an den Bauch hineintreten, hat ihr Laufen ein Ende; sie werden niederfallen. In Seen oder Flüsse, wenn sie zumal tiefe Ufer haben, die Pferde laufen zu lassen, ist höchst gefährlich, weil sie entweder von einem hohen Ufer herab den Wagen umstürzen, oder wenn sie ins Wasser hineinschwimmen, sich in ihrem Geschirre verwickeln, zu Grunde gehn, und den Wagen nach sich ziehen können.

Man muß es nicht zugeben, daß Kutscher, wenn sie um ihrer Nothdurft willen absteigen, die Leine an den Bock binden, und hinter den Wagen gehen. Entweder müssen sie sich vor den Pferden hinstellen, oder Jemanden im Wagen die Leine übergeben, daß er so lange die Pferde halten möge. So gieng es mir in meinen jüngern Jahren einst noch glücklich genug, daß in der finstern Abendzeit der Kutscher abgestiegen, beyseits gegangen war, und die Leine angebunden hatte, so daß die Pferde still standen. Es flog von einem in der Nähe stehenden Baume aus den Zweigen ein großer Vogel mit Geräusche hinweg; die Pferde sprungen an, die Leine

gieng

gieng los, und die Pferde liefen ein Paar Stunden auf geradem Wege fort, bis sie endlich auswichen, und nahe an einem Dorfe auf eine Bohlwand zuliefen, wo sie stutzten, und mit einmal still standen, daß ich sofort absteigen, und das Leinepferd beym Zügel ergreifen, und wieder einlenken konnte.

Man hat ein Mittel erfunden, durchgehende Pferde in der Kutsche loszuspannen, und die Kutsche selbst aufzuhalten. Die Erfindung des geschickten Schlossermeisters Dobe zu Herzberg in Sachsen wird in dem Leipz. Intelligenzbl. v. J. 1773. S. 28. vorzüglich angerühmet, und es ist freylich die beste Auskunft, wenn Jemand in der Kutsche mittelst eines Riemens nach Befinden der Umstände ohne Zeitverlust einen Zug thun, und die Deichsel kann abspringen lassen. Denn es ist besser die Pferde auf ein Gerathewohl laufen zu lassen, als daß sich Menschen in Gefahr setzen, wo nicht ihr Leben, doch ihre gesunden Gliedmaßen zu verlieren. Modelle solcher Erfindung werden im Intelligenzcomtoir zu Leipzig gezeiget.

In nur gedachtem Leipz. Intelligenzbl. v. J. 1767. S. 373. hat Jemand angefraget: ob Niemand wisse, kollerichte und durchgehende Pferde durch ein Riem- oder Strickwerk, welches an der Brust mit Bley gefüttert seyn könnte, und welches durch Anziehung eines Riems den Pferden in die Beine fiele, oder durch eine Schleife, die ihnen durch einen Zug die Vorderbeine fesselte, zu bändigen. Diese Anfrage ist unbeantwortet geblieben, weil die Möglichkeit zur Ausführung des Vorschlags nicht abzusehen ist. Ich wollte dagegen die Anfrage thun: ob nicht oben am Kopfe ein Rouleau von Tuch anzubringen wäre, welches mittelst eines in die Hand des

Kutschers gehenden oder an den Leinen durch Bänder oder Schleifen angeleiteten Riemens auf den Nothfall sogleich losgezogen werden könnte, daß das Tuch dem Pferde sofort über die Augen herunterfiele, und ihm alles Sehen benähme? Denn ein Pferd wird gleich muthlos und ruhig, sobald ihm plötzlich die Aussicht benommen worden. Das schnelle Herabfallen der Rideaux muß durch an- oder eingenähetes Bley am untersten Saume auf den drey Seiten des Kopfs erhalten werden. Oberwärts am Obergestelle des Zaums würden die Rideaux angeschnallet oder angehacket, um solche vom Zaume beym Auf- und Abzäumen leicht abzunehmen und wieder anzumachen. Die aufgewickelten Rideaux aber würden mittelst eines Stifts, Hackens oder einer Springfeder zusammengehalten, an selbigen aber der Zugriemen befestiget, welcher durch den Ring des Schulterküssens vor sich durchgienge, von hieran aber, wie zuvor gesagt worden, an der inwendigen Seite mittelst angenäheter lederner Schleifen fortgeführet werden müßte, bis er endlich an die Hand des Kutschers herankäme, vor welcher er lose herabhienge, und, sobald es Noth thut, ergriffen, und zum Herablassen der Rideaux angezogen würde. Hiemit würden nun auch zugleich die Pferde gerettet, als welche nach der Dohenschen und Andrer Erfindung vor ihm, wenn sie abgespannet worden, sich gar leicht tödtlich beschädigen können. Hienächst könnten auch diese so zu nennende Scheutücher zu Vermehrung der Pracht einer Equipage mittelst Stickereyen, Behängung mit Guirlanden von allerley Farbe dienen, so wie eine rothe, blaue, gelbe oder weiße Farbe des in ein Rouleau gelegten Tuches zur Erhebung der Schönheit des Pferdekopfes und der Couleur des Pferdes oder der Equipage überhaupt gereichen. Zur Hauptsache gehörete aber dies, daß

das

das Tuch sowohl breit, als lang genug, und vorwärts bis auf oder über die Nase herabhängend wäre, damit das springende Pferd durchaus kein Tageslicht erblicken müßte, als welches bey zu kurzem Tuche leicht geschehen könnte. Hätte ich noch so scheue Pferde, wie in meinen ersten Wirthschaftsjahren, so würde ich diese vorgeschlagene Pferdeblenden am ersten versucht haben, da es höchst wahrscheinlich ist, daß die Pferde das Durchgehen sich gänzlich abgewöhnen würden, wenn sie sich damit ein und das andremal des Tageslichts beraubet und gelernet haben, daß sie mittelst eines Versuchs zum Durchgehen ihren Entzweck sich zu befreyen verfehlen, und scheuen, sich eine Beraubung des Lichts zuzuziehen.

H. Pferdekrankheiten und Mittel dawider.

Es sollte billig kein Landwirth seyn, der nicht Kenntniß der gemeinsten Krankheiten und Zufälle der Pferde hätte, und auch die besten Mittel dawider wüßte. Denn es werfen sich überall Leute zu Pferdeärzten auf, die theils die Kennzeichen der Krankheiten nicht wissen, und daher solche entweder gar nicht, oder falsch, oder gar todt curiren, theils aber mit Heilung der Krankheiten lange Zeit zubringen, um desto mehr Arztlohn zu verdienen, oder vielmehr fordern zu können.

Ich will die Leser hier allein belehren, wie sie die gewöhnlichsten Krankheiten der Pferde kennen, und am leichtesten heilen können, so wie ich diejenigen Heilungsmittel angeben werde, die am wenigsten zusammengesetzt, größtentheils aber solche sind, deren Ingredienzien nicht zu theuer und überall leicht zu bekommen sind.

1. Augenfelle.

Sobald man ein Triefen der Augen gewahr wird, muß man nachsehen, ob nicht Fliegen, Spreu oder Heuhälmer darin zu finden, um solche mittelst des Aufhebens der Augenlieder behende herauszunehmen.

Hat sich ein Fell angesetzet, so wird mittelst einer subtilen Feder Baumöl ins Auge gestrichen. Sollte hievon das Auge nicht wieder hergestellet werden, muß aus der Apotheke folgendes, auch bey Menschen bewährtestes, Augenpulver gebraucht werden. Rcp. Sacchari albi, Boli albi vel rubri, Cremor. Tartari, ana: M. F. pulv. subtiliss. Dieses sehr wohlfeile Pulver wird, ohne zu blasen, ohne allen Reiz, ganz behutsam, früh und Abends zu einer Erbse groß, ins Auge gethan. Dies Mittel hilft gewiß, so viel nur ein Mittel helfen kann, wenn nicht der ganze Augapfel verdorben ist. Um es noch wirksamer zu machen, darf man nur weniger oder mehr von der Tutia praeparata zusetzen.

2. Krankheiten des Mundes.

Manche Pferde, besonders die jungen, bekommen oben im Rachen, neben den spitzigen Zähnen Fleischgewächse, welche über die Zähne hervorwachsen, und so schmerzen, daß das Pferd zu fressen aufhöret, und ganz mager wird. Die Cur ist diese, daß solche Gewächse mit einem glühenden Eisen berühret, die Wunden aber mit Essig und Salz gewaschen werden. Einige reißen oder ritzen diese Gewächse nur mit einem spitzigen Hirtenhorne, oder curiren sie durch mehrmaliges Waschen mit Essig und Salz, auch hartes Reiben.

Bärb-

Bärblein (Barbes ou Barbillons) sind 2 Hügelein von Natur, in Gestalt zweyer Zitzen an den Eytern der Thiere. Wenn diese von einem stärkern Zuflusse des Geblüts oder andrer Feuchtigkeit groß werden, schmerzen sie so sehr, daß das Pferd nicht fressen kann. Man schneidet sie mit einer Scheere weg, und reibet die Wunden mit Essig und Salz, oder nur mit Salz allein.

Die Mundfäule ist eine schlimmere Krankheit als die vorhergehenden, und ist eine Entzündung fast aller Theile des Mundes, die endlich ganz voller Geschwüre werden. Kaltes Wasser, worinn Alaun zergangen, ist das Gegenmittel, womit der Mund täglich dreymal überall ausgewaschen wird. Sind bereits Geschwüre vorhanden, muß außer dem Auswaschen mit Alaunwasser zur Heilung zuletzt Honig, der in Wasser zerlassen worden, aufgestrichen werden.

Das Pferd frißt entweder gar nicht mehr, oder sehr beschwerlich, wenn es Schrunden oder Löcher in der Zunge hat, welche theils aus scharfstengelichtem oder schilfigten Heu, theils aus unrecht gemachten Gebissen, theils aber aus zu starkem Anziehen der Gebisse bey raschen, hitzigen Pferden entstehen können. Sind auf der Oberfläche der Zunge in der Mitte Löcher, so müssen solche vom Futter und Unrath ausgeräumet und mit Mehl steif vermischter Honig eingekleibet werden. Ist die Zunge an den Seiten eingerissen, so wird sie mit flüßigem Honig bald wieder geheilet.

Sind in den Winkeln der Lippen durch das beständige Reiben des Gebisses Schwühlen entstanden, so können sie schlimmer, bis über die Zähne hinein-

reichende Wunden verursachen. Die Schwühlen werden mit der Scheere weggeschnitten, und sodann mit gebranntem Alaun bestreuet.

Anmerkung.

Um zu dem Munde des Pferdes kurz und gut zu kommen, wird die Zunge, wenn man kein sogenanntes Maulgatter zur Hand hat, auf der einen Seite herausgezogen und festgehalten. Auf diese Weise kann es nicht beißen, so wie man ihm auch auf gleiche Art Arzney eingießen kann, da man ein Horn, oder eine Bouteille, nachdem der Kopf vermittelst eines Zügels hoch hinaufgezogen worden, tief über die herausgehaltene Zunge hineinsteckt, und den Einguß herunterzuschlingen zwinget. In die Ohren muß niemals Arzney eingegossen werden.

3. Der Feifel, Fiebel.

Zwischen dem Kopf und Halse liegen bey allen Pferden Drüsen, welche vielmals, bey jungen Pferden aber mehr, als bey alten, entzündet, aufschwellend und so schmerzhaft werden, daß das Pferd kaum Athem holen, viel weniger schlucken kann, und mit Lebensgefahr drohet. Man kann diese Krankheit da, wo die unter sich gebogenen Ohren des Pferdes mit der Spitze auf die Kehle bey den Kinnbacken, hinlangen, mit Händen greifen, und der Kopf der Pferde wird so steif, daß sie ihn nicht hinwenden können, wo sie wollen. Zuweilen kann der Zufall allein damit gehoben werden, daß man dem Pferde von oben herunter auf beyden Seiten, stark bis an die Gurgel streichet. Wenn dieses nicht hilft, muß man

zur

zur Zertheilung der Geschwulst eiligst schreiten. Es werden Gartenraute, Schafgarbe und Wegerich, von jedem 2 Hände voll, (allenfalls kann es die Raute statt aller übriger Kräuter seyn,) in 1½ Maaß Essig eine halbe Stunde gekocht, und die Geschwulst des Tages dreymal so warm damit gewaschen, als man die Hand kaum darin leiden kann. Vergeht die Geschwulst ein wenig, so wird nur bis zur völligen Genesung täglich zweymal gewaschen. Währender Cur wird das Pferd warm gehalten, ihm auch warm angemachte Kleyen zu fressen gegeben, weil das Pferd härteres Futter nicht wohl herunterbringen kann. Des Winters läßt man ihm warmes Mehlwasser saufen; des Sommers ist es nicht nöthig.

Noch bedienen sich andere bey diesem Zufalle des Aderlassens am Ohre, womit auch wider das Augenfell verfahren wird, daß es verwelkt und abfällt. Dieses Aderlassen am angezeigten Orte wird auch unternommen, wenn das Pferd schwindlicht, kollericht oder toll und stätig ist, indem der Kopf dadurch von dem starken Antriebe und der Anhäufung des Geblüts, woraus gedachte Zufälle entstehen, befreyet wird.

4. Die Strengel.

Bey jungen Pferden ist diese Krankheit nichts anders, als eine Zusammenziehung und Entladung der gesammleten überflüßigen Feuchtigkeiten, welche gemeiniglich durch ein Geschwür an der Kehle zwischen den 2 untern Kiefern, oder durch die Nasenlöcher, zuweilen aber auch an andern Orten, ausgeführet werden. Sind diese Feuchtigkeiten das erstemal unvollkommen ausgeworfen worden, so kommen sie fast alle Jahr wieder, so daß ein Keichen auch wohl, oder ein Husten, damit verbunden ist.

Hr.

Hr. v. Salleisel hat angerathen, dem Pferde alle Tage 4 Loth gestoßenes Hepar Antimonii unter Kleyen zu geben, und damit so lange anzuhalten, bis das Pferd sich gebessert. Andere geben dem Pferde täglich gestoßenen lebendigen Schwefel aufs Futter zu fressen. Vor vielen kühlenden Mitteln muß man sich bey der fließenden Strengel hüten, damit das Pferd nicht ersticket werde, auch läßt man ihm nicht gern zur Ader, so lange die Krankheit währet. Wenn die Feuchtigkeiten aus der Nase hervorfließen, so ist meistens gewonnen Spiel. Haben sich aber am Kopfe, der Kehle, oder sonst wo Beulen zusammengezogen, so müssen sie durch Erweichungsmittel aufgezogen werden; dergleichen sind, zergangene warme Butter, Hasenfett, Honig mit Mehl vermischt u. s. f. Man kann auch die Beulen mit einer Lancette öffnen, um die Materie herauszulassen. Ist die Wunde offen, so muß man verhüten, daß sie sich nicht allzubald zuschließt, weil alsdann die größte Gefahr ist, daß entweder die Strengel jährlich wiederkommen, oder gar der Rotz daraus entstehen kann. Dieserhalb wird ein Stücklein Speck in das Geschwür hineingesteckt, welches das zu frühe Verschließen hindert. Hat sich die Geschwulst völlig gesetzet, so kann man die Wunde völlig zufallen lassen, und sie mit laulichtem Essig und Salz zuletzt auswaschen, sodann aber mit zart zerstoßenem eingestreueten Bleyweiß zuheilen.

Geschwollene Mandeln, werden gemeiniglich mit der Strengel verwechselt, und sollten nur allein Drüsen genannnt werden. Zuweilen kann die Materie von übel curirter Strengel, oder ein Theil derselben, zurückbleiben, sich hieselbst ansetzen, und die Geschwulst der Mandeln verursachen. Diese

Krank-

Krankheit entstehet aber gemeiniglich von Verkältung, wenn ein Pferd im Reiten oder Ziehen stark erhitzet, und darauf kalt getränket worden. Auch die Weidepferde bekommen den Zufall, wenn sie des Nachts von Thau und Reif erkältet worden. Die Kennzeichen der Krankheit sind folgende: das Pferd ist sehr matt, hat keinen Appetit zum Fressen, einen trockenen Husten, trübe Augen, eine Geschwulst bey dem Schlund auf einer oder beyden Seiten, auch dabey ein Fieber, welches oft so heftig ist, daß dem Pferde die Zunge braunroth zu dem Munde heraushängt. In diesem Zustande muß das Pferd mit Arbeit gänzlich verschonet werden. Ich habe öfters bemerket, daß die Pferde der Bauern, wenn sie solche währender Krankheit in herrschaftlichen Vorspanndiensten gebrauchet, plötzlich gestorben, oder nie recht wieder curiret worden. Man läßt gemeiniglich dem Pferde die Halsader. Ist aber das Fieber zu stark, so muß solches Aderlassen mit Behutsamkeit vorgenommen werden, damit das Pferd nicht entkräftet werde.

Man bedienet sich innerlich gleichfalls der vorhin bey der Strengel gedachten Mittel, und muß darauf sehen, daß die Drüsengeschwulst zertheilt, und das Pferd, ohne Eyter auszuwerfen, curiret werde. Man muß daher eilen, daß das Geschwür zum Eytern und Aufbrechen gebracht werde, weil sonst der zurücktretende Eyter, wie auch das schwere Athemhohlen das Fieber vermehren, und die Krankheit gefährlich machen. Man verfähret daher mit der Oefnung der Geschwüre und ihrer Heilung, wie bey der Strengel gezeiget worden.

5. Die Rähkrankheit, das Verfangen.

Diese Krankheit entsteht aus einer plötzlich unterdrückten Ausdünstung durch eine plötzliche Erkältung, z. E. wenn sich das Pferd durch eine starke Arbeit erhitzt hat, und sogleich in einer kalten Luft, kaltem starken Winde, still steht, oder ins Wasser geritten wird, oder sogleich trinket, oder zwar in einem warmen Stalle steht, aber ein starker Luftzug darinn gemacht wird, oder wenn es stark gegen den Wind geritten wird. Oft ist ein Fieber dabey, das im Anfange leicht ist, aber den Tod bringen kann. Die sicherste Cur ist, die unterdrückte Ausdünstung wieder herzustellen, es bald wieder warm zu reiten, und es in einem warmen Stalle so lange mit einem Strohwische zu reiben, bis sich der Schweiß geleget hat; oder man stelle es in einen warmen Stall, behänge es mit Decken, gebe ihm ½ bis ein Loth Bibergeilessenz (Essent. Castor.) mit etwas Wein ein, und verhüte, daß es sich nicht erkältet. Meistens ist auch das Aderlassen zum Anfang der Heilung gut. Sind schon von den, in die Füße gesenkten, Feuchtigkeiten um den Huf herum erhabene Reifen, so rühre man 2 Pfund Bohnenmehl mit Lorol, so viel als genug ist, zu einem dicken Brey, thue ein Löffel voll Weingeist dazu, mische es wohl, und lasse es über dem Feuer bis zu einem dicken Brey kochen, schlage es siedendheiß in den Huf ein; einen andern Theil davon aber lasse man so kalt werden, daß man eben die Hand darinn leiden kann, und um die Krone des Hufs schlagen, und ein Tuch darum binden. Dies thut man täglich 4 bis 5 Tage lang. Diese Cur ist in Herrn Prof. Erxlebens pract. Unterricht in der Viehartzneykunst S. 248. ff. angerathen worden. Herr Prof. Schreber hat in den neuesten Beyträgen

zur

zur Haushaltungskunde sowohl ein Verwahrungs- als ein Heilungsmittel für das Erhitzen der Pferde angegeben. Er sagt, daß einem verschlagenen Pferde, oder einem solchen, das von unterdrückter Ausdünstung an Entzündungen und Krämpfen krank ist, also zu helfen sey: man giebt dem Pferde von der Essentia Castorei ungefähr 1 bis 1½ Quintlein ungefähr in einem halben Maaße, (Quart oder Kanne) laulichten Weines ein, bedeckt es wohl mit warmen Decken, und bringt es hernach in eine Mistpfütze oder ins Wasser, läßt es darinn bis an die Knie eine starke Viertelstunde stehen und tüchtig schwitzen, indem es so anzusehen ist, als wenn das Pferd in einem Schwitzbade wäre. (Da solches in der kalten Jahreszeit nicht angehet, so schlage man erwärmten frischen Kuhmist um die Füße, von oben bis unten.) Der Schweiß ist oft durch 2 Frießdecken hindurchgedrungen, womit das Pferd bedeckt gewesen ist; hernach läßt man es ein wenig herumführen oder reiten, und continuiret damit in abgewechselten Stunden, damit es im Schweiß erhalten werde; giebt ihm auch denselben Tag wenig zu fressen und zu saufen. Dies Mittel hat nie seine Wirkungen versagt, wenn es auf frischer That gebraucht worden. — Die erhitzten Pferde aber werden wider das Verschlagen oder Verfangen also verwahret: man nimmt ⅓ Roßschwefel und ⅔ gemeinen Salpeter, reibt beydes zusammen zu einem Pulver, und giebt einem erhitzten Pferde einen Eßlöffel voll auf Brod zu fressen; sie lernen es auch ohne Brod aus der Hand fressen. Bey sehr erhitzten Pferden giebt man mehr als einen Eßlöffel voll; man kann es ihnen auch nach einer kurzen Zwischenzeit wiederholt geben. Der Schwefel resolviret und unterhält die Ausdünstung; der Salpeter aber mäßiget den allzu-

hefti-

heftigen Umlauf des Bluts und kühlet. Man kann dies Pulver auch brauchen, wenn ein Pferd aus andern Ursachen, als von übertriebener Arbeit, von innerlicher Hitze krank ist. Man erkennet es, wenn dem kranken Pferde etwas Blut abgelassen wird, und das Blut mit einer Speckhaut (Crusta inflammatoria) überzogen ist. Dieserhalb sollte von diesem temperirenden Pulver beständig ein Vorrath in einer Schachtel, in den Ställen oder auf Reisen gehalten werden, um den Pferden nach Bedürfniß davon sogleich geben zu können.

6. Die Darmgicht, Colik.

Hr. D. Ehrmann in Straßburg hat die Heilart dieser Krankheit in einer besondern Abhandlung aufs beste angegeben. Das Pferd läuft beym Nabel auf, hohlt schnell Athem, wälzt sich auf der Erde, zieht, auf dem Rücken liegend, die Füße an den Bauch, stößt sie mit Gewalt wieder von sich, springt zitternd auf, zieht den Schweif ein, setzt sich zusammen, röchelt, drückt den After heraus, wird ohne Erfolg zum Stallen gereitzt, hat oft einzelne Schweißtropfen auf sich stehen, rothe, entzündete, sich hin und her bewegende Augen und kalte Ohren. Der Mist, der jederzeit von einem gesunden Pferde dick ist, ist allzu kugelhaft, und das Pferd kann ihn nicht fortschaffen. Nicht jeder Darmgicht ist zu helfen, z. E. wenn sie entsteht, indem der Magen zersprengt wird, weil man gleich nach der Abfütterung im Ziehen oder schnellen Reiten das Pferd allzustark anstrenget.

Die heilbaren Arten der Darmgicht sind diese: 1) Staub und Sand, z. E. bey den Müllern, kommt unter das Futter, wovon denn Steine im Magen

und

und Gedärmen entstehen, wie nicht weniger von Luftwasser, wenn solches vom Pferde getrunken wird. Man fesselt in solchem Falle das Pferd, wie oben von den, den Hengsten vorgeführten, Stuten gesagt worden, schmieret Hand und Arm mit Oel oder Schmalz, greift ihm sehr behutsam zu, bröckelt den Mist im Darme langsam ab, ziehet ihn stückweise heraus, giebt ihm ein erweichendes Clystier, bestehend aus 2 Löffel voll Leinöl, und laulichtem Wasser, welches abgeseiget worden, nachdem etwas Kleyen darinn abgesotten worden. Das Clystier wirkt besser, wenn man vorher die Därme durch einen Blasebalg aufblähet. Nach einigen Stunden giebt man ihm auf Brod einen Eßlöffel voll von $\frac{1}{3}$ Roßschwefel und $\frac{2}{3}$ Salpeter, als welches das beste Mittel für erhitzte Pferde ist. 2) Die Darmgicht entsteht ferner aus Verkältung und zurückgetriebener Ausdünstung; man greift auf eben die Art, wie vorhin gesagt worden, dem Pferde zu, giebt ein Clystier mit warmem Wasser und Oel, überzieht es mit einer wollenen Decke, um die äußern Theile durch folgenden Rauch zu erwärmen, der in Viehkrankheiten der dienlichste ist. Man legt auf glühende ausgebrannte Holzkohlen (ja nicht auf Schmiedekohlen) gemeinen Zucker, Wachholderbeeren, etwas weniges schwarz Pech. Folgenden Tages läßt man $\frac{1}{2}$ Pfund frisches Baumöl und 3 Loth Weinsteinpulver auf heißer Asche vergehen, schüttet es dem Pferde Morgens früh, eh es gefüttert wird, auf einmal ein, und läßt es 3 Stunden darauf fasten. Man kann auch statt dessen diesen Trank einschütten: Anis, Wachholderbeeren, Kümmel, Fenchel, jedes eine Hand voll, Aschwasser, eine halbe Kanne. Kalte Ställe sind der Untergang der besten, besonders junger Pferde. 3) Auch die Ueberfütterung macht eine Darmgicht, die desto ärger

ist, je mehr übel verdauetes Futter in den Därmen ist. Man schütte nichts ein, als einen Einfluß von Oel, verhüte aber das Uebersüttern, z. E. reiche nach einem lange Ritte dem müden Pferde, besonders dem gefräßigen, auf einmal ganz wenig Haber mit etwas Salz vermengt, aber oft, bis es die gehörige Portion hat; man gebe dem Pferde keine uneingeweichte, oder nicht aufgeschwellte Gerste u. s. f. und lasse es noch weniger gleich darauf saufen, sonst kann es zerplatzen. (Diesen Zufall habe ich noch vor wenigen Jahren bey einem benachbarten Freunde erlebet, da selbiger seinem Knechte aufgetragen hatte, Gerste einem Brauer hinzufahren. Der Knecht entwandte einen Scheffel Gerste, und gab davon 2 jungen Pferden so viel, daß ihnen der Magen mit einem großen Knall zerplatzte.) 4) Die vierte Ursach ist die Entzündung des Magens oder der Därme, da man des Pferdes gespannten Bauch ohne dessen großen Schmerzen nicht anrühren kann, das Pferd sich nicht legt, die Ohren kalt und der Urin roth und brennend ist. Man lasse reichlich Blut aus der Hals- oder Sporader, gebe erweichende Clystiere von Malven- oder Pappelblättern mit Oel, oder von Milch, Honig und Oel; schütte auch dem Pferde warm ein: Altheenwurzel 4 Loth, Leinsaamen 3 Loth; mit 4 Pfund Wasser zu 2 Pfund eingekocht, durch ein Tuch geseigt, Salpeter 2 Loth, Honig 8 Loth darzu gethan; sein Futter sey warme Kleyen mit Hexel. 5) Winde, die aus einem unvollkommen verordneten Futter entstehen, vermehren die Darmgicht. Das von ihnen Aufgetriebene verändert die Stelle, wenn man an den Leib drückt. Man gebe Tabacksclystiere, gebe etwas Theriak ein, und steche ein Leder am Nabel. 6) Würmer in Gedärmen machen auch Darmgicht. Das Pferd schlägt sich

mit

mit den hintern Füßen gegen den Bauch, richtet die Augen rückwärts gegen den Bauch; reibt sich mit dem Hintern am Stande, ziehet bisweilen den After aus und ein, der am Rande eine Materie wie weißen Käse hat; oft findet man Würmer im Miste. Man lasse 12 bis 14 Tropfen Steinöl auf 1 Loth Weinsteinsalz tropfen, mische dazu 3 Loth mit Schwefel abgeriebenes Quecksilber, mache es mit Honig zu Kugeln, und schiebe solche durch ein Maulgitter den Pferden ein. Oder man mache aus 5 Loth Aloe, 2 Loth mit Schwefel abgeriebenem Quecksilber, 1 Loth Weinsteinsalz, 1 Loth gelbem Ingwer mit Honig Pillen, und gebe Morgens und Abends ein Stück, 2 Quentlein schwer, durch den Maulgitter ein. 7) Oft kriegt die Stute nach dem Beschälen die Darmgicht. Man decke sie warm zu, und gebe ihr Sauerteig im Wasser zu trinken. 8) Entsteht die Darmgicht, wenn das Pferd eine Feder verschluckt hat, so binde man ein in Oel getauchtes Schwämmlein an einen Farrenschwanz, (dieses ist die aufgetrocknete männliche Ruthe eines Ochsen, oder Bullen, die biegsam ist, und sonst zum Hauen oder Peitschen mit Leder von den Riemern überzogen, in Niedersachsen aber Peserick genannt wird;) stecke es in den Schlund, und suche die Feder heraus zu bringen. 8) Kann das Pferd nicht stallen, oder stallet, wenn es dumpfigten Haber gefressen hat, lauter, es läuft in der Gegend der Harnblase auf, die Geburthsglieder regen sich; so schmiere man den After mit Fett, fahre sachte hinein, drücke langsam auf die harte Blase; siede eine Hand voll gestoßene Lorbeeren und Ingwer, und schütte es mit laulichtem Wein ein. 10) Ist ein Pferd angewachsen, so schmiere man die Geschwulst mit einer Salbe von Terpentin und Baumöl.

7. Die Dämpfigkeit, Athemkeuchen, oder Schlagbäuchen.

Diese Krankheit ist ohne Fieber, und wird an den Hindernissen des Athemhohlens erkannt. Das Pferd schnaubet durch Maul und Nase, hebt beyde Seiten, hat nach scharfem Reiten oder Traben Beängstigung, Mattigkeit und kalte Ohren. Bisweilen ist die Krankheit periodisch, bisweilen anhaltend; in jenem athmen sie leicht vor, und nach dem Zufall; in diesem röcheln sie und athmen immer schwer. Die trockne Dämpfigkeit entsteht blos von Winden in den Gedärmen, und die Lunge ist dabey gesund; die feuchte ist, wenn das Pferd beym Saufen flockenweise eine zähe schleimigte Materie aus beyden Nasenlöchern auswirft. Hier ist ein Fehler in der Lunge, der desto größer ist, wenn die Nase beständig fließt. Fehler des Magens und verdorbene Verdauung erregen die Krankheit sehr oft. Auch wird die Dämpfigkeit verursachet, durch allzuschnelle Tränke auf Verhitzungen, saures, moderiges Heu; fettes Grummet, schlechte Pflege; übermäßiges Heufüttern, wenn Jagdpferde vor dem Reiten zur Gnüge Wasser zu saufen bekommen, Kleefutter, Steine in der Lunge; Anwachsen derselben; Anwachsen des Felles an den kleinen Rippen; bösartige oder übel curirte Strengel; hitzige Fieber; gählinge Abwechslung des Futters; Herzgewächs; Stich- oder Schußwunden; harte Geburthen großer Füllen; Reiten des Pferdes außer Athem; Vollleibigkeit; heftiges Anstrengen im Ziehen; Verstopfung der Leber und im Unterleibe, wenn sich die Galle nicht in den Magen ergießen kann; allzuhitzige und starke Purgiertränke: zurückgetriebener Ausschlag der Haut; allzuhäufiges Beschälen eines Hengstes; übermäßiges Bluten; Rehekrankheit;

unvor-

unvorsichtiges Niederwerfen; Stürzen. Der Rath des Hrn. D. Ehrmanns geht dahin, dem Pferde Ader zu lassen, ein Laxier von Weinsteinpulver und Baumöl, wie zuvor bey der Darmgicht angezeiget worden; bey der trocknen Dämpfigkeit aber Honig, bey der feuchten hingegen täglich zweymal unter mäßigen Haber und Hexel von Asphaltpulver und pulverisirtem Spießglas, unter einander gemischt 1½ Loth jedesmal zu geben. Die Eingeweide stärke man mit Clystiren von Eichenlohe, und gebe alle 8 Tage einen kühlenden Trank von Anis, Fenchel, etwas Alaun und Rebasche. (Asche von verbrannten Weinreben.)

8. Der Durchlauf.

Nach einem sehr heißen Sommer im Herbste, werden die Pferde bisweilen von einem gefährlichen Durchfalle angegriffen. Man gebe ihnen (nicht gleich im Anfange, sondern erst nach einigen Tagen) Roggen, der in einer eisernen Pfanne geröstet, und unter gleichviel ungeröstetem Haber vermischt gegeben wird. Selten braucht man es zweymal zu geben, um den Durchfall zu stopfen.

9. Der Satteldruck.

Der Satteldruck entstehet, wenn man, besonders bey dünnhälsichten Pferden, einen Sattel auflegt, der im Holze weit, aber nicht wohl ausgefüttert ist. Er wird verhütet, wenn 1) der Sattel recht auf des Pferdes Rücken passet. Ist man ein Paar Tage geritten, so sehe man, indem Jemand auf dem Pferde sitzet, ob man mit 2 Fingern zwischen den Sattel und Schultern kommen kann, als in welchem

Falle der Sattel nicht drücket. Der Sattel soll nicht zu hoch sitzen, nicht im Holze zu enge, oder vorne zu dicke gefüttert seyn; er soll weitsitzig seyn, besonders für eine große dicke Person, und wenn das Pferd noch jung ist. 2) Auf einer langen Reise klopfe und wische man alle Abende aus der Fütterung des Sattels den Schweiß und Staub aus; 3) wasche alle Abende des Pferdes Rücken mit kaltem Wasser, worinn Alaun aufgelößt ist; 4) kühle auch Mittags den Rücken ab, nehme also den Sattel ab, und bedecke nach der Jahreszeit mehr oder weniger den Rücken mit einfachem wollenen Tuche, so lange der Sattel nicht aufliegt.

Wird der Sattel noch, eh alles zu sehr wund worden, verändert, so vermische man 8 Loth rectificirten Weingeist mit 1½ Loth Campher, und lege solches dreymal des Tages, etliche Tage hinter einander auf, welches die Geschwulst vertheilet. Kühlende, und zurücktreibende Mittel haben oft üble Folgen. Dergleichen sind der kühlende Umschlag, nämlich kühle Erde oder Lehm, armenischer Bolus, Essig und Eyweiß, oder Salz und schwarze Seife, oder ein Lumpen in frisch Wasser getaucht, hernach wieder ausgedrückt, und öfters also aufgeschlagen. Schwärt der Schaden unterwärts, und wird weich, so öffnet man und heilt mit der grünen Salbe, indem man 2 Pfund gemeinen Theer, ½ Pfund gemeinen Terpentin, 12 Loth Honig und 10 Eyerdotter darzu thut, und wenn es nur noch milchwarm ist, 1½ Loth des besten Grünspans darein rühret, und zwar so lange, bis er nicht mehr zu Boden fallen kann.

10. Beu-

10. Beulen von der Hitze.

Wenn auf Reisen einige kleine Geschwulsten, die man Hitzbeulen nennet, auf der Brust oder anderswo entstehen sollten, so läßt man sie öfters mit warmem Essig reiben, wodurch sie zertheilet werden. Sie entstehen aus der Hitze des Körpers, wenn stark geritten oder gefahren wird. Wollte man sie nicht durch ietztgedachtes Mittel zertheilen, so würden sie aufspringen und übel aussehn, auch einige Zeit vergehen, ehe die Haare wieder wachsen.

11. Verrenkungen.

Die Verrenkungen werden öfters von unwissenden Pferdeärzten verkannt, wenn sie solche in der Schulter suchen, da sie in der hintern Spannader der Füße zu suchen ist, und deßhalb eine ganz verkehrte Cur unternehmen.

Ist der Schade in der Schulter des Pferdes, so wird es die Spitze seines Hufs gegen die Erde einziehen, indem es gehet. Ist er aber in der hintern Spannader, so wird es den Fuß in die Höhe heben, und kurze Schritte thun, ob es gleich offenbar lahm ist. Gegen eine Verrenkung in der Schulter leidet ein Pferd funfzigmal Schaden an der hintern Spannader.

Ist die Verrenkung in den hintern Spannadern, wenn nämlich dieselben dadurch schlaff sind, so nehmet 1 oder 2 Löffel voll Schweinsfett, oder besser Gänsefett, schmelzet es in einer Pfanne, und reibt es sehr heiß in die hintere Spannader, vom Kniebug an bis in die Fessel. Hierauf macht folgendes Rübenmuß. Nehmet Rüben, oder statt solcher grüne

Kräuter, als Sallat, Kohl, Pappelblätter, das Kraut von Rüben, kocht es weich, drücket das Wasser aus, hackt es in einem hölzernen Geschirr, und vermischt es mit ein Paar Unzen Speck oder Butter. Dieser Ueberschlag wird heiß, aber nicht zum Verbrennen des Pferdes umgebunden, von der Fessel an bis über das Knie, und die ganze Nacht so gelassen. Verfahret also: bindet Leinwand über die Fessel, dann legt das Muß darauf, und ziehet die Leinwand mit dem Muße zusammen, bis ihr es über das Gelenke des Knies bringet, wickelt das Tuch rund um seine Schenkel, wie ihr es in die Höhe ziehet, und befestiget es oben über dem Knie. Nehmet es am Morgen ab, thut frisches daran, und des Nachts thut das Nämliche. Zwey oder drey solcher Ueberschläge werden eine neue; fünf oder sechs eine alte Verrenkung heilen.

Ist eine Lähmung in einer Höhle der Ferse, oder irgend einem Theile des Hufs, es sey so tief, und entstanden, woher es wolle, wenn auch gleich Sand darinn ist, so setzet den Fuß in vorgedachte Masse, und wiederhohlt es Morgens und Abends, bis der Schaden sich bessert. Das Böse wird sich herausziehen, es wird gesundes Fleisch wachsen, und der Huf wird ebenfalls weit eher wieder hergestellet werden, als es durch eine andere Methode, oder Operation geschehen könnte.

Hat sich das Pferd an dem kleinen Beine verrenket, welches an dem Schenkelbeine über der inwendigen Krümme der Kniekehle ist, (man findet eben solches kleine Bein in dem Schenkel eines Hammels u. s. f.) so wird es der Rübenumschlag ebenfalls gewiß heilen. Sollte der Schaden sich nicht in 2 oder 3 Tagen bessern, so muß man die Hüfte untersuchen,

ob

ob da etwa selbiger zu finden sey. Allein dieser muß mit einer Salbe curiret werden, weil man hieselbst so wenig, als bey der Schulter, mit dem Rübenmuße ankommen kann.

Der Marquis de Guincye hat folgendes untrügliche Mittel wider solche Verrenkungen angerathen: stoßet sehr fein 1 Loth Niesewurz, 1 Loth Euphorbium, vermischt es mit 1 Loth Lorberöl, und thut 1 Löffel voll Hanf- oder allenfalls Leinöl darzu, damit die Salbe flüssiger werde. Reibet mit dieser Salbe den Bug oder die Hüfte des Pferdes einmal, und bindet es fest, daß es sich weder reiben noch lecken kann. Nach 5 bis 6 Tagen reibet den Bug (die Schultern), oder die Hüfte mit Baumöl, und lasset das Pferd arbeiten oder reiten, wenigstens Abends und Morgens etwas umherführen. Dies Mittel hilft, wenn auch der Schaden 1 Jahr alt ist.

12. Der Splint und Spaat.

Der Splint ist ein vester, knorplichter callöser Auswuchs, oder harter Knoten, der auf der innern oder äußern Seite des Schenkelbeines (und bisweilen auf beyden Seiten) herausgewachsen ist, ein wenig unten und nicht weit vom Knie, den man sehen und fühlen kann. Der Spaat ist von eben der Art und auf gleiche Weise sichtbar, nämlich an dem Fußhackenbeine hinterwärts, nicht weit unter der Kniescheibe.

Die Cur ist diese: man schneidet die Haare so sauber als möglich von den Knoten oder Auswüchsen ab, reibet sie mit dem Hammerstiele so lange bis sie weich werden, und schmieret ihn alle 12 Stun-

den mit dem dritten Theile dieser Salbe. Pulverisirt Euphorbium 4 Loth, Sublimirt Quecksilber 1 Loth, Spanische Fliegen 1½ Loth, Vitriolöl 40 Tropfen, Steinöl 2 Loth, Dostenöl 1 Loth. Was sich verstoßen läßt, macht man zu einem sehr feinen Pulver, und dieses mit dem Uebrigen zu einer Salbe. Bey jedesmaligem Schmieren muß man die Knoten ausdrücken, so wird man gelbes Wasser hervorkommen sehen. Das Pferd muß hoch aufgebunden werden, daß es die ihm nicht dienlich seyn könnende Salbe nicht ablecke. Wird nach vorgeschriebener Weise verfahren, so werden Splint und Spaat binnen 3 Tagen curiret seyn. Nach dem Gebrauch dieser scharfen Salbe kann man den Ort, wo ein Knoten gewesen, noch etliche Tage mit Gänsefett oder ungesalzener Butter schmieren, damit die Rufen desto lieber abfallen.

13. Die Mauke.

Wenn in den Fesseln Schuppen sind, und ein gelblichtes scharfes Wasser hersür fließt, so macht solches dem Pferde Schmerzen, die Haare kommen weg, und wenn der Schaden lange anhält, so frißt er sich tiefer bis in den Huf hinab, daß solcher unterköticht oder innerlich voller Materie wird, und zuletzt dem Hufe die größte Gefahr bringet.

Ist der Schaden bey jungen Pferden nicht sehr um sich fressend, so siehet man den Ausfluß des Wassers als eine Reinigung der Natur an. Wird aber der Schaden ausgebreitet, und drohet dem Hufe, so wird solcher mit starker Lauge und zerlassener Seife täglich zweymal gewaschen, oder wohl gar Kalkmehl eingestreuet. Gestoßener weißer Vitriol wird auch

gerüh-

gerühmet, wie nicht weniger Grünspan mit Salmiack vermischt.

Allgemeine Regeln.

Manche Oekonomen pflegen ihren Pferden alle Jahre im April die Ader zu lassen. Es geschehe nun aber solches zur Präservation jährlich, oder bey Krankheiten zur Cur, so muß man dabey folgendes in Acht nehmen:

Die Roßärzte überschreiten das Maaß, wenn sie den Pferden 2, 3, bisweilen 4 Quart Blut auf einmal weglassen, als welches der Cur ganz entgegen ist, und das Pferd zu sehr schwächet. Ein Nössel Blut, (daferne es nicht sehr dicke und sehr heiß ist) würde hinlänglich seyn. Um nun der Sache gewiß zu seyn, muß das Blut in einem Gemäße aufgefangen werden, um also sowohl das rechte Maaß zu treffen, als auch die Beschaffenheit des Bluts zu beurtheilen. Ein Nössel Blut würde also vorerst genug seyn, und man kann es wiederholen, wenn es die Umstände erfordern.

Wird bey geschwollenen Hälsen zur Ader gelassen, und die Ader beym Schlagen verfehlt, so muß nicht noch einmal auf eben demselben Orte geschlagen, und noch eine Wunde gemacht werden. Denn dieses macht, daß der Hals bisweilen aufschwillt, und schwer zu heilen ist. Da das aus seinen Gefäßen getretene Blut den Hals ganz gewiß schwellen macht, und die Halsader von der Oeffnung an, hinauf bis an den Kinnbacken, und herab bis ganz an die Schulter verletzet wird, (wodurch man wohl gar sein Pferd verlieren kann;) so muß der Aderlasser sehr sorgfältig seyn, daß zwischen dem Fleische und Felle nicht

ein

ein Blutstropfen zurückbleibe. Man merke ferner, je höher man nach dem Kopfe zu am Halse Ader läßt, desto besser thut man. Die Ader wird nicht so leicht in einen Knoten ausschwellen, als wenn man tiefer läßt. Zur Stillung des Bluts bedienet man sich des aufgetrockneten Bovists, (Leucoperdon) wovon der Staub in die Wunde gethan wird.

Wenn Pferden Arzney, besonders zum Purgiren, eingegeben wird, muß ihnen verschlagenes, und kein kaltes Wasser gegeben werden, weil letzteres schlimme Zufälle, z. E. Darmgicht, veranlassen kann.

Spießglas dienet in vielen Krankheiten, macht Lust zum Fressen, und macht, daß solches bald gut anschlägt. Es würket durch Ausdünstung und durch den Urin. Man kann die Pferde dabey stehen lassen, oder mit ihnen arbeiten oder reisen. Kranke Pferde läßt man die ganze Nacht ohne Futter stehen. Morgens früh giebt man ihnen 1 Loth unter 1 Maaß ihres Futters, oder 2 Loth unter 2 Maaßen, und wenn das Pferd es verzehret hat, bindet man es von der Krippe weg, nimmt ihm auch alle Streue, die es sonst frißt, und läßt es von da an bis Mittag alle Stunden so viel laulichtes Wasser trinken, als es will. Mittags giebt man ihm nichts, als ein wenig Haber, oder etwas Heu, daß es sich nicht überfrißt. Sehr kranken Pferden giebt man das Spießglas, oder Antimonium, einen jeden dritten oder fünften, oder siebenden, oder achten Tag. Einige vermengen das rohe Antimonium mit dem fünften Theil Salpeter, z. E. 4 Loth Spießglas und 1 Loth Salpeter. Gesundes Vieh, das gemästet werden soll, bekommt das Spießglas ohne Salpeter.

Drit-

Drittes Kapitel.

Die Schaafzucht.

Physikalische Gründe ließen mich bereits vor einigen 20 Jahren einsehen, daß die ganze Schaafzucht in Deutschland dem Naturleben der Schaafe ganz zuwider sey, weßhalb ich sofort Versuche machte, diese Thiere nach dem Winke der Mutter Natur zu erziehen und zu pflegen. Diese nun nach den Anforderungen der Natur erzogene Schaafe nenne ich langlebige im Gegensatz der kurzlebigen. Letztere sind alle nach der gemeinen Art in Deutschland gezogene und gehaltene Schaafe, die, wenn sie etwa 4 Lämmer getragen und das siebende Jahr erreichet haben, zur Zucht und zum fernern Leben untüchtig sind, und daher ausgemärzet, d. i. zur Schlachtbank bestimmet werden. Die langlebigen Schaafe tragen bey mir 16 bis 18 Lämmer, und ich habe Ursach zu glauben, daß sie anderwo, nach meiner Methode erzogen, noch länger zur Zucht tauglich seyn müssen. Sie werden bey mir schon, wenn sie 8 bis 9 Monath alt sind, bezogen, weil ich am hiesigen Orte gar keine Gelegenheit habe, den Bock von den Schaafen zu trennen. Sie müssen, junge und alte, unter der Schweineherde auf die Weide gehen. Es hat hier niemals eine stehende Schäferey können gehalten werden, weil auf der niedrigen mit vielen Gräben durchschnittenen Weide sich niemals Schaafe haben halten wollen. Deserhalb haben die ehmaligen Gutsbesitzer nur allein die Weide

für

für Fetthammel genutzet, wobey denn auch das Königl. Vorwerk allhier verblieben ist. Könnte nun der Bock von den Schaafen, wie anderswo, abgehalten werden, so, daß sie vor dem zweyten Jahre nicht besprungen werden, so müßten sie natürlicher Weise noch dauerhafter und zur Zucht noch länger tauglich werden.

Eben diese langlebige Schaafe nenne ich zugleich großartige, im Gegensatz der gemeinen kleinartigen. Das nach meiner Methode erzogene Lamm ist, wenn es einjährig ist, schon größer, als das vierjährige Schaaf oder Hammel anderswo ist. Hievon ist der Schlächter der richtigste Beurtheiler. Er hat mir immer ungefordert den zweyjährigen Hammel mit 5 Thlr. bezahlet, wogegen er den gemeinen Hammel von 4 bis 6 Jahren nur mit 2 Thlr. bezahlet. Eben hieraus läßt sich auch der Schluß auf den mehrern Wollgewinnst von den großartigen Schaafen leicht machen.

Bey den nach meiner Methode erzogenen Schaafen ist fast alles Simplicität, wie solches der Gang der Natur überall ist; wenig oder gar keine Künstelei; alles leicht, nichts zu viel, nichts zu wenig. Hieraus ergiebt sich nun eine sehr kurze Theorie der Schaafzucht, die nur drey Hauptstücke enthält, deren keines von dem andern getrennet, und also, in Verbindung unter sich, als ein Ganzes genommen werden muß. Diese Hauptstücke sind nun: 1) die Verwandelung der kurzlebigen und kleinartigen Rasse in die langlebige und zugleich großartige; 2) vollkommen reichliche Winterfütterung; 3) Stallung, welche das Leben der Schaafe in freyer, frischer Luft in jeder Jahreszeit nicht verhindert.

1. Die

1. Die Verwandelung der kurzlebigen und kleinartigen Rasse in die langlebige und großartige.

Als ich mir fürgenommen hatte, langlebige Schaafe, und zwar solche, zu erziehen, die auch dann nicht sterben, wenn an den meisten Orten ein Schaafsterben von einem nassen Jahrgange, wie z. E. der von 1771 und 1785, herrschend geworden seyn könnte, ließ ich meine erste Sorge diese seyn, Stammschaafe zu erlangen, die von der Anlage, oder Disposition, zum Faulwerden, oder zur Lungensucht befreyet wären. Ich brachte ein- und zweyschürige Schaafe von solchen Orten zusammen, wo ich muthmaßen konnte, daß die Rasse recht gesund seyn könne, indem ich mich von dem Gedanken leiten ließ: wie unter den Menschen schwindsüchtige Kinder von schwindsüchtigen Aeltern gemeiniglich gezeuget werden, so auch Lungensüchtige Lämmer von lungensüchtigen Schaafmüttern. Es konnte aber doch nicht vermieden werden, daß mir keine andre Mutterschaafe, als nur solche, nicht in die Hände hätten gerathen sollen, die ganz unverdächtig gewesen wären. Ich nahm sogar in der Folge alte Schaafmütter aus Schäfereyen, die dem Verhüten oder Faulwerden mehr als irgendswo ausgesetzet sind. Ich bediente mich aber unter andern Mitteln der bittern Roßkastanie, um dem Faulwerden oder der Lungensucht der Schaafe vorzubauen, um die Rasse recht rein und dauerhaft zu machen, wie solches auch von mir in dem Wittenberg. Wochenbl. v. J. 1774. S. 73. ff. ausführlich angezeiget worden. Seit solcher Zeit habe ich keiner Künsteley mehr nöthig gehabt, oder mich solcher bedienen wollen, weil die folgenden Generationen niemals mehr eine Spur eines innerlichen

Man-

Mangels an Lunge und Leber beym Schlachten an sich hatten.

Wer nun zu einer gesunden, reinen Schaafrasse durch Ankauf nicht gelangen kann, der nehme, wenn er z. B. gegenwärtig seine Schäferey größtentheils verlohren, von den ihm übriggebliebenen Mutterschaafen nebst ihren Lämmern die stärksten und muntersten, und lasse beyde auf der Weide so lange beysammen, bis die Lämmer von selbst aufhören zu saugen. Von den aus dem bisherigen Schaafsterben übriggebliebenen Schaafmüttern werden sich diejenigen als Stammschaafe durch den Augenschein auszeichnen, wenn sie besser bey Leibe, als andre sind. Auch kann man das Ansehen ihrer Augen zu Hülfe nehmen. Hat das Weiße im Auge die Ader nicht mehr recht durchscheinend roth, und es sind dabey in den Augenwinkeln Klümper einer weißen, fettichten Materie; so darf man ein solches Schaaf nicht mehr für gesund an Lunge oder Leber halten. Ist man nur mit der ersten Generation zu Stande, so wird die zwote gewiß als eine ächte, veredelte Rasse anzunehmen seyn.

Die Lämmer sollen also nach dieser Methode so lange saugen, bis sie sich allein von selbst entwöhnen. Sollte man dieses nicht der Natur dieser Thiere vollkommen gemäß anerkennen wollen? Man versetze in Gedanken die Schaafe in ihre Freyheit, in die Wildheit, wo sie dem Zwange und Joche der Menschen gar nicht unterworfen sind; was wird von den Lämmern geschehen? Nur das, was von allen wilden Thieren geschiehet; sie werden so lange saugen, bis die Mütter sich nach gerade wieder begatten wollen. Und hierinn finden wir den ersten Grund von der Gesundheit, Stärke und Munterkeit aller wilden Thiere,

die

die eben deßhalb ungleich wenigern Krankheiten, keinem kürzern Leben, als die Hausthiere, unterworfen sind, welche der Mensch zahm gemacht, dem Zwange unterworfen, und sie ihrer natürlichen Freyheit, ihrer natürlichen Lebensart entzogen hat. Keines unsrer Hausthiere aber ist schwächlicher und mehrern Krankheiten unterworfen, als die Schaafe. Keines unsrer Hausthiere macht daher mehr Anforderung auf Zwanglosigkeit, aufs Leben nach der freyen Natur, als das Schaaf. Das Saugen der Lämmer also, so lange sie können und wollen, ist das Fundament zur mehrern Stärke und Dauerhaftigkeit, zur Erlangung einer solchen Leibesbeschaffenheit, welche den bisher so gemeinen Krankheiten derselben widerstehet, sie so sehr mindert, oder gar vertilget, daß sie zu einer solchen Unverletzlichkeit gelangen, worin die wilden, dem menschlichen Zwange nicht unterworfenen, Thiere ihres gesündern und längern Lebens so froh werden. Bedarf es aber noch wohl des Raisonnements, wo Thatsachen den demonstratifsten Beweis geben?

Eben dieses lange Saugen der Lämmer ist zugleich das Fundament zur Verwandelung der kleinartigen Rasse in die großartige. Ich habe nur mit der kleinartigen Rasse angefangen. Die erste Generation war schon großartig. Die zwote Zeugung ward es noch mehr, und ist von da an sich gleich geblieben. Ich trage aber keinen Zweifel, daß, wie es schon vorhin berühret worden, die Rasse noch großartiger, als die meinige werden kann, wenn die Lämmer nicht so früh zu den Böcken gelassen werden. Auch wird in solchem Falle, da die Rasse noch großartiger ausfallen, wo nicht nur bessere Weide, sondern auch besseres oder kräftigeres Heu, als bey mir ge-

funden wird. Hier ist saure Weide und saures Heu. Es giebt Gegenden, wie z. B. längst der Elbe, welche ein süßes und zugleich so kräftiges Heu haben, daß solches in der Fütterung dem Haber völlig gleich gehalten wird.

So soll also keine Schaafmilch mehr für Menschen seyn, besonders für die Großstädter, die daran in der warmen Jahreszeit ihr Labsal gehabt, um derentwillen sie so manchen Lustwandel, manche Spatzierfarth nach den Schäfereyen angestellet haben, die Schäfer sollen sich nicht mehr von der Schaafmilch bereichern, und die Schäfereybesitzer sollen keine Mulkenpacht von den Schäfern mehr einnehmen? In Ansehung der letztern frage ich zuerst: wo kommt denn bey der ausgestorbenen Schäferey in diesem und andern Jahren die Mulkenpacht her? Wirds nicht mehr einbringen, bey der verbesserten Rasse keinen Ausfall durch Schaafsterben mehr zu erleiden, und von der vergrößerten Rasse mehr Wolle und mehr Geld von früher verkauften Hämmeln zu bekommen?

Der Städter glaubt mit dem Verluste der Schaafmilch einen Theil seines bessern Lebens zu verlieren. Er kann dieser Furcht überhoben werden. Hier ist der Vorschlag dazu: um Schaafmilch nach wie vor zu haben, können die Schäfereyen unter ihren Schaafen eine Eintheilung machen. Der eine Theil der Mutterschaafe besteht aus den Stammschaafen, von welchen die langlebigen Schaafe erzogen werden, und niemals müssen gemolken werden; der andere Theil macht die Milchschaafe aus, von denen also keine Nachzucht verlanget wird. Sind mit der Zeit lauter langlebige Schaafe in der Schäferey vorhanden, so geht auch unter solchen obige Ordnung

fort,

fort, nur daß auch von Schaafen dieser Art, weil ihre Lämmer um der Milch willen so früh entwöhnet werden müssen, keine Nachzucht beybehalten wird. Man kann auch in den Schäfereyen, wenn die Milch in der Nähe der großen Städte mehr einbringt, diese Einrichtung machen, daß nur allein die Mütter der Hammellämmer zu Milchschaafen bestimmt werden, die sogenannten Zibbelämmer (Schaaflämmer) aber ihre Mütter so lange behalten, als sie saugen wollen und können. Dagegen muß man es sich nun freylich gefallen lassen, daß kleinere Hämmel erwachsen, und solche weniger Wolle tragen, auch beym Verkaufe weniger, als die großartigen Hämmel gelten, auch zweymal hiezu so alt, als jene, erst werden müssen, wenn sie der Schlächter als Fetthämmel nehmen und bezahlen soll. Die Lage und Umstände jeder Schäferey müssen entscheiden, bey welcher Einrichtung in Ansehung der Milchschaafe der meiste Vortheil bestehen kann oder nicht. Genug, es ist mehr denn ein Ausweg zu finden, um die Klagen der Schäfer und der Schaafmilchliebhaber, in Ansehung der durch das längere Saugen der Lämmer zu verbessernden Schaafzucht, zu stillen.

2. Die vollkommen reichliche Winterfütterung.

Meine Schaafe gehen, wie vorhin gesagt worden, von jeher unter die Schweine, mit welchen sie so lange der Weide genießen, als das Erdreich offen und nicht gefroren ist. Sie kommen daher fast in allen Wintern, vom December bis in den März hinein, nicht vom Hofe, auf welchen sie des Tages sodann zweymal, nämlich Vormittags einmal und Nachmittags auch jedesmal eine halbe Viertelstunde

herumgehen, um aus dem gemeinen Wassertroge saufen zu können. Im Stalle bekommen sie drey- bis viermal Heu in solchen Portionen, die sie ganz auffressen, und nichts liegen lassen, oder umbringen. Sommerstroh wird ihnen gar nicht gegeben. Heu ist und bleibt ihr einziges Futter. Hiebey bleiben sie sich völlig gleich, so gut als wenn sie immer auf der Weide wären. Wie wäre es sonst möglich, daß die Schaafmütter so gut ihre um Lichtmeß gefallene Lämmer säugen könnten, daß sie in Zeit von 8 Wochen bereits so groß und wohlleibigt sind, als anderswo die Jährlinge?

Wie kläglich sieht es aber nicht nur in diesem Punkte fast überall mit den kurzleibigen oder kleinartigen Schaafen aus! Es darf nur ein etwas langer, oder ein nicht langer, aber schneereicher, Winter seyn, daß die Schaafe an der Weide kein Surrogatfutter haben, so sind sie hagere, dürre, kraftlose Gerippe, hiervon aber so schwächliche Thiere, daß die geringste Mißlichkeit der Witterung, oder jede verdächtige Weide auf sie Eindruck, und sie hiemit vor der Zeit so hinfällig macht, Thiere, welche so schwächliche, zu gleichen Zufällen disponirte Lämmer aufbringen, die gleich ihren Müttern sehr bald verhütet werden können. Und woher diese gewaltthätige unnatürliche Behandlung der Schaafe, die der Gefahr der Hungerfütterung im Winter blosgestellet sind? Woher anders, als aus der verjährten Mißrechnung der Schäfer oder Schäfereybesitzer, die ihren Reichthum nach der steigenden Zahl der Schaafe berechnen, und mit der Steigerung ihrer Anzahl ihr Glück zu steigern suchen, da es ihnen denn über kurz oder lang nach dem gemeinen Sprichworte zu gehen pflegt: wer hoch steigt, der fällt tief. Denn das Schaaf-

ster-

sterben entsteht nicht, wie das diesjährige, allein von einem nassen vorhergegangenen Jahrgange, sondern auch aus Futtermangel in langen schneereichen Wintern, wie solches sehr vielen Schäfereyen nur noch in dem späten Winter 1785 wiederfuhr. Also, meine Leser! nur gleich hier in Gedanken die Sache umgekehrt, und so geurtheilt: wenn z. E. 1500 Schaafe von der langlebigen und großartigen Rasse so viel und wohl mehr an Dünger, Wolle und Fleisch, oder Verkauf an die Schlächter, einbringen, als die gemeine Rasse von 3000 Schaafen; so ist dies die richtige Rechnung, die sich immer gleich bleibet, ja sich vergrößert; weil um Langlebigkeit willen kein Ausfall mehr entstehet. Die großartigen Schaafe fressen fast noch einmal soviel, als die kleinartigen; aber dafür bringen sie in aller Absicht mehr ein. Das Heu, welches ehedem für 3000 Schaafe aufgefahren ward, und wobey sie öfters doch hungern, oder sterben, wenigstens schwächlich und hinfällig vor der Zeit gemacht werden, soll in der Zukunft nun nur für 1500 Schaafe bestimmt seyn. Und wenn einst ein guter Winter einfällt, daß Heu übrig bleibet, so soll es nicht verkauft, nicht unnütze verthan werden. Es soll liegen bleiben, immer für ein eintreten könnendes Mißjahr ein kleines Heumagazin vorhanden seyn. Denn nach dem alten Sprichworte sind es Heu, Haber und Hopfen, welche keinen Wirth verderben lassen, d. i. gedachte Producte lassen sich nicht nur ohne Schaden oder Verderb aufbewahren, sondern sie können in Mißjahren auch der Wirthschaft ungemeinen Vortheil bringen.

Noch muß ich in Ansehung meiner Winterfütterung gedenken, daß die Schaafe nach der Mitte des Novembers, sobald Reife fallen, nie nüchtern

mehr auf die Weide kommen. Es wird ihnen sodann allemal eine kleine Portion Heu in die Raufe gesteckt, damit sie nicht die Wassersucht bekommen. Auch dieses müßte überall eben so gehalten werden. Man giebt gemeiniglich den Schaafen gar kein Frühstück zu Hause, und läßt sie ganz sorgenlos das bereifte Gras oder Saat hineinfressen. Auch im Frühjahre bekommen meine Schaafe, wenn sie wieder auf die Weide kommen, immer noch ein Frühstück, welches nach dem Maaße des sich vermehrenden Grases von Zeit zu Zeit verringert wird, indem sie endlich gar kein Heu mehr annehmen. Gerathen die Erbsen bey mir gut, so wird den Schaafen zur Herbstzeit alle Morgen Erbsstroh gegeben, so lange nämlich noch Gras genug auf der Weide gefunden wird. Je mehr aber solches abnimmt, oder durch Reif und Nachtfröste entkräftet wird, desto mehr wird mit der Heufütterung verfahren, weil die ganze Sache darauf beruhet, die Schaafe zu aller Zeit sich völlig gleich zu erhalten. Das Ueberschreiten der Thiere von ihrer Verringerung oder Magerwerden zur Wohlleibigkeit oder Fettwerden, wie solches meist überall der Fall ist, da die Schaafe Jahr für Jahr einen solchen Wechsel mittelst der kümmerlichen Stallfütterung des Winters und der Weide im Sommer durchmachen müssen, disponiret sie ebenfalls zu sehr vielen Krankheiten, macht auch, daß die Hammelbraten ein so zähes Fleisch haben, wogegen die nach meiner Methode in der Winterfütterung gut gehaltenen Hämmel ein zartes, mürbes, delikates Fleisch haben, welches, wenn die Kochkunst nur die bekannte Vorbereitung mit Essig vorangehen läßt, von dem Wildprät der Rehe oder Dannhirsche im geringsten nicht zu unterscheiden ist.

Ohne

Ohne aber auf Gesundheit oder Dauerhaftigkeit der Schaafe durch eine bessere Winterfütterung zu sehen, haben hin und wieder schon Schäfereyen, durch Verminderung ihres Schaafstapels ansehnliche Vortheile gefunden. So lieset man z. B. in dem Leipz. Intell. Bl. v. J. 1785. S. 314. folgenden Bericht: die Besitzer eines Guthes 2 Meilen von Annaburg, hielten seit vielen Jahren in ihrer Schäferey 8 bis 900 Stück, und schoren von 17 bis 18 Stück des Jahres 1 Stein Wolle. Seit einigen Jahren hält der jetzige Besitzer nur 700 Stück, und bekömmt von 6 bis 7 Stück auch einen Stein. Welcher Vortheil, wenig Vieh, aber gut gefüttert, zu haben!

3. Die Stallung.

Die Lebensart der Schaafe in fest verschlossenen Ställen, um sie recht warm zu halten, ist ihrer Natur und Instincte durchaus zuwider. Die Natur hat ihnen einen sehr wärmenden Pelz gegeben. Was will dies sagen? Diese Thiere sollen in der freyen, unverschlossenen Luft leben.

Man findet, daß kein Thier in einem, dem Zugange der freyen Luft verschlossenen, Stalle mehr schwitzet, oder ausdünstet, als das Wollvieh. Können Menschen wohl lange gesund bleiben, wenn sie ihre eigene Ausdünstungen, geschweige anderer, einathmen müssen? Hat uns nicht die neueste Kriegesgeschichte sattsam überführet, daß die Sterblichkeit oder Ansteckung der Armeen da immer am stärksten gewesen, wo die Soldaten in Häusern zu enge beysammen liegen müssen? Sterben nicht aus gleicher Ursach die Kinder in Waysenhäusern am meisten? Es sey daher nur ein einziges lungensüchtiges, räudiges, pockichtes Schaaf u. s. f. in einem fest verschlos-

senen Stalle, wird dessen Ausdünstung nicht sofort die ganze Heerde in solchem Stalle unfehlbar anstecken müssen?

Von jeher sind meine Schaafe in einem geräumigen und solchem Stalle gehalten worden, daß eine frey durchstreichende Luft alle Ausdünstung derselben so ausführen können, daß man beym Hineingehen oder Oeffnen der Stallthüre es gar nicht riechen können: es sey hier ein Schaafstall. Zu gleicher Zeit ist ihnen, besonders im Sommer, da ihr Mist vom Grase feuchter und stärker riechend ist, so stark eingestreuet worden, daß alle Ausdünstung davon gänzlich unterdrücket worden; ein Umstand, woran es besonders die Bauern gemeiniglich des Sommers fürnämlich aus Mangel satrsamen Streustrohes gar sehr fehlen lassen.

Nichts ist leichter in großen Schäfereyen, als die alten Ställe auf allen 4 Seiten in den Wänden so zu öffnen, daß überall die Luft unaufgehalten durchstreichen, und die Schaafe somit im Sommer sowohl als im Winter der freyen und frischen Luft genießen können. Hiewider fehlen nun alle unsre Schäfer, welche alle Löcher sorgfältig in den Wänden verstopfen, um ihr Vieh ja recht warm zu halten.

Fürchtet man sich bey gemachten Oeffnungen der Schaafställe für das nächtliche Einsteigen der Diebe, um Schaafe wegzustehlen, so kann solche Furcht nicht größer seyn, als beym Hordenschlage des Sommers im freyen Felde. Es können ja allenfalls in den Oeffnungen der Schaafställe starke hölzerne Riegel eingefestiget werden, zwischen welchen kein Dieb hindurch kriechen, oder solche ohne starkes Geräusch ausbrechen oder einhauen kann, so daß es die Hunde der in

den

den Ställen liegenden Schäferknechte nicht gleich anmelden sollten. So könnten auch vor solchen Oeffnungen Thüren oder Laden angebracht werden, um solche auf der Seite zuzuschließen, wo der stark gehende Wind den Regen oder Schnee zu Zeiten allzustark in den Stall hineintreiben sollten. Die Hauptsache bleibe nur immer, den Schaafen zur Erhaltung ihrer Gesundheit und Dauerhaftigkeit in ihren Ställen der freyen und frischen Luft genießen zu lassen. Eingeschlossene faulende Luft ist geöffnete Thür und Thor zu vielen Krankheiten der Schaafe und ihrem Sterben vor der Zeit.

Hier ist nun die ganze Theorie der Schaafzucht, so einfach und kunstlos, als sie nur immer gewünschet werden kann; eine Theorie, die nun durch vieljährige Erfahrungen sattsam bewährt ist. Noch in diesem Frühjahre haben mir die Schlächter sagen lassen, daß sie von allen Schaafen aus der ganzen Gegend hie herum beym Schlachten kein einziges ohne Fehler an Lunge und Leber gefunden hätten. Ich habe ihnen darauf zur Antwort zurück sagen lassen, daß ich, wie ehedem zu aller Zeit, also auch im späten Herbste des vergangenen und im Frühjahre des gegenwärtigen Jahres, und wobey ich mich auf das Zeugniß der hiesigen Haus- oder Dorfschlächter beziehen könnte, kein einziges der ältern sowohl als jüngern geschlachteten Schaafe gefunden hätte, bey dem auch nur die allergeringste Spur eines Mangels an den Eingeweiden zu sehen gewesen. Die Stadtschlächter sind daher bey dem Argwohn stehen geblieben, daß meine Schaafe durch ein geheimes Kunststück allein gerettet würden. Wie ich aber den Alleinbesitz einer solchen geheimen Kunst der Denkart eines Patrioten unwürdig achte, so könnte ich ja davon bey

einer unedlen Gesinnung nicht den Nutzen ziehen, den die Besitzer großer Schäfereyen sich zu eigen machen können, indem ich meinen hiesigen Umständen nach, meine kleine Heerde in Ansehung der Zahl nicht vergrößern kann. Und daß ich, da hier niemals eine stehende Schäferey wegen der allzuniedrigen Weide, auf welcher so viele Ackergräben den ganzen Sommer hindurch voll stehenden und faulen Wassers sind, zu Stande kommen können, mich doch aufs Schaafhalten legte, kam einzig und allein bey mir aus der Begierde gemeinnütziger zu seyn, und aus der Jder her, daß anhaltendes Forschen und Beobachten öfters durch den glücklichsten Erfolg belohnet werde. Es darf nun nur Jedermann den gezeigten so leichten Weg betreten, so wird das dem städtischen Gewerbe, den Wollfabriken sowohl, als dem Landmanne selbst so nachtheilige Schaafsterben in Deutschlands Gränzen bald ein Ende haben, und unser Vaterland in der Zukunft mit langlebigen und großartigen Schaafen zur mehrern Aufnahme des ganzen Landes in kurzer Zeit angefüllt seyn.

Um endlich nichts von meiner Schaafgeschichte zurück zu lassen, muß ich noch melden, daß ich meinen Schaafen niemals Salz gegeben habe, und solches auch in der Zukunft nicht thun werde, da ich ohne Salz die langlebigen Schaafe so lange Zeit hindurch bisher gehabt habe. Ob aber Schaafen, die daran gewöhnt sind, das Salz zu entziehen sey, solches ist eine andere Frage. Es ist wahrscheinlich, daß es ohne Nachtheil ihrer Gesundheit nicht geschehen könne.

Ist aber unter mehrern von mir versuchten Verwahrungsmitteln der Schaafe wider manche Krankheiten noch eins übrig, dem ich vor allen andern den

Vor-

Vorzug wider die sogenannte Egelkrankheit einräume, als woran sie auf niedrigen Weiden öfters sehr sterben, so ist es der Knoblauch, es sey der wilde, oder der in Gärten gebauete, weil beyde einerley Wirkung haben.

Die Egeln, Egelschnecken, Ehlen u. s. f. (hirudo limacis &c.) sind kleine Würmer, die in allen Sümpfen, Gräben und Vertiefungen an den Blättern der Kräuter und Gräser, wie auch an Steinen hängen. Sie kommen beym Saufen sowohl von solchem damit angefüllten Wasser, als auch hauptsächlich vom Fressen der damit behangenen Kräuter und Gräser in den Magen der Schaafe und durch den Gallengang in die Leber, und zernagen sie, wie solches aufs offenbarste theils an den geschlachteten, theils an den an solchem Zufalle gestorbenen, und darauf geöffneten Schaafen gesehen wird. Es entstehen aber von den gedachten Insecten starke Entzündungen der Leber, Verstopfungen und zuletzt tödliche Geschwüre an der Leber. Mit dieser Leberentzündung ist öfters die Gelbsucht, die an der gelben Farbe der Augen und der Haut erkannt werden kann, verknüpfet, wie nicht weniger auch die Wassersucht, welche letztere die Schäfer bey der Oeffnung der daran gestorbenen Schaafe gemeinhin so beschreiben: das Schaaf sey voll Wasser gewesen; es habe Wasser im Leibe gehabt; oder es sey an dem gelben Wasser gestorben. Es kann aber auch die Wassersucht aus andern Ursachen entstehen, wie solches schon oben berühret worden.

Hätte man nun irgendswo ehedem an der Egelkrankheit Schaafe eingebüßet, so ist dies das beste Vorbauungsmittel, daß man im Maymonathe jedem Schaafe, einige Morgen hinter einander, einige Knoblauchshäupter zum Verschlucken in den Hals

stecke,

stecke, wiewohl man die Schaafe gewöhnen kann, den Knoblauch freywillig und gern zu fressen; er ist ihnen nicht zuwider. Wenigstens sollte man die jungen Lämmer daran gewöhnen, als welche bey mir erst nach Walpurgis mit auf die Weide kommen, und in Abwesenheit der Müttter sich im Stalle die Zeit mit Heufressen vertreiben. Man kann aber bey großen Heerden noch leichter zum Zwecke kommen, wenn einige Morgen entlegener nur geringerer Aecker mit Knoblauchssaamen, und zwar von der wilden Art nur, besäet werden. Noch geschwinder aber verschafft man sich Knoblauch, der von Schaafen abgeweidet werden kann, wenn zu jeder Jahreszeit, da man ackern kann, von dem wilden Knoblauch die Häuptlein oder Zehen auf dem ungepflügten Acker ausgesäet und eingeegget werden. Diese lassen im Frühjahre alsbald ihre Stängel hervorschießen, daß solche von der dahin getriebenen Heerde abgeweidet werden. Ist solches im Maymonath geschehen, so wird solches in der Folge mehrmals geschehen können. Man kann Schaafen keine gesündere und angenehmere Weide, denn diese verschaffen. Es finden sich aber dergleichen zur Einsaat vorgeschlagene Knoblauchshäupter auf umgepflügten Feldern, wo solcher wilder Knoblauch einheimisch ist. In hiesiger Nachbarschaft siehet man dergleichen häufig auf schlechten Sandäckern, wenn sie aufgepflüget worden, liegen. Nur versteht es sich von selbst, daß kein Oekonom sich gute Kornäcker mit dem Knoblauch, welcher sodann als Unkraut anzusehen ist, damit verderben müsse. Denn der Knoblauchssame kömmt in der Aerndte mit dem Roggen in die Scheune, und läßt sich vom Korne beym Reinmachen nicht scheiden. Die Müller haben von solchem mit Knoblauchssamen vermischten Roggen viel Noth, weil er sich in

die

die Remmeln der Mühlsteine setzet, sie ausfüllet, und sodann das Mahlen äußerst erschweret.

Noch gehöret es zur Geschichte meiner seit einigen 20 Jahren unterhaltenen Schaafzucht, daß meine Schaafe, da das Königliche Vorwerk allhier zweymal im Jahre Hammel fett macht, und gute und böse zusammenbringt, wo sie nur herkommen können, zweymal vom Grinde angesteckt gewesen sind. Da meine Schaafe zweyschürigt sind, so ist dawider nichts anders, als ein mit bloßem Wasser und Tobacksribben, die man von den Tabacksspinnern erhält, gekochter Syrup gebraucht worden, der äußerlich aufgestrichen worden, und wovon die Schaafe bald wieder gereiniget worden, daß der gedachte Zufall nicht wieder zum Vorschein gekommen. Von eben diesen Fetthämmeln sind meine Schaafe einmal mit den Pocken angesteckt gewesen. Hiewider ist nichts gebraucht worden, und kein Stück davon, wie solches bey den gedachten Fetthämmeln sehr geschehen, daran gestorben. Sogenannte Dreher, nämlich die es vollkommen gewesen, sind nie zum Vorschein gekommen. War ein Ansatz bey einigen wenigen dazu, so fand man sie verstopfet. Der harte Koth ward durchs Zugreifen nach und nach aus dem After hervorgebracht, worauf die Thiere, ohne je Rückfälle wieder zu bekommen, wieder hergestellet waren. Auch geschiehet es zuweilen, daß ein oder das andere Schaaf bey mir einen wässerichten Geschwulst um den Kopf bekommt, welches davon herleiten muß, daß die Jungens, wenn sie mit dem Hüten Feyerabend machen, die Schweine aus dem weiten Felde im stärksten Laufe von sich entlassen. Die Schaafe halten gleichen Lauf, und wollen auch nicht die letzten seyn; hievon erhitzen sie sich gar sehr, und kommen

auch

auch wohl gleich zum Tränktrog auf dem Hofe zum Saufen, weil sie in ihrer Lebensart keinem Zwange bey mir irgends worin unterworfen, und ihnen meistens ganz allein überlassen sind. Findet sich nun ein Schaaf mit einem dicken Kopfe, so wird mit einer starken Stecknadel an dem bequemsten Ort durch die Haut gestochen, und das innerhalb derselben befindliche Wasser herausgelassen, solches auch so lange wiederhohlet, als noch Geschwulst von innerhalb befindlichem Wasser verspüret wird. Und hiermit ist die ganze Heilung vollendet. Man siehet aber hieraus, wie sehr die Natur dieser Thiere, wenn sie nach obenstehender Theorie erzogen und gehalten sind, gestärket werde, gleichsam allen sonst tödlichen Zufällen der kurzlebigen Schaafe zu trotzen, und ihnen entweder gänzlich zu entgehn, oder falls solches nicht möglich gewesen, ihren Eindruck so zu vermindern, daß sie das Ziel ihres längern Lebens dennoch erreichen können.

Sollte ein Schäfereybesitzer nun seinen Schäfer von der alten Erziehungsart der Schaafe nicht abbringen können, oder, wie es allemal bey Neuerungen geschiehet, zu viel Schwierigkeiten von ihm gemacht oder erdacht werden, weil er voraussieht, daß zur Erhaltung der großartigen Rasse, nun die Anzahl der Schaafe und mit ihnen auch die Anzahl der Schäfer verringert werden müsse; so wüßte ich keinen bessern Rath zur augenscheinlichen Ueberführung (pro demonstratione ad oculum) zu geben, als einem vom Schäfer unabhängigen Häuseler, Büdner, Gärtner, oder wie dergleichen Leute heißen können, ein Dutzend tüchtige Schaafe mit ihren Lämmern zu übergeben, die von den Kindern derselben besonders auf dem Felde gehütet, nach meiner Methode eingestal-

let,

let, und mit reichlicher Winterfütterung versehen werden. Unzählige solcher Schäfereybesitzer haben ungleich mehr als ich zuzusetzen, und daher um so weniger Ursach, an so kleinen Versuchen nicht etwas wagen zu wollen, wenn man ja anders noch was Gewagtes annehmen will, wo lauter Thatsachen dawider sind, die nichts als lauter Sicherheit versprechen. Kommen aber Landesregierungen geringen Unterthanen zu Hülfe, und versprechen binnen einigen Jahren denjenigen unter ihnen gewisse Prämien, welche aus der kleinen Schaafsrasse die großartigste herausgebracht haben, (nach der Theorie ist letztere zugleich die langlebige;) so wird der Schaafstand bald unter uns Deutschen ein besseres Ansehen gewinnen. Eben so versteht es sich von selbst, daß bey Versprechung solcher Prämien bey einzelnen Unterthanen nicht die Zahl oder Menge vorgeschrieben werden müsse; solches ist der Theorie zuwider, weil die Winterfütterung reichlich seyn, und durch die mehrern Häupter nicht kärglich gemacht werden soll. Wer hat in den ersten 2 Jahren Schaafe oder Hammel in dieser oder jener Provinz, die zwey- bis dreymal mehr Wolle und Fleisch, als die kurzlebigen oder kleinartigen im Lande haben? Dies müßte allein die Preisfrage seyn.

Vier-

Viertes Kapitel.

Die Bienenzucht.

In der sechsten und siebenten Dekade dieses Jahrhunderts wäre es der Bienenzucht beynahe eben so, wie der Schaafzucht ergangen, und ihre Simplicität durch mancherley Künsteleyen ganz verdränget worden. War die Bienenzucht vorhin meistens nur das Geschäffte des gemeinen Mannes auf dem Lande und in den Städten gewesen, so gerieth sie nun unter die Hände des Mittelmannes, mit der Idee, daß nach der Vorspiegelung mancher Bienenschriftsteller ein neues Peru bey den Bienen zu finden sey. Dies Ideal des Reichwerdens errichtete nun bey vielen Edel- und Amtleuten, statt der Hütten der Armuth, fast Bienenpalläste, (ich sahe einst im Vorbeyreisen ein Bienenhaus, welches an die 800 Thlr. gekostet, und wobey sich der Herr an dem einen Flügel ein eignes Bienenobservatorium mit anbauen lassen,) die mit lermenden Pomp errichtet, und nach Verlauf von etwa 10 Jahren sonder Geräusch wieder abgebrochen wurden. Man hatte sich hiebey nicht die vorläufige Hauptfrage beantwortet oder beantworten lassen, ob auch Nahrung genug für einen verstärkten Bienenstand des Orts werde zu finden seyn. Denn aus diesem Mangel sowohl an hinreichender Nahrung, als den gar nicht zum Zweck führenden angepriesenen Bienenkünsteleyen mußten binnen weniger Zeit die so großen Bienenstandsanlagen bald in ein Nichts zurückfallen.

Hr.

Hr. M. Spitzner zu Trebitz, im sächsischen Churkreise, hat das Verdienst, die Bienenzucht unter uns zu ihrer vorigen Einfachheit nicht nur zurückgeführet, sondern solche auch mit manchen neuen, gemeinnützigen Zusätzen, dergleichen z. B. das Abtreiben der Bienenschwärme einer der hauptsächlichsten ist, vermehret zu haben. Seine practische Anweisung zur natürlichen und glücklichen Bienenzucht in Körben muß ich als ein vollkommen klassisches Werk in dieser Art allen denjenigen anpreisen, welche die Bienenzucht recht gründlich erlernen wollen.

I. Grundregel bey der Anlage eines Bienenstandes.

Das erste bey der Anlage und Vermehrung des Bienenstandes ist die Beurtheilung des Orts oder der Gegend ihres Standes, ob für die Bienen auch hinlängliche Nahrung gefunden werde. Die gewöhnlichen Feld- und Wiesenblumen an und vor sich allein wollen es selten ausmachen, weil sie nicht alle von Bienen besucht werden, oder als Honigblumen anzusehen sind. Die nicht große Menge der Feld- und Wiesenblumen muß ferner gar nicht so angesehen werden, als ob sie unerschöpflich sey; es kann der Bienenstand gar leicht an einem Orte übersetzet, oder zu stark seyn, eben so wie eine Weide zu einer Hungerweide gemacht werden kann, wenn allzuvieles Vieh darauf geweidet wird. Wer Beobachter seyn will, bemerke sich z. B. des Frühjahrs in seinem Blumengarten eine einfache Hyacinthe oder Primel, die des Morgens vor seinen Augen von einer Biene besuchet worden. Kommen nach der ersten Biene auf solche Blume andere nachgeflogen, so werden sie schnell wie-

der abfliegen, zum Beweise, daß die Blume von der ersten Biene bereits erschöpfet worden. Und nach dem Rathe mancher Bienenschriftsteller ein oder ein Paar Morgen mit Honigblumen z. B. mit Buchweizen, Mohn, Rübsen u. dergl. zu besäen ist aus obangeführtem Grunde für wenig mehr, als ökonomisches Spielwerk zu halten.

Eben so wenig muß man auf die Menge der Obstbäume, oder andrer noch früher blühender Bäume, rechnen, da unsre erste Frühlingszeit seit vielen Jahren fast immer mit kalter Witterung begleitet, und daher zur Honigtracht untüchtig gemacht wird. Später und bey mehrerer Wärme blühende Bäume, z. B. Faulbaum, Linden u. s. f. sind schon sichrer, wenn ihrer eine hinlängliche Menge, und zwar in der Nähe des Bienenstandes vorhanden ist.

Je näher die Bienen dem Orte ihrer Nahrung sind, desto mehr werden sie ihrem Besitzer auch eintragen können, weil sie, da ohnehin nicht alle Tage gleich günstig zur Honigtracht sind, an einem Tage desto öfter aus- und zurückkommen können.

Es wird gar von vielen Schriftstellern angegeben, daß die Biene eine ganze Meile weit vom Stande nach Nahrung ausfliege. Dieses ist aber meinen Erfahrungen ganz entgegen. Denn in einem Sächsischen, nur eine Meile von hier gelegenem Dorfe, Namens Riez, ist Heidekraut, wo die Bienen um die Mitte des Augusts von allen benachbarten Orten hingefahren werden, und wo sie sich bey guter Witterung noch den Ausstand schaffen können, wenn es ihnen vorhin daran gefehlet. Ich habe zu Zeiten öfters manche Bienenkörbe zu Hause gelassen, die aber so weit gar nicht hingeflogen, und an ihrer Tracht

und

und dem Honig bald würden zu erkennen gewesen seyn. Sie sind daher immer schlecht geblieben, da unterdessen die nach dem obgedachten Orte hin verfahren gewesenen Bienen sehr gut geworden sind. Ich nehme das weiteste Ausfliegen der Bienen nach Nahrung nicht viel über eine halbe Meile an.

Erfahrungen beweisen mehr, als Raisonniren. Hier ist eine der allerentscheidendsten. Der nächste sächsische Ort von hier heißt Lintow, ein Ort, der in Ansehung der Menge der Bienen hieherum gar nicht übertroffen wird, und wo sich Dorfleute befinden, die des Jahrs immer an die 30 Bienenkörbe und noch wohl mehr durch den Winter bringen. Zwischen diesem Orte und dem meinigen, die eine gute halbe Meile von einander entfernt sind, besteht die Bienennahrung vom April an aus dem sogenannten Werst, (Salix caprea L.) und aus der Kuhblume (Caltha palustris L.), die in größter Menge auf unsern niedrigen Wiesen und in den Büschen, diesem Orte aber näher, als jenem angetroffen wird. Im April siehet man einige hundert Bienenkörbe, welche das Dorf Lintow nur eine halbe Viertelstunde, und kaum so weit, dem hiesigen Orte näher ins freye Feld unter leichten Bedeckungen hinstellet, und solche zu Ende des Maymonaths, oder bald darauf wieder ins Dorf zurückbringt, um bey den Häusern das Schwärmen im Brachmonathe abzuwarten. Diese Bienenwirthe nun würden nicht eine sehr überflüßige Mühe übernehmen, sich nicht unnöthige Gänge von Hause aus zum öftern Besehen ihrer Bienen machen, auch nicht Wächter halten, damit kein Bienenkorb aus dem freyen Felde gestohlen werde, wie ihnen solches öfters begegnet, wenn sie nicht wachsam sind, wenn ihnen der mehrere Nutzen dieses Verfahrens nicht bekannt

wäre. Hier aber werden sie Jahr für Jahr gewahr, daß diejenigen Körbe, die sie zu Hause lassen, doch um 14 Tage allemal später schwärmen, wenn sie auch noch so schwer sind, als die allerleichtesten unter den Körben, die der mehrern Nahrung wegen um eine halbe Viertelstunde näher gebracht worden. Man rechne, daß eine Biene 2 Stunden Zeit haben muß, ehe sie ihre innerliche Honigblase anfüllet und äußerlich die Füße mit den bekannten Keulchen behänget, sodann zu ihrer Entleidigung im Korbe auch 1 Stunde Zeit haben muß, zu dem Hin- und Herfliegen aber nur den vierten Theil einer Viertelstunde gebrauchet, so wird ja diejenige Biene weit weniger thun, welche eine ganze Viertelstunde und noch mehr unter Weges zubringet, auch von der Weite des Weges durch die fortgeführte Last, zumal bey contrairem Winde gar sehr ermüdet, und somit verhindert wird, fleißiger zu arbeiten, nicht zu gedenken, daß eine weitfliegende Biene von schnellen Regen oder Sturmwinden auf dem weiten Wege eher, als auf dem kurzen, kann überfallen, sodann zur Erde geworfen, von Fröschen, Kröten, Eidexen und andern Thieren verschlungen, hiemit aber die Zahl der Arbeitsbienen gar sehr verringert werden. In den Wäldern hat es eine ganz andre Beschaffenheit. Denn hier sieht man die Bienen im größten Sturmwinde weiter als auf offenen Feldern umherfliegen, weil sie alsdenn ganz niedrig unter dem Schutz der Bäume hinwegziehen, vom Winde gar nicht berühret, also weniger ermüdet werden, und desto öfter eintragen können.

Gegenden, wo ganze Brachfelder mit Wicken, Rübsen, Lein, Buchwaizen, oder mit weißem Klee, wie auf dem benachbarten Flämmige, belegt sind, machen die Anlagen eines starken Bienenstandes allein

sicher.

sicher. Noch sichrer aber, wenn von gedachten, ein ganzes Feld einnehmenden, Honigblumen mehr denn eine Art vorhanden ist. Denn es kann geschehen, daß bey der Blüthe der einen Art kalte, rauhe oder zu regnichte Witterung einfällt, und sodann die einzige Art von Bienengewächsen für die Bienen, somit aber ihre einzige Nahrung aufs ganze Jahr verdorben ist. Sind aber mehrere Arten von Bienengewächsen vorhanden, so muß die eine Art ersetzen, was den Bienen an der andern entgangen ist. Und wenn in einem guten Jahre sämmtliche Bienengewächsarten zur Honigtracht gedeihliche Witterung haben, so hat man sich einer desto reichern Honigausbeute zu gewärtigen. Auf den Hederich unter Gerste und Haber pflegen manche Bienenwirthe auch noch zu rechnen, der aber gleichfalls auch in fruchtbaren Jahren unter die sehr unsichren Bienengewächse zu zählen ist. Denn wenn Gerste und Haber, wie es immer mehr zu wünschen ist, nach Beschaffenheit der Witterung dem Hederich den Vorsprung abgewinnen, und ihn unter sich bekommen, so ist sodann wenig oder gar nichts für die Bienen auf der Hederichsblume zu thun.

Es ist sehr anzurathen, wenn Gelegenheit dazu vorhanden, die Bienen wandern zu lassen. Wanderbienen sind solche, welche von einem Orte zum andern zur Gewinnung einer mehrern Honigtracht verfahren werden. Sind Wälder, in welchen zur Frühlingszeit viel Heidelbeerblüthe, gegen das Ende des Sommers aber viel Heidekrautblüthe, noch zuvor aber in manchen hohen sandigten Gegenden viel wilder Thymian, Quendel, oder in einigen Gegenden sogenannter wilder Kümmel angetroffen wird, so muß man dergleichen Gelegenheiten, den Honigge-

winnst zu vermehren, nicht bey Seite setzen, und sich das Verfahren einige Meilen weit gar nicht gereuen lassen. Eine der gedachten Blüthen kann oft hinreichend seyn, die Bienenkörbe sämmtlich dahin zu bringen, daß sie Ausständer werden, und die reichste Honigärndte zuwegebringen. Nur müssen es nicht zu wenig Körbe seyn, die so zu sagen, der Fuhre nicht werth wären, oder das Verfahren nicht einbringen.

In hiesigen Gegenden herrschet seit geraumer Zeit zwischen den Brandenburgern und sächsischen Flämmigern eine so gute nachbarliche Harmonie zum Besten der Bienenwanderschaft, daß die Unterthanen beyder Länder wechselseitig die Wanderbienen von einander übernehmen. Im April, May und Junius ist auf dem mehr hohen und kalten Flämmige noch kein Honiggewächs zu finden. Der Flämmiger hat daher in gedachten Monathen seine Bienen bey dem Brandenburger, wo Feld = Wiesen = Garten = und Waldblumen ihnen Nahrung verschaffen. Höret nach gedachter Zeit die Honigtracht im Brandenburgischen auf, so müssen beyder Nachbaren Bienen nach dem Fläming hinwandern, weil sodann auf dem Fläminge alle Felder voll blühenden Heidekorns, oder Buchweizens angetroffen werden. Hierzu kommt nun noch auf solchem Fläminge der weiße Klee, womit alle Felder belegt sind, eine Kleeart, welche wir unter unsre besten Bienenblumen zu rechnen haben. Von dieser Bienenwanderung rührt es nun her, daß nicht nur in hiesigen Gegenden eine vorzüglich starke Bienenzucht von jeher seyn können, sondern auch hauptsächlich dieses, daß auch in den allermißlichsten Jahren, in welchen anderswo der Bienenstand ganz auf die Neige gerathen, solcher dennoch hieselbst bestehen und sich fast immer gleich bleiben können.

2) Die

2. Die Bienenbehältnisse.

Man hat in Deutschland nicht einerley Bienenbehältnisse, nämlich hölzerne und stroherne, von beyden aber Lager und Ständer. Vom sächsischen Churkreise an bis ans Baltische Meer hin, auch in Niedersachsen siehet man nichts als stehende Körbe, welche in mehr denn einer Absicht den Vorzug vor allen andern Behältnissen verdienen, und wovon die erheblichsten Vorzüge diese sind, daß man ihren Raum mittelst untergesetzter oder hinweggenommener Ringe von gleicher Materie vermehren oder verringern kann; daß die Bienen am ersten darin schwärmen; daß man bequem von unten hinein die ganze Bienenwirthschaft übersehen, sie fördern und den Hindernissen derselben aufs bequemste abhelfen kann; und daß sie endlich zum Wandern der Bienen am allergeschicktesten sind.

Die Dauerhaftigkeit dieser Körbe, wenn sie anders recht geflochten sind, übertrifft alle Vorstellung. Ich habe beym Anfange meiner Wirthschaft von einem alten Bienenvater Körbe gekauft, die über 40 Jahr alt waren. Bey mir sind sie nun schon an die 30 Jahr als Wanderkörbe jährlich eben so, wie vorhin, gebraucht worden, und können noch wohl 20 bis 30 Jahr brauchbar bleiben. In hiesiger Gegend bedient man sich des Bastes von Rüstern zum Korbflechten, anderswo aber der zähen Weiden. Die von den Wurzeln der Fichten oder Kienbäume geflochtenen Körbe taugen nichts, weil sie gleich springen, wenn der Regen gegenschlägt, und welches nicht immer, zumal mit Wanderbienen, zu vermeiden ist. Auch müssen die Strohringe nicht allzudicke seyn.

Bienenkörbe, die nicht allzugroß sind, müssen den größern vorgezogen werden, weil die Bienen in

einem zu großen Raume weniger arbeiten und später schwärmen, in welcher Absicht die Körbe auch nur ein Flugloch haben dürfen. Sind die Körbe nicht über $\frac{3}{4}$ Elle hoch und im Durchschnitte eben so weit, so werden sie in der besten Proportion seyn. Zu jedem Korbe werden 2 Ringe oder Untersätze gemacht, um nach Bedürfniß mit der Zeit, wenn der Korb gefüllt ist, mehr Raum den arbeitenden Bienen zu verschaffen. Diese Untersätze können äußerlich mit kleinen eisernen leicht einzusteckenden und wieder herauszuziehenden Klammern so befestiget werden, daß sie sich beym Verfahren nicht verschieben können, nachdem sie mit Lehm verstrichen worden, und nirgends Ritzen oder Oeffnungen zu lassen. In Ansehung der Form sind die oben mit einer stumpfen Spitze auslaufenden Körbe den oberhalb plattrunden oder flachen aus dem Grunde vorzuziehen, weil keine Nässe von Regen oder Schnee darauf stehen bleibt, und die Bienen in spitzigen Körben überall vom Anfange an den Bau darin unternehmen, da sie in oberwärts mehr platten Körben gemeiniglich nur auf einer Seite den Bau anfangen, und die andere Seite leer lassen. Damit aber zwischen dem untersten Rande des Korbes, und dem Brette, worauf der Korb stehet, keine fremde Bienen, Wespen oder Ameisen durchkriechen, bedienet man sich der sogenannten Sahlleisten oder Anschrote vom Tuche, die man von Schneidern überall bekommen kann, um solche um den untern Rand des Korbes zu schlagen, so, daß nichts unten am Korbe hinein und herauskriechen kann. Auf diese Weise bedarf es des Zukleibens mit Lehm nicht, und man kann jederzeit sodann den Korb aufheben, um die Bienen zu besehen, zu reinigen u. s. f.

Da die zur Verwahrung des in der Mitte des Korbes befindlichen Fluglochs vor einiger Zeit erfun-

denen

denen blechernen Scheiben nicht recht zweckmäßig sind, so hat Hr. M. Spitzner ein einfacheres Mittel angegeben. Es wird von dem Korbmacher ein hölzernes Futteral zu einem Schieber am Flugloch mit eingeflochten, und die am Rande etwa geblieben seyn könnende Lücke mit Lehm verstrichen. Dieses macht ein Flugloch von nicht gar einem Zolle in die Höhe, und etwa 2½ Zoll in die Breite. Hierzu sind 2 verschiedne in das Holz einzuschiebende Vorschieber, die, an Bindfaden befestiget, an der Seite des Korbes hangen. Der eine hat kleine Löcher oder Ritzen, wodurch keine Biene kann, und wird gebraucht, wenn die Körbe verfahen, oder des Winters zur Aufbehaltung in einer verschlossenen Kammer fortgetragen werden sollen. Der andere hat größere Löcher, wodurch nur die Biene heraus, aber keine Maus hinein kann. Ueber diesem ist ein Kartenblatt, oder ein Stückchen blaues Zuckerpapier krumm gebogen, als eine Verblendung an beyden Enden angeleimt, daß darunter die Bienen zwar oben und unten heraus können, aber doch nichts von dem eigentlichen Flugloche zu sehen ist, welches durch das Papier ganz bedeckt wird. Man schneidet das Kartenblatt so weit aus, als der Vorschieber breit ist, damit es füglich aufgeleimet werden kann. In der Mitte behält es seine Breite zur Verblendung des Flugloches und wird nur so aufgeleimt, daß es einen Schwibbogen macht. Dieser wird des Winters gebraucht, daß keine Maus oder gar eine Wiesel zum Flugloche hineingehe, und die auffallende Sonne die Bienen nicht zur Unzeit herauslocken, und im Frühjahre so lange, bis der etwanige Anfall von Räubern vorüber, und die volle Tracht das ganze Flugloch erfordert; alsdann wird es ohne Vorschieber frey gelassen.

Die Bienenhütte kann so simpel seyn als möglich, wie man dergleichen auf allen Dörfern, wo Bienen sind, bey den Bauern findet; wenn sie nur so fest steht, daß sie der Wind nicht umreißen kann, auch so geräumig ist, daß die Bienenkörbe $\frac{1}{4}$ Elle von einander stehen, damit sich die Bienen nicht in die benachbarten Körbe verfliegen, und darin getödtet werden.

So oft Unbekannte bey mir einsprechen, und meine Bienenhütte gleich beym Herausgehen aus der Hinterthüre des Wohnhauses auf dem Hofe erblicken, fragen sie meistens, warum ich ihr keinen andern Stand angewiesen, da die Bienen darin erst gegen 11 Uhr die Sonne bekommen. Ich muß ihnen immer antworten, meine Gelegenheit will es nicht anders leiden, und die wilden Bienen in den Wäldern richten sich nicht nach der Himmelsgegend der Baumhöhle, sondern nehmen sie, wie sie solche finden. Da meine Hütte 3 Reihen Körbe enthält, und zur Abhaltung des Schnees und Regens einen von oben herab weit vorragenden Verschlag von Brettern hat, so bekömmt die oberste Reihe der Körbe zu gar keiner Zeit Sonne. Dem ungeachtet schwärmen sie so früh, und arbeiten nicht weniger als die beyden untern Reihen, welche des Tages etwa 5 Stunden Sonne haben, so wie überhaupt die ganze Hütte allen andern im Dorfe mehr der Frühsonne entgegengestellten Hütten in Ansehung des Fleißes der Bienen im geringsten nichts nachgiebt.

Mehr hingegen hat es mit der Hütte zu sagen, daß nämlich die Kröten nicht auf das unterste Standbrett der Körbe hinankriechen, und diese entvölkern. Sie können an den Ecken der Stiehle oder Pfosten einen Fuß hoch in die Höhe klettern, und hiemit aufs

Brett

Brett der untersten Reihe gelangen, wo sie ferner an die Körbe sich bis nahe ans Flugloch erheben, und zur Abend- noch mehr aber zur Nachtzeit eine Biene nach der andern an sich ziehen, wie ich sie öfters über der That ertappet. Sie schnappen nicht, wie es von ferne scheinet, mit dem Maule unmittelbar die Bienen weg, sondern sie bedienen sich dazu ihrer Zunge, die noch fast länger ist, als ihr Leib. Man muß scharf sehen, um ihren Fang recht zu bemerken. Denn, ungeachtet die Kröte von der Biene noch nach Verhältniß sehr entfernt ist, und die Kröte stille sitzet, auch ihr ganzer Körper nicht von der Stelle kömmt, ist die Biene ihnen schon ins Maul, welches von Manchen als eine Wirkung von Antipathie, daß die Biene der Kröte ins Maul von selbst flöge, angesehen worden. Die Kröte läßt ihre lange, dünne und runde Zunge wie ein Blitz auf die Biene zuschießen; umwickelt sie damit eben so geschwind, und ziehet sie mit einer ganz unglaublichen Geschwindigkeit wieder zurück, daß man nicht weiß, wo die Biene geblieben ist. So ist ein so unbewegsames, den äußern Gliedmaßen nach plumpes und ungeschicktes Thier von der Natur doch zum höchst schnellen und niemals verfehlenden Fange seines Raubes ausgerüstet worden. Ich habe schon große Kröten so geschlagen, daß über 20 Bienen vom Schlage aus dem Rachen wieder herausgetrieben worden. Nun überrechne man die Summe des Raubes, wenn etwa 20 oder 30 Kröten (denn aus der ganzen Nachbarschaft kriechen diese Thiere des Nachts an die Hütte zusammen, wie man solches bey Mondenschein leicht entdecken kann;) vom Bienenraube leben. Hiewider ist das beste Mittel, daß das unterste Bienenbrett nicht dichte an die Seilen oder Pfosten herangehe, und auf den Unterlagen Mauersteine oder Klötze liegen, über wel-

welche das Brett hervorraget, daß die Kröten nirgends Gelegenheit haben, von unten herauf irgends woran aufs Brett hinauf zu klettern. Da aber von eben diesen Kröten sowohl als den Fröschen, die sich des Tages um die Hütte herum verbergen, die niederfallenden Bienen gleich weggehascht werden, muß der Platz um die Hütte öfters umgegraben, und von allem Grase und Gesträuche, worunter das Ungeziefer auflauert, gereiniget werden. Wenn man zur Schwarmzeit diesen gereinigten Platz mit weißem Sande bestreuet, so kann man desto besser sehen, wenn etwa der Weiser beym Schwärmen niedergefallen seyn kann, um ihn seinen Bienen zuzugesellen.

Wer einen Bienenstand zuerst anlegen will, dem ist zu rathen, die Bienen von einem fremden Orte her anzukaufen, und solche nicht an seinem Orte zu nehmen, weil sie, des Flugs gewohnt, lange Zeit dahin zurückkehren, und sich dadurch vermindern könnten. In solchem Falle müßte er auch nicht mit zu wenig Bienen anfangen, weil er damit nicht wohl in die Höhe kommen würde. Denn die andern Bienen des Orts liegen den wenigen immer auf dem Halse, daß sie, um sich solche abzukehren, sich nicht stark aus ihren Körben herausmachen können. Besetzt man aber seine Hütte gleich Anfangs mit nicht wenig Körben, so müssen sich die anfallenden fremden Bienen desto mehr zertheilen. Man findet daher durchgängig in den Dörfern, daß die stärkste Bienenhütte die Oberhand behält, und sich bey gebührender Pflege immer gleich bleibet.

3. Das Schwärmen der Bienen.

Aus den Schwärmen der Bienen entsteht ihre Vermehrung. In guten Gegenden und Jahren giebt ein Korb mehrere Schwärme, deren erster, als der beste, der **Vorschwarm**, die folgenden aber **Nachschwärme**, genennet werden.

In hiesigen Gegenden pflegt die Schwärmzeit um Johannis anzugehen. Die Schwärme 14 Tage vor Johannis sind die besten; je später nach Johannis immer schlechter, weil die beste Zeit zur Honigtracht, je später je mehr vorbey ist.

Auf das Schwärmen muß man von 9 bis 3 Uhr Acht haben, wiewohl auch manche Schwärme früher oder später kommen.

Das starke Vorliegen der Bienen vor dem Flugloche giebt die Muthmaßung, daß sie bald schwärmen wollen, besonders wenn die größern Bienen, die man Drohnen nennet, beginnen auszufliegen. Diese lassen sich an den Schwärmtagen, öfters eher als sonst, oft schon früh um 10 Uhr am Flugloche sehen, da sie sich sonst Vormittags, wenn es nicht sehr heiß ist, wenig oder gar nicht sehen lassen. Bemerket man nach vorhergegangener schwüler Nacht, daß ein sonst stark vorgelegener Korb des Morgens es nicht mehr ist, so ist das Schwärmen nahe. Findet man etwa um 8 Uhr wenige Bienen aus- und einfliegen, ingleichen daß sich Bienen am Flugloche umsehen, und schnell wieder in den Korb hineingehen, so ist zu schließen, daß der Korb binnen einigen Stunden schwärmen werde.

Der erste Nachschwarm pflegt am siebenten oder neunten Tage zu kommen. Erfolgt aber eine ungünstige Witterung, so muß man wohl 14 Tage oder noch länger darauf warten. Den dritten Tag nach dem Nachschwarme pflegt der dritte, und darauf wohl mehrere zu kommen, welches man an dem sogenannten Düten der Weisel, wenn man das Ohr an den Korb leget, hören kann. Wird solches nicht mehr gehöret, so hat das Schwärmen ein Ende. Viele Nachschärme aber sind der Ruin der Mutterkörbe.

So bald die Bienen sich an einem Zweige angelegt haben, nimmt man einen leeren Korb, hält ihn dichte darunter, und schüttelt die Bienen herein. Ist der Weisel mit eingeschlagen, so folgen die zurückgebliebenen Bienen ihm bald nach. Man setzet demnach den Korb etwa auf eine Bank, oder Tisch nicht weit vom Orte des Anflugs hin, bedeckt ihn mit grünen Zweigen, wenn er in der heißen Sonne stehen muß, schüttelt noch einigemal an dem Zweige, oder legt Wermuth dahin, daß die Bienen solchen verlassen und ihren Weisel aufsuchen müssen.

Hat sich der Schwarm an Dornen oder Hecken, oder sonst wo angelegt, daß man mit Abschütteln oder Einkehren der Bienen nicht zum Zweck kommen kann, so muß man sie mit grünem Wermuth an einen bequemen Ort hintreiben, bis man ihrer mächtig werden kann. Denn mit diesem Kraute lassen sie sich mehr und überall sichrer, als mit Rauch verjagen. Ist aber der Schwarm an einem unbewegsamen Orte eines Baumes angezogen, so muß man sie mit dem Flederwische behende in den untergehaltenen Korb hineinkehren. Ist man bekannt genug mit den Bienen, so rühret man mit dem Finger ein wenig

nig in den Bienenklumpen, um den Ort des Weisels zu entdecken. Ist solcher gefunden, so wird von solchem Orte an in den Korb hineingekehret, und es ist gleich gewonnen Spiel, wenn der Weisel nur erst mit einigen Bienen in den Korb hineingebracht worden. So lange man diese nicht hat, bleibt keine Biene im Korbe. Vielmals sitzen die Bienen so, daß ein Korb über ihrem Sitze gehängt und die Bienen mittelst eines Stabes, woran ein Büschel Wermuth gebunden ist, ohne Schütteln und Kehren in den Korb hinauf getrieben werden können. Lieget der Schwarm an der Erde, so wird der Korb darauf gesetzet, Wermuth daneben gelegt, und der Schwarm somit genöthiget, in den Korb hinauf zu gehen. Zur Bequemlichkeit dienet noch, daß der Bienenwirth sich einige kleine, leichte viereckichte Brettlein halte, um auf solche die eingeschlagenen Schwärme zu setzen, und sie damit folgends in die Hütte hineinzutragen. Dieses geschiehet, so bald die Bienen alle beysammen sind. (Um einige wenige bekümmert man sich nicht, zumal wenn man mehrere Schwärme erwarten muß, und es wird der neue Schwarm etwas entfernt von seinem Mutterkorbe hingestellet, damit sie sich nicht in diesen wieder hinein verirren.)

Mit den Nachschwärmen hat man öfters viel Mühe, weil sie gemeiniglich mehr als einen Weisel bey sich haben. Ist der Ort ihres Ansitzens nicht von der Art, daß die Bienen auf einmal alle in den Korb hineinkommen, so ziehen sie entweder wieder heraus, oder es bleibt ein Theil mit dem noch bey sich habenden Weisel fest sitzen. Bleibt der erste eingefaßte Theil im Korbe, so holet man einen oder mehr andere Körbe, und schlägt den Rest besonders ein, um ihn darauf gegen die Nacht mit den übrigen Bienen in eins zusammen zu bringen.

Sind

Sind hohe Bäume in der Nähe des Bienenstandes vorhanden, daß man mit Leitern nicht zu ihnen gelangen kann, so werden 2 Personen erfordert, deren die eine den Korb mittelst einer leichten langen Stange unter die Bienen hält, die andere aber mittelst eines Hackens den Zweig schnell und stark anziehet, daß die Bienen in den untergehaltenen Korb hineinfallen müssen. Man siehet aus dem Allen, daß die Handthierung mit stehenden Körben beym Schwärmen allen andern Bienenbehältnissen den Preis abgewinnet. Sie ist einfach, leicht und lustig, und es wird mit den Körben geübten Bienenvätern selten oder gar nicht fehlen, daß sie sich nicht nach Wunsche des Bienenschwarmes bemächtigen sollten.

Bey einem starken Bienenstande ist es nichts Seltenes, daß 2 Schwärme zugleich kommen und zusammenziehen. In diesem Falle ist der beste Rath, sie zu lassen wie sie sind, und zu dem Zweck größere Körbe für dergleichen Doppelschwärme in Bereitschaft zu halten. Geschiehet es, daß bald nach einem eingeschlagenen Schwarme ein andrer hintendrein kommt, so wird der erste mit einem Tuche verdeckt. Fielen die letztern Bienen dennoch auf den verdeckten Korb, so wird ein leerer für diese nachgekommenen oben drauf gesetzt, damit sie in solchen hinaufgehn.

Daß zuweilen die Bienen in einem Korbe durchaus nicht bleiben wollen, kömmt daher, daß Mäuse, Wiesel, Katzen oder Hunde ihre Witterung vom Lager und Urin darin zurückgelassen haben. Man hänge daher seine Körbe an einem hellen, reinlichen, und besagten Thieren unzugänglichem Orte bis zum Gebrauch hin. Einige haben die Gewohnheit, die Keuzhölzer noch vor dem Einschlagen der Bienen in

den

den Körben zu befestigen. Andre thun solches, erst nachdem die Bienen angebauet haben, und richten sich damit nach der inwendigen Bauart der Bienen, da einige in die Quere, andere in die Länge bauen. Diese werden von weichem Ellern- oder Fichtenholze noch nicht eines kleinen Fingers dick, aber noch einmal so breit, und vorerst nur das oberste Holz von außen her hindurch gesteckt, mit der Zeit, da der Bau weiter herabgeht, auch durch die Mitte noch ein dergleichen, gegen das Ende aber noch ein sehr dünnes einzelnes Holz, worauf die Tafeln in die Quere zu stehen kommen, daß solche beym Verfahren nicht wanken können. Das inwendige Ausreiben der Körbe mit wohlriechenden Kräutern ist eine überflüssige, das Bestreichen mit Honig aber eine schädliche Arbeit.

Die Nachschwärme sind meistens vor sich allein nicht volkreich genug, und nicht werth, daß sie Schwärme heißen. Man muß sie daher in der Maaße vereinigen, daß der gereinigte Schwarm einem völligen Vorschwarme ganz gleich sey. Unterläßt man solches, so bleibt man immer ein Stümper in der Bienenzucht.

Man faßt daher schwache Schwärme in Körbe ohne Kreuzhölzer, und falls man vermuthet, daß sie, wenn zumal mehr als ein Weisel darunter ist, wieder ausziehen möchten, so bindet man solchen Korb mit einem Tuche zu, und stellt ihn im Schatten irgendswo auf dem Kopfe hin. Gegen Abend wird solcher Korb wieder umgekehret, damit die Bienen nach dem Kopfe zu in die Höhe gehen, auch das vorhin verstopft oder zugebunden gewesene Flugloch geöffnet. Denn gegen die Nacht halten sich die Bienen ruhig im Korbe. Sind nun die Bienen im

Kopfe des Korbes, so wird ein Loch nach der Weite des Korbes in die Erde gegraben, der Korb darüber gestellet, und mit den Händen so stark auf einmal geschlagen, daß die Bienen sämmtlich herab ins Loch fallen. Gleich wird der andre Korb, der vermehret werden soll, darauf gesetzet, und die ausgeschlagenen Bienen gehen in die Höhe, und vereinigen sich zu einem Volke mit denen des aufgesetzten Korbes, an dessen Rande Erde angescharret worden, daß keine ausgeschlagene Bienen vorbey kommen können. Binnen einer guten Viertelstunde werden die vereinigten Bienen ruhig seyn, welches gleich gehört werden kann, da man sie denn an den Ort des aufgesetzt gewesenen Korbes in der Hütte wieder hinstellet. Oefters muß man von den Nachschwärmen wohl 3 bis 4 zusammenschlagen, ehe ein gehöriges starkes Volk daraus wird. Man nimmt nicht gern Bienen zum Zusammenschlagen aus einem und eben demselben Mutterkorbe, weil Gefahr dabey ist, daß sie sich entweder unter einander umbringen, oder noch einmal schwärmen. Hat man Mutterschwärme, welche durch zu vieles Schwärmen auf die Neige gerathen sind, so wird ihnen durch das Zuschlagen eines oder mehrerer Nachschwärme wieder aufgeholfen. Zuweilen sind Körbe, welche mit ihren Schwärmen zu lange ausbleiben, daß bey solcher Verspätung nichts aus ihnen werden kann. Gemeine Bienenväter dieser Gegend setzen ihnen sodann einen Ring nach dem andern unter, weil gemeiniglich die Bienen nicht eher schwärmen, als bis ihnen der Raum zu enge ist. Dieses Untersetzen der Ringe hilft, wenn keine junge Weisel noch nicht ausgelaufen, oder zum Ausbrüten in ihren Zellen angesetzt gewesen. Im letztern Falle müssen solche Weiselzellen ausgebrochen und weggenommen werden.

4. Das

4. Das Verfahren oder Wandern der Bienen.

Es ist oben gesagt worden, mit welchem Vortheil das Wandern der Bienen hieherum betrieben worden. Wenn unsre Bienen nicht bereits im Heumonathe auf den Fläming hingebracht worden, so verfahren wir sie wenigstens gegen Laurentii auf die Heide hin, wo Bienenwärter gehalten werden, um die Bienen zu bewachen. Dieses Wegfahren geschiehet in kühlen Nächten auf solche Art: gegen den späten Abend werden die am Flugloche befindlichen Bienen hinein in den Korb getrieben. Da meine Bienen auf dem Hofe stehen, und hieselbst mit kleinen Kohlen zum Räuchern gewirthschaftet werden kann, so werden die außerhalb des Korbes sich aufhaltenden Bienen mit Wasser besprenget, welches sie für einen Regen annehmen, und daher in den Korb hineineilen. Ist dieses geschehen, so wird das Flugloch mit Gras fest zugestopfet, wenn man keine Schieber hat, der Korb aus der Hütte herausgenommen, auf den Kopf gestellet, und mit einem Tuche fest zugebunden, daß keine Biene heraus kann. Dergleichen zugebundene Bienen müssen sofort auf dem Kopfe stehen bleiben, und eben so auf dem Wagen beym Wegfahren. Sonst ersticken die Bienen. Es ist gut, wenn die leinenen Tücher ganz lose gewebet sind, daß Luft durchgehen könne. Manche haben in der Mitte der Tücher ein Drathgitter, 4 Zoll lang und eben so breit, eingenähet. Sind die Körbe schon zu voll gebauet, so giebt man ihnen einige Tage vor dem Verfahren einen Untersatz oder Ring, um den Bienen Luftraum zu verschaffen.

Das Einpacken der Bienen geschiehet auf einem Erndtewagen also: ehe der Wagenkorb auf den Wagen gesetzet wird, werden 3 fest verbundene Wülste von Stroh, einer in der Mitte, der andre am Ende, und der dritte vorne, am Anfange des Wagenkorbes, aufs Wagenbrett hingeleget, und sodann der Korb darauf gesetzet. Diese untergelegte Wülste verhindern nun, daß kein Wagenstoß oder Schlag die Bienenkörbe erschüttern kann. Der Wagenkorb wird auf dem Boden mit krummem Strohe belegt und zwischen jedem Korbe dergleichen Stroh recht fest eingestopfet, daß die Körbe sich nicht bewegen, und nicht zusammen stoßen können. Oberhalb der Tücher der auf dem Kopfe stehenden Körbe aber kömmt kein Stroh; diese bleiben frey, damit die Bienen nicht ersticken, oder die von den Bienen entstehende große Hitze die Tafeln nicht zusammenschmelzen, und die Bienen hievon sterben. Auf solche Art werden die Körbe an die vier Meilen öfters und wohl weiter verfahren. In der Heide findet man entweder schon fertige Hütten, oder es werden Bretter mitgenommen, die theils zu Standbrettern, die Körbe darauf zu stellen, theils zur Bedeckung der Körbe dienen müssen. In guten Jahren muß man gemeiniglich den Bienen noch Untersätze auf der Heide geben. Der Bienenwärter verrichtet solches an den meisten Orten, weßhalb hierzu hiniängliche Ringe in Bereitschaft seyn müssen.

Es ist also das Fortbringen der Bienen weder so gefährlich noch beschwerlich, als es Unwissende sich vorstellen; höchst nützlich aber, wenn keine schwache Körbe auf die Heide gebracht werden, denn diese schaffen entweder zu wenig oder gar keinen Honig, oder werden ein Raub der stärkern. Hr. M. Spitz-

ner

ner hat die allerleichteste Art, ohne Gefahr die Bienen hin und her zu fahren, also beschrieben: man schaffet sich viereckichte Tücher an, die man am Korbe lassen kann, daß sie beym Abhohlen nicht aufs neue verbunden werden dürfen, und stecket durch jeden Zipfel des Tuches ein hölzernes spitziges Pflöckchen, drehet ihn zusammen, und befestiget damit das Tuch an allen vier Enden am Korbe; unten bindet man zum Ueberflusse noch einen Bindfaden darum. Hinter dem Vorschieber steckt man ebenfalls ein Pflöckchen, damit er im Fahren nicht zurückweiche. Beym Abladen setzt man die Bienen vorher einige Zeit noch auf die Erde umgekehrt, damit sie sich etwas lagern, ehe sie aufs Standbrett gestellet und viele zerquetschet werden. — Hiebey wird nun freylich vorausgesetzet, daß die Bienen nicht, wie es hin und wieder ist, ohne Bienenwärter seyn, weil sonst die mit solchen Tüchern versehenen Körbe, ihrer Bequemlichkeit halber, von Dieben am ersten ergriffen werden würden.

5. Die Einwinterung der Bienen.

Das Einwintern der Bienen nenne ich alles dasjenige bey der Bienenzucht, was im Herbste, nach geendigter Honigtracht, geschehen muß.

Das erste Geschäfte besteht darin, daß diejenigen Bienen, welche zur Zucht dienen sollen, ausgesondert, und in die Hütte hingestellet werden. Ist man kein Anfänger mehr, so hat man schon seinen gewissen Satz, oder gewisse Anzahl von Stammbienen, die man durchwintert. Bey mir ist dieser Satz niemals über 26 bis 28 Körbe. Hiezu müssen diejenigen gewählt werden, die gewiß ihren Ausstand haben, und gar nicht gefüttert werden dürfen. Wäre aber ein schlechtes Jahr gewesen, daß die Bienen

ohne Fütterung nicht würden durchkommen können, so muß ihnen noch im September, je früher je besser, alle Abende hinter einander nach und nach Honig gegeben werden, daß sie solchen Honig in ihre Zellen hinauftragen, und letztere verstreichen können. Aus Uebung erlangt man durch das Aufheben der Körbe das Gewicht, woraus man urtheilet, ob sie schwer genug durch solchen Zusatz des Honigs geworden sind, um im Frühjahr keiner Nachhülfe mehr nöthig zu haben. Das Füttern der Bienen im Winter und Frühjahre macht die Bienenzucht so lästig als gefährlich. Wer sich Raubbienen anlocken will, der darf nur seine Bienen in letztbenannten Jahreszeiten füttern. Solchenfalls ist der Bienenwirth der alleinige Urheber der Raubbienen. Um nun eine leichte und sichre Bienenzucht zu haben, muß man allemal so viel Honig von guten Jahren her in Vorrath halten, daß man im Nothfalle gegen den Herbst seine Bienen damit vollkommen kann eingewintert haben.

Die eingewinterten Bienen müssen vom December an einen ruhigen Stand haben. Wer die Bienenhütte so verschließen kann, daß kein Tageslicht hineinfällt, besorget die Bienen aufs beste. Es können aber die Bienen auch in den Wintermonathen in eine ganz finstre Kammer hingesetzt werden, bey oder unter welcher eben so wenig Geräusche gemacht, als wenig von unten herauf, wenn die Kammer oberwärts ist, aus einer geheitzten Stube Wärme hinauf dringen kann. Finsterniß, ununterbrochene Ruhe und Kälte der Kammer erhalten die Bienen in der Stille, und machen, daß sie desto weniger einzehren. Nach vergangenem Winter und Schnee werden die verschlossen gewesenen Hütten wieder geöffnet, oder aus ihren Winterkammern wieder in die Hütte

und

und zwar ein jeder Korb auf seine alte Stelle hingesetzet.

In hiesiger Gegend werden meistens nur allein die Vorschwärme des Jahres als Stammbienen eingewintert, die alten aber, nebst allen, die nicht volkreich oder nicht schwer genug zum Ausstehen sind, getödtet. Es wird ein Loch in der Erde gemacht, ein Stecken in der Mitte mit angehängten Schwefelfaden, die angezündet werden, hineingesteckt, der am Flugloche verstopfte Bienenkorb, dessen auf der Erde stehende Rand auch mit Erde wohl belegt wird, darüber gesetzet, und somit die Bienen vom Schwefeldampfe getödtet. So verfahren wir im Churkreise, der Mark, in Pommern und Niedersachsen von jeher, der Stubenwirth mag dagegen reden, was er will. Alle Bienen leben zu lassen, ist im Grunde nichts anders, als ohne Nutzen Bienen halten. Vorgedachte Länder gewinnen von jeher den meisten Honig und das meiste Wachs. Wer sagt, man solle alle Bienen leben lassen, der sagt eben so viel, als wenn er verlangt, es solle kein Kalb, Schaaf oder Schwein u. s. f. geschlachtet werden. Wo soll aber das Futter dazu herkommen? Nicht anders ist es mit den Bienen. Wo sollte in Mißjahrrn das Futter für alle ungetödtete Bienen herkommen?

Auch ist es in hiesiger Gegend gebräuchlich, daß die einzuwinternden Bienen im Herbste gar nicht beschnitten werden. Dies geschieht erst nach Beschaffenheit der Witterung um Marien, und dann beschneidet man so mäßig, daß die Bienen vollauf Honig behalten. Denn Noth müssen sie durchaus nicht leiden, wenn was aus ihrem Schwärmen werden soll. Beym Beschneiden selbst muß man sich eines mehr schmalen als breiten Messers bedienen, weil das letztere

tere die Tafeln mehr zerreißt als durchschneidet. Die Tafeln werden aber alle egal und gleich gerade weggeschnitten.

6. Das Säumen des Honigs.

In manchen Häusern wird zuweilen Honig aufs Brod gegessen, und je heller von Farbe und reiner er ist, desto mehr wird er geachtet. In solcher Absicht werden die Honigtafeln, die nicht alt und recht weiß sind, besonders ausgeschnitten, und das ledige Wachs abgeschnitten. Die in einen reinen Topf geworfenen Honigtafeln werden darin mit einer Kelle, oder Rührlöffel, zu einem Brey gerühret, der Topf ans Feuer unter öfterm Umrühren gesetzet, doch so, daß der Honig durchaus nicht ins Kochen komme. Ist alles klein und zergangen, wird ein gewöhnlicher, mehr großer als kleiner, Durchschlag auf einen neuen, zuvor wohl ausgewässerten Topf gesetzet, und der Honig hineingelassen, und so lange mit der Kelle gerühret und gedrücket, bis nichts als die Hülsen übrig bleiben, welche in ein besonderes Gefäß gethan werden, worauf mit der so angefangenen Arbeit bis zu Ende fortgefahren wird. Dergleichen Honig wird gemeiniglich Jungfernhonig genannt.

Will man aber keinen Jungfernhonig, so werden weiße und braune Tafeln zusammengeworfen, und damit nach obbeschriebener Art verfahren. Hat der Honig nach dem Erkalten einen Tag im Topfe gestanden, so kömmt Wachs und anderer Unrath in die Höhe, welches abgenommen und zu den Hülsen geworfen wird. Am dritten, fünften oder sechsten Tag wird der Topf noch einmal eben so abgenommen und gereiniget. Hierauf wird der Topf mit geläutertem

Honig

Honig wieder angefüllet, mit Papier verbunden, und auf trocknen Böden, Kammern oder in Kisten weggesetzet. Der Honig dauert 20 Jahr und darüber, und es muß immer so viel Vorrath seyn, daß in Mißjahren die Bienen damit gefüttert werden können. Binnen Jahresfrist wird der Honig hart und körnigt, weßhalb er am Feuer erwärmet und aufgelöset werden muß, wenn er verfüttert oder an kalten Speisen gebraucht werden soll.

Manche Bienenwirthe werfen die ausgeschnittenen Honigtafeln in einen Kessel und lassen solche stark kochen. Dergleichen Honig aber ist unächt, weil er nach dem Maaße der ausgestandenen Hitze seine Süßigkeit verlieret.

Die übriggebliebenen Hülsen und alle mit Honig beschmierte Geräthschaften werden einige Tage ausgewässert, das davon süß gewordene Wasser durch ein Tuch geseihet, und in ein Gefäß gelassen, welches zum Essigwerden in den Keller gebracht wird. Dieser Honigessig wird desto eher abgähren und sauer werden, je mehr er in der Wärme steht. Je länger er auf Flaschen steht, desto mehr verliert er seinen Honiggeschmack, und stehet in der Mitte zwischen dem Bier- und Weinessig in Ansehung seines Geschmacks und seiner Güte. Die ausgewässerten Hülsen aber kommen unter das Wachs zum Auspressen.

7. Das Auspressen des Wachses.

Wer viel Bienen hat, muß sich eine Schraubenpresse halten, weil man annimmt, daß zum wenigsten das fünfte Pfund Wachs bey der gemeinen Art das Wachs zu pressen verlohren geht. Die Schraubenpressen müssen nicht zu klein seyn, wenig-

stens muß die Pfanne so groß seyn, daß ein Sack mit ohngefähr 3 Pfund eingegossener Materie eingelegt und gepresset werden kann. Auch muß die Pfanne, welche von Eichenholz am besten ist, so ausgebreitet seyn, daß sie gegen das Loch, wo das Wachs unten herauslaufen soll, mehr Tiefe hat.

Das Wachs wird mit etwas Wasser in einem Kessel so lange wohl zerkocht, und umgerühret, bis sich der gelbe Schaum über dem ganzen Kessel sehen läßt. Er muß aber nicht ganz voll seyn, weil es steigt und leicht übergeht.

Der Sack muß von grober, doch dünngewürkter Leinewand, auch nicht so breit, als die Pfanne seyn, weil er sonst beym Pressen die ganze Pfanne einnehmen und das Abfließen des Wassers verhindern würde. Er wird, ehe das Wachs eingegossen wird, mit warmem Wasser angefeuchtet, damit das Wachs nicht anklebe.

Das Ausgepreßte wird, weil es noch warm ist, in Kugeln mit den Händen zusammengedrückt. Man nennet sie Raaßkugeln, die von Wachspressern aufgekauft werden, um auf größern Pressen noch Wachs heraus zu bringen.

Da man unter der Pfanne ein Gefäß mit kaltem Wasser stehen hat, in welches das Wachs herabläuft, so läßt man es darin die Nacht hindurch. Es wird des folgenden Tages das alte Wasser ab- und frisches wieder aufgegossen. Geschiehet dergleichen einige Tage hinter einander, ehe es wieder zusammengeschmolzen wird, so wird aller Unrath ausgegangen und das Wachs recht gelb seyn.

8. Berechnete Bienennutzung.

Ein für allemal zum Grunde gelegt, daß keine schwache, verhungerte, oder zu wenig volkreiche Körbe gehalten werden, als in welchem Falle lauter Verlust bey der Bienenzucht herauskömmt, kann man die Vortheile nach Verschiedenheit der Jahre davon berechnen. Man theilet nämlich die Jahre in schlechte, mittelmäßige und gute. In schlechten Jahren wird entweder wenig oder gar kein Honig oder kein Schwarm erhalten. Wer sodann nicht auf Honigvorrath gehalten hat, um seinen Bienenstand einzuwintern, der kann ihn ganz verlieren. Außer etwas Wachs kann also in solchen Jahren nichts zu gewinnen seyn.

Mittelmäßige Jahre, deren die meisten sind, bringen Honig und noch mehr Wachs, vorausgesetzt, daß nach hiesiger Landesart alle schwache Körbe getödtet werden.

Ein recht gutes Honigjahr wird gemeiniglich über das vierte oder fünfte Jahr eintreten. Man wird sodann nicht nur an seinen Ausständern viel Honig durch das Beschneiden erhalten, sondern auch von den getödteten schwachen und allen übrigen, die über den gewöhnlichen Satz der Hütte sind, viel Honig und Wachs bekommen. Und weil in solchen Jahren der Honig am wohlfeilsten ist, muß der Bienenvater alsdenn sein Honigmagazin für Mißjahre anfüllen.

Hr. M. Spitzner berechnet den Gewinnst für seine Gegend, worauf ich die hiesige dagegen setzen will. In schlechten Jahren, sagt er, hat man von 30 Körben weiter nichts, als etwa 20 Pfund Wachs. In mittelmäßigen Jahren, und deren sind immer 2

und

und 3 gegen ein schlechtes, giebt es von 30 Körben schon mehr Wachs, noch einige gute Schwärme, und zu 30 bis 80 Kannen Ausbeute am Honige. Eben diese 30 Körbe können einen halben Zentner Wachs in guten Jahren haben. Die guten Schwärme kommen wenigstens eben so hoch, als der alte Stamm gewesen ist, und man kann da zu etlichen 100 Kannen Honigvorrath gelangen. —

Eben die angenommene Zahl von 30 Körben will ich beybehalten. Die hiesige Gegend ist weniger blumenreich, als die des Herrn M. Spitzners, wir haben aber früher Honigblumen, weßhalb unsre Bienen früher schwärmen, früher anbauen und daher in schlechten und mittelmäßigen Jahren weniger Honig, aber ein Drittheil mehr Wachs geben. In guten Jahren hingegen haben wir hier ein Viertheil weniger Honig und Wachs, als Herr Spitzner berechnet.

9. Künstliche Schwärme oder Ableger.

Es ist allen auf Lectüre haltenden Oekonomen bekannt, was man vor einiger Zeit für Aufhebens von künstlichen Schwärmen gemacht hat. Wir bey der Bienenzucht hergekommene Bienenwirthe hiesiger Gegenden, haben uns nie von unsrer alten natürlichen Bienenpflege abbringen lassen, und mehrbelobter Hr. Spitzner hat im siebenten Kapitel seiner Anweisung gezeiget, daß bey gedachter Künsteley mehr Schaden als Nutzen heraus komme.

Dagegen hat uns dieser Bienenschriftsteller mit seiner mehr nützlichen Erfindung, die Bienen abzutreiben, bekannt gemacht, und eine ausführliche Anweisung, wie vorliegende Bienenschwärme ꝛc. im Böhmi-

schen

schen Verlage 1777 herausgegeben, wovon das Hauptsächlichste hierinn bestehet.

Es wird vorausgesetzt, daß jeder Bienenwirth seine Bienen vom Schnitt her kennen müsse, und wissen, was sie an Honig und Volk haben. Insonderheit muß er diejenigen bemerken, die selten schwärmen, wenn zu Ende des Mayes und Anfang des Junius einige Zeit widrige Witterung einfällt, ob sie gleich gar nicht schlecht an Honig und Volk sind. Denn die besten Bienen schicken sich bald und etliche Wochen vor Johannis zum Schwärmen an. Fällt aber hernach, wenn nun der Schwarm abgehen sollte, eine Zeitlang schlechtes und stürmisches Wetter ein, daß dieses nicht geschehen kann, werden sie verzagt, beißen die angesetzten jungen Weisel wieder aus, und alsdann kommt es bey der besten Honigtracht zu keinem Schwärmen. Der abzutreibende Korb aber muß ganz voll, oder mit allen Tafeln herunter gebauet seyn, die bis ans Ende Honig oder doch Brut haben. Denn wenn in dem alten Korbe noch Raum vorhanden ist, gehen die Bienen nicht in den ledigen Korb herüber, sondern bleiben liegen, und alles Klopfen zum Abtreiben ist vergebens.

Schon im Frühjahre muß man mit den Bienen in Hinsicht aufs Abtreiben so die Anlage machen, daß man ihnen recht vielen Honig, und hiemit solche bey vollen Kräften lasse. Nach dem Beschneiden werden unten über den dritten oder vierten Ring, je nachdem die Tafeln gebauet werden, noch verschiedene Querhölzer eingesteckt, damit die Bienen durch solche hindurch bauen, und die Tafeln daran befestigen.

Zu

Zu Anfange des Junius werden volk- und honigreiche Körbe mit dem Bau herunter seyn, und sich bey warmen Tagen vorzulegen anfangen. Man erforschet sodann von Zeit zu Zeit ihr Zunehmen nach der Schwere. Zwar sind sie dann von der Brut ziemlich wichtig, vom Honige aber fühlt man die größte Last nach dem Hintertheile des Korbes zu. Leichte Körbe, wenn sie schon volkreich sind, auch herunter gebauet haben, taugen nicht zum Abtreiben, weil sie mit allem ihrem Volke zu thun haben, wenn sie sich ihren Wintervorrath einsammeln sollen.

Das Abtreiben muß zu der jeden Orts gewöhnlichen Schwarmzeit geschehen, und man siehet hiebey besonders darauf, wenn die volle Honigtracht angehet, damit der junge Schwarm volle Nahrung vor sich finde.

Das Vorliegen der Bienen hat meistens die Wärme der äußern Luft mehr zum Grunde, als der inwendig vollendete Bau der Bienen. Diese sind aber auch in dieser Absicht verschiedener Art, da einige zeitig und stark, andre aber weniger oder gar nicht vorliegen, und dennoch wohl schwärmen. Hat man alte Mutterkörbe, so muß man sich solche in Ansehung dieses Betragens bemerkt haben können, um dennoch solche abzutreiben, ob sie schon nicht stark vorliegen. Sodann werden auch kleinere Körbe ingleichen die mehr der Sonne ausgesetzten immer eher und stärker vorliegen. Man muß also manche Körbe sich stärker vorlegen lassen, da man wohl einen andern, ohne dergleichen zu erwarten, antreiben kann.

Die Nachmittagsstunden von 4 bis 7 Uhr schicken sich am besten zu dieser Operation, weil beynahe

nahe die Hälfte Bienen sodann im Felde sind, und die andern im Korbe dem Bauen obliegen. Halten sich dem ohngeachtet noch viele außerhalb des abzutreibenden Korbes auf, so werden sie stark beräuchert. Man hält hiemit einige Minuten in, und läßt die Bienen in den Korb hineingehen. Was dahinter läuft, wird beym Abnehmen mit dem Flederwische abgekehret. Sind die mehrsten Bienen hinein, so wird das Flugloch mit Gras fest zugestopfet, der Korb auf dem Standbrette in die Höhe gelüftet, ferner ein Stein oder Holz untergelegt, und die Bienen mit starkem Rauch in die Tafeln hinein in die Höhe getrieben. Hierauf wird der Korb von dem Brette genommen, und sehr behutsam umgewandt, daß die Krone unten zu stehen komme. Man richtet sich bey dieser Wendung des Korbes nach der Bauart der Tafeln. Sind sie querdurch vor das Flugloch herunter gezogen, muß man ihn nicht, wie er da steht, abnehmen, sondern das Flugloch erstlich auf eine Seite drehen. Stehen aber die Tafeln am Flugloch die Länge herunter, so nimmt man ihn gerade ab, wie er stehet. Bey solcher Vorsicht wird nie ein Tropfen von unverstrichenem Honig herausfallen, unter die Bienen kommen und sie zu ihrem Verderb nicht bekleistern. (Bey dem Verfahren der Bienen ist diese Vorsicht ebenfalls nöthig.) Man bemerket den Bau der Bienen äußerlich an den Körben mit einem Strich von Kreide in die Quere oder länge, damit hier kein Irrthum beym Abnehmen vorgehen könne.

Der den Korb abnehmende Mann muß stark genug seyn, damit theils nicht durch eine zu schnelle Wendung, oder wenn er ihn nicht gerade genug vor sich tragen könnte, die weichen Tafeln an einander

sinken,

sinken, oder wohl gar der zu dieser Zeit noch unverstrichene Honig unter die Bienen ausgeschüttet werde. Denn die zu sehr mit Honig bestrichenen Bienen können bey allem Klopfen nicht herausgebracht werden. Der Gehülfe räuchert während des Forttragens unter dem Korb, damit nicht Bienen heraus fliegen, bis er an einem von der Hütte etliche Schritte entfernten Orte im Schatten in ein bereitetes Loch niedergesetzet worden. Man kann auch einem alten festen Korbe oben die Krone ein Stück abschneiden, und ihn darein setzen, so hat man es noch bequemer, als auf der Erde. Ein lediger Korb wird sogleich beym Abnehmen an dessen Stelle auf das Brett gesetzet, damit indessen die aus dem Felde häufig ankommenden Bienen einen Aufenthalt finden, und nicht auf die darneben stehenden Körbe gerathen. Man hält auch schwache Hölzer bereit, und steckt solche zwischen die Tafeln, die sich etwa an einander gelehnet haben können, damit die Bienen überall freyen Ausgang finden, und durch nichts aufgehalten werden.

Der ledige Korb, worein der Schwarm getrieben werden soll, wird nur mit dem engen Vorschieber verwahret, damit die Bienen von dem durchfallenden Lichte bewogen werden, desto eher in die Höhe zu gehen, da ohnehin das starke Brausen derselben, große Hitze verursacht, daß sie Luft nöthig haben.

Hat man beyde Körbe, wo sie auf einander stehen, mit einer langen Handquele nebst einem breiten Bande darüber fest verbunden, daß der obere Band feste steht, und nirgends eine Biene heraus kann, fängt man den untern Korb mit mäßigen Steckchen, damit der Korb nicht zu sehr beschädiget werde, von

allen

allen Seiten zu klopfen an. Geschiehet das Klopfen von 2 Personen, so geht es desto eher und geschwinder, und es wird 10 bis 12 Minuten ohne Aufhören fortgesetzt, da denn das ganze Volk in den ledigen Korb hinauf ist. Klopfet man, bis alle Bienen heraus sind, so ist der Weisel gewiß auch dabey.

Nach 10 Minuten kann an dem untern Korbe das verstopfte Flugloch ein wenig geöffnet und nachgesehen werden. Kommen nur wenige oder gar keine Bienen heraus, so sind sie in die Höhe, und das Brausen und Lärmen im obern Korbe giebt es auch hinlänglich zu verstehen. Sodann schiebt man das umgebundene Tuch etwas in die Höhe, hebet den obern Korb, indem man darzu, doch nicht stark, räuchert, von einer Seite ein wenig in die Höhe, damit man sehen könne, ob die Tafeln im alten Korbe von Bienen ledig sind. Einzelne herumlaufende machen nichts aus. Sollten sie aber noch in großen Klumpen auf den Tafeln liegen, so fährt man noch einige Minuten mit dem Klopfen fort. Bisweilen hängt nur noch an einer Seite des alten Korbes ein Klumpen, ohne die Tafeln mehr zu berühren, den man aber beym behutsamen Abnehmen des obern Korbes vollends mit herausziehen kann, weil sie alle an einander hängen. Man muß daher den Korb nicht gerade von der Seite wegnehmen, sondern etwas in die Höhe heben, daß die an einander hängenden Bienen vollends mit herausgezogen werden. Auf ein paar Hände voll, die im alten Korbe zurückbleiben, kommt nichts an.

Nun hat man auch Zeit und Raum, den alten Korb zu untersuchen. Findet man hie und da schon zugespundete Weiselhäuser, so hat man Acht zu geben, ob sich nicht gegen den neunten Tag ein Nach-

schwarm anmelde. Indessen kommt er nun sogleich wieder an seinen gewesenen Standort in der Hütte. Man räuchert indessen die häufig aus dem Felde gekommenen Bienen, die auf dem Brette liegen, weg, damit der Korb nicht ganz aufstehe, und sogleich die Bienen von allen Seiten ihren Einzug halten können. Sie machen sogleich in der ersten Nacht Anstalt zu einem neuen Weisel, und man nimmt des Morgens frühe das untergeschobene Holz weg, daß der Korb wieder gerade aufstehe.

Den jungen mit dem Tuche zugemachten Schwarm bringet man sogleich den Abend noch, oder des andern Tages früh an den Ort, den man sich zu seinen abgetriebenen Schwärmen auserfehen hat. Dieser Ort muß wenigstens eine gute halbe Stunde, oder noch weiter entfernet seyn. Man sendet sie daher einem so weit entfernten Bienenfreunde in der Nachbarschaft zu. Blieben die abgetriebenen Bienen in der Nähe ihres ehemaligen Standes in der Hütte, so würden sie in ihren alten Korb zurückfliegen, und das Austreiben würde vergeblich gewesen seyn. — Hier ist nun das Wesentliche der Spitznerschen Art, mittelst des Abtreibens der Bienen, Ableger zu machen. Da ich in meiner Bienenhütte auf dem Hofe mit keinem Räuchern umgehen kann, und daher von dieser nützlichen Erfindung bisher keinen Gebrauch machen können, so habe mir seit ein paar Jahren, eine andre sehr einfache Art Ableger zu machen ersinnen müssen. Bey mir geben die früher schwärmenden Körbe fast immer an die 3 bis 4 Nachschwärme, die nach der Grundregel einer wohlverstandenen Bienenzucht zusammen vereiniget werden, weil schwache Körbe gar nichts taugen. Ich lasse aber einige solcher Nachschwärme vor sich allein

zu

zu folgendem Gebrauche stehen. Sind mir alte Mutterkörbe bekannt, die immer zu spät schwärmen, so trage ich sie aus der Hütte Nachmittags um 3 oder 4 Uhr anders wohin, und setze den Nachschwarm auf die Stelle des weggetragenen hin, daß alle aus dem alten Korbe aus dem Felde ankommende Bienen hinein fliegen. Da ihrer eine große Menge ist, so entsteht kein Krieg zwischen den Einheimischen und den Ankömmlingen.

Des Morgens früh wird der so bevölkerte Korb nach obbeschriebener Art in die Nachbarschaft versendet, und der alte Korb wieder auf seinen vorigen Stand hingesetzet. Auf einer andern Art verfahre ich auch also: wenn lange und stark vorliegende Körbe den Verdacht von sich geben, daß sie mit ihren Schwärmen am spätesten zurückbleiben könnten, so nehme ich, wenn die Bienen von der Hitze des Tages fast alle ausserhalb des Korbes liegen, und wie ein Beutel in Klumpen herab hängen, einen ledigen Korb ohne Kreuzhölzer, und kehre mit einem Fleberwische diese Bienen in diesen untergehaltenen Korb hinein, binde ihn darauf mit dem Tuche zu, und lasse ihn, auf die Krone gesetzt, im Schatten bis zum finster werden wollenden Abend liegen. Sodann kehre ich ihn um, daß die Bienen vom Tuche in die Spitze des Korbes hinaufgehn. Ist solches geschehen, wird dieser Korb in ein Loch oder oberwärts abgeschnittenen alten Korb umgekehrt hineingesetzt, das Tuch weggenommen, und der Nachschwarm darauf gesetzet, daß die versperrt gewesenen Bienen währender Nachtzeit sich alle zu dem Nachschwarm hinaufziehen müssen, worauf selbiger, wie oben gesagt ist, gleichfalls in die Ferne hingeschaft wird. Könnte man von den abgekehrten Bienen eines einzigen Kor-

bes nicht genug beysammen haben, so werden welche von andern vorliegenden Körben mit dazu genommen. In manchen Jahren kömmt oft ein einziger Schwarm 2 bis 3 Wochen früher, als alle übrige. In solchem Falle kann man alle Nachschwärme davon, auf obbeschriebene Art verstärken, und solche damit gleich zu Hauptschwärmen machen. Man kann nicht früh genug Schwärme haben, weil man an solchen die allergewissesten Ausständer in mittelmäßigen Jahren hat. Gesetzt auch, daß einem abgekehrten Korbe zu viel Volk entgangen wäre, so darf man ihm nur Untersätze nach und nach geben, da er denn mehrentheils zwar nicht schwärmen, aber desto mehr Honig eintragen wird. Es sind Gegenden, die in mittelmäßigen Jahren dennoch sehr kümmerlich Ausständer erlangen, wenn es an andern Orten damit weit besser aussiehet, da ihnen denn diese leichte Art Ableger zu machen, zum Vortheile gereichen kann.

Regi-

Register
über
die vornehmsten Sachen.

A.

Ableger, die simpelste Art solche zu machen, S. 547 f. welche Bienenkörbe hiezu auszusondern, 548.

Acacien- oder Robinienbaum, 304 ff. Vermehrung desselben, ebd. treibt Schößlinge aus der Wurzel, ebd. wie er in Frankreich zu Weinpfählen genutzt wird. ebd. f. ist ohne Grund unsern einheimischen Bäumen vorgezogen worden, ebd. f. empfiehlt sich unsern Pflanzungen durch die schönen Blätter, 306.

Ahorn, Ahornbaum, 162. ff. kleiner deutscher, 163 ff. Bergahorn, 164. Spitziger Ahorn, Zuckerahorn, 164. ff. Vermehrung aus dem Samen, 166 Baumschule davon. ebd Art sie zu versetzen, ebd. Nutzen des Ahorns, 167 ff. Hecken davon, ebd. zieret die Alleen, ebd. nimmt Politur an, ebd. Gewinnung eines Zuckers vom Ahorn, 168 ff. wozu solcher am besten zu gebrauchen, 171. f. Ahornwasser hat arzneyische Kräfte, 172. Redner und Staatsleute unterhielten den Ahorn zu ihrem Vergnügen, 172. Cicero begoß den seinigen mit Wein, ebd.

Aspe, Espe, Zitterpappel, s. Pappelbaum.

B.

Balsamtanne, die Gileadsche, 316. das Harz ist wohlriechend, und wird für den Balsam aus Gilead verkauft, ebd.

Baumpflanzungen gehen am besten von statten, wenn die Dorfkinder von den Küstern dazu angewiesen werden, 110 f.

Bienen, wie weit sie nach Nahrung ausgehen, 514 ff. ihr Wandern, 517 f. ein gutes Muster zwischen Landes-

nachbaren hievon, 518. woher die Bienen bey Anlegung ihres Standes zu nehmen, 524. ihr Schwärmen, 525 ff. wenn es angeht, ebd. Merkmale des nahen Schwärmens, ebd. wie die Schwärme zu fassen, 526. ff. Nachschwärme machen mehr Mühe, 527 f. das Zusammenziehen mehrerer Schwärme, 528 f. Verfahren mit schwachen, 529 f.

Bienen, das **Wandern** derselben, 531 ff. wie und wenn die Körbe dazu vorbereitet werden, ebd. ihr Einpacken auf dem Wagen, 532. Tücher dazu, 533.

Bienen, das **Abtreiben** derselben, 540. ff. der Erfinder davon, ebd. wird allen andern Arten Ableger zu machen vorgezogen, ebd. Anlage dazu vom Frühlinge her, 541. wenn und wie es vorzunehmen, 542 ff. das dabey erforderte Klopfen, 544 f. woran die Vollendung des Abtreibens zu merken, 545. Fortschaffen der abgetriebenen Bienen, 546.

Bienen, die **Einwinterung** derselben, 533 ff. welche als Ausständer zu wählen, ebd. f. ihr Füttern im Winter und Herbst ist schädlich, 524. wie sie im Winter ruhig zu halten, ebd. das nützliche Tödten derselben, 535. welche Körbe im Herbste nicht beschnitten werden, ebd. f.

Bienenbehältnisse, welches die besten, 519 f. Beschreibung der Bienenkörbe, ebd. ff.

Bienenhütte, kann so simpel als möglich seyn, 522. Richtung derselben gegen die Himmelsgegend, ebd. Abhaltung der Kröten, ebd. f.

Bienennutzung, berechnet, 539 ff. geschiehet nach der Eintheilung der Jahre, ebd. kann auch in den besten Jahren nicht überall gleich seyn, ebd. f.

Bienenzucht, 512 ff. Verkünstelung derselben, ebd. Grundregel bey ihrer Anlage, 513 ff. die Menge der Honigblumen muß zum Grunde dienen, ebd. f. Die besten Gegenden dazu, 516 f.

Birke, Birkenbaum, 199 ff. wird in den kältesten Ländern gefunden, ebd. gedeihet bey uns besser auf einem kalten als warmen Boden, ebd. nimmt sonst mit jedem Boden, der nicht zu naß ist, fürlieb. 200. Beschaffenheit des Holzes richtet sich nach Beschaffenheit des Bodens, ebd. f. wenn sie im Flugsande bestehen, 201. wenn Nadelholz darinn besser fortgeht, ebd. Eintheilung der Birken ist zufällig, ebd. Höhe und Ende des

Wachs-

Wachsthums, 202. wie sie abzuhauen, ebd. f. Reife des Samens, 203. säet sich selbst aus, ebd. Forstmäßige Erziehungsarten, ebd. ff. Lebendige Birkenzäune, 205. Verpflanzen der Birken, ebd. f. Befriedigungshecken davon sind nicht anzurathen, 207 ff. Verwüstungsarten der Birkenwaldungen, 209 ff. Birkenzweige in den Wohnzimmern dienen zur Gesundheit, 209 f. das Anbohren der Birken zur Gewinnung des Saftes, 211 ff. Das Besenreisschneiden, wenn und wie es geschehen soll, 213. Nutzung der Birken, 215. ff. Unterschied des Holzes, 216. Geräthschaften davon, ebd. f. Wirthschaftsgebäude davon, 217. wie das Holz wider den Wurmfraß zu sichern, ebd. wie die Müller das Holz zu Radezähnen und Trillingen fest machen, 218.

Birkenasche, ihr Nutzen, 218. ersparet Talg beym Seifekochen, ebd.

Birkenblätter, ein Futter für Schaafe und Ziegen, 226. geben eine dauerhafte gelbe Farbe, ebd. f. das davon abgekochte Wasser wider die Krätze, 227. Saft derselben wider die Käsemaden, ebd. wider den Anfall der Fliegen auf die Pferde im Sommer, ebd.

Birkenknospen, Thee davon wider die Gelbsucht, 228. getrocknet, ein Futter des Hausgeflügels, ebd. sind die Lieblingskost der Birkhühner ebd.

Birkenkork, giebt die besten Floßknoten zu Angelruthen, 225. wird bey den Lappen äußerlich in vielen Krankheiten gebraucht, 226.

Birkenschwamm, fängt leichter Feuer als der Eichenschwamm, 225.

Birkenrinde, wird in Schweden zur Deckung der Häuser gebrauchet, 220 f. Degenöl zu Verfertigung der Juchten davon, 221. Fackeln davon in der Schweiz, welche Tobberte heißen, ebd. f. wie diese Rinde die jungen Bäume im Winter wider das Abnagen der Hasen schützen kann, 222. Gefäße davon in Sibirien, ebd. f. Gebrauch zum Gerben der Häute, 223. Zum Färben der Fischernetze, ebd. f. Gebrauch der weißen Haut bey den Lappen und Finnen, 224. zwischen den ordentlichen und Brandsohlen der Schuhe und Stiefeln halten das Durchdringen der Kälte und Nässe ab, 225. Leim davon zur Leimung zerbrochener irrdener Gefäße, ebd. Unauflößlichkeit desselben im heißen Wasser, ebd.

Birkenwasser, 211 ff. ein angenehmer Labetrank in der Aerndte, 288. arzneyische Kräfte, ebd. f. Verbesserung des unvermischten, 229 f. Birkenmeth und Birkenwein, 230.

Blässe der Pferde, 357. warum blässichte Rappen vorgezogen werden, ebd. häßliche Blässe, ebd. f. Dergleichen schöne, 358. Achtung der Blässen an Pferden von allen dunkeln Farben, ebd. Bey Reitpferden sind irregulaire Blässen weniger dem Tadel unterworfen, ebd. zu große Blässen werden Laternen genannt, ebd. künstliche Blässen, ebd. f.

Buche, gemeine. Roth- Mastbuche, 113 ff. hat theils braunes, theils weißes Holz, 113. Ursach davon, 114. was sie für einen Boden liebet, ebd. f. Kennzeichen eines gesunden lebhaften Baums, 115. woraus ihre fernere Dauer zu schließen, ebd. Eisklüftigkeit derselben, woher? ebd. Verjüngerung des Buchwaldes bey unsern Vorfahren, 116. Bessere Methode, 118 ff. eine neuere mehr sparsame Methode, 121 ff. Kostenberechnung derselben, 122 f. Anlegung eines neuen Büchenwaldes, durch das Besäen, 123 ff. Büchensame verträgt keinen Frost, 126. junge Bäume, wenn sie aufzuschneiteln, 127. werden verdünnet, ebd. f. Anlegung eines Büchenwaldes durchs Anpflanzen, 128 ff. Regeln beym Ausheben der Setzlinge 129. welche am besten fortkommen, 130. wie mit starken zu verfahren, ebd. f. Anfang der Abnutzung, 135 ff. Anschlag zum Masttragen, 136 f. Nutzen des Büchenholzes, 138 ff. Zubereitung desselben zum Schiff- und Hausbau in England, 139 ff. in Deutschland 142.

Bucheckern, 143 ff. woran die guten zu erkennen, ebd. f. wie Mehl daraus bereitet wird, 144 f. Oel davon wird in Frankreich mehr als Olivenöl verspeiset, 145. wie das beste Oel davon in Frankreich gemacht wird, 146 ff. wie das ausgepreßte Mark in der Haushaltung zu gebrauchen, 148 f. Käse davon, 149. ein schlecht gemachtes Buchöl zu verbessern, 149. Methode des Oelmachens von Tozzetti, 149 ff. in Schwaben, 150 f. Gebrauch des Oels bey den Manufacturen in England, 151. giebt in Lampen einen klärern Schein als Wachslicht, ebd.

Büchenlaub, Matratzen davon, 142 f. Inlette davon werden den Strohsäcken unter den Betten in England vorgezogen, 143.

C.

Ceder von Libanon 331 f. Beschaffenheit der Aeste, Nadeln und Zapfen, ebd. wie die Zapfen zu öffnen, 331. wie und wenn der Saame zu säen, ebd. Wachsthum der jungen Bäume, 332. Der schicklichste Boden für sie, ebd. vorzügliche Güte des Holzes, ebd. f.

Cedernholz, kömmt zu uns aus Amerika, und ist Virginischer Wachholder, 339. wird für das allerdauerhafteste gehalten, ebd. Geruch und Farbe desselben, ebd. Futter der Bleystifte davon in England, ebd. Gebrauch bey den Kunsttischern, ebd. die Cultur dieses Holzes für Deutschland empfohlen, 340.

E.

Ebereschenbaum, 274 ff. der wilde hat über 20 Namen, ebd. wo er wächset, ebd. vermehrt sich durch den von den Vögeln umhergetragenen Samen, ebd. wird zum Krammetsvogelfang um Häuser und Gärten gepflanzet, 275. hat das erste, dem Verfrieren nur selten unterworfene Laub, ebd. macht ein gutes Ansehen in Alleen, ebd. Die Beeren ein gutes Futter für Schaafe, Kühe und Hühner, ebd. der eingekochte Saft im Bauerntheriak, ebd. Die Rinde ist in einigen Ländern statt der Tamariskenrinde eingeführet, ebd. Gebrauch der Beeren beym alten Silber zur Wiederherstellung des Glanzes, ebd. Gebrauch des Holzes, ebd. Beste Zeit und Alter den Baum zu fällen, ebd. f. gutes Brenn- und Kohlenholz davon, 276. wie schöne Spatzierstäbe von den jungen Stämmen zu ziehen, ebd. f. Impfen der Birnen und Mispeln auf selbige, 277. Vermehrung aus den Samen, ebd. ff. Verpflanzung, 278. Schlag- und Unterholz davon, ebd. wie alte Bäume wieder fruchtbar gemacht werden, 279. mit welcher Vorsicht die Beerentrauben abzubrechen, ebd. Truthühner mit den Beeren gemästet, bekommen einen herrlichen Geschmack, 280. wie solche den andern Hausthieren verfüttert, eingesammelt und getrocknet werden, ebd. f.

Eiche, oder Eichbaum, 8 ff. wie ihr Anbau in Holland befördert worden, 8. haben auf einem guten Boden kei-

nen langsamen Wuchs, 9 ff. die Wintereiche, 10 ff. die Sommereiche, 12 ff. die Blüthe der Eichen ist den Bienen sehr zuträglich, 14 f. die Wintereiche wächst langsamer als die Sommereiche, 16. Alter der Eichen, 20. ihre Dicke, 21 f. ein Gegenstand unserer Achtung, 22. ihre Verpflanzung von Gleditschen widerrathen, 23. Zubereitung der mit Eicheln zu besäenden Plätze, 25 ff. der schicklichste Boden dazu, 31 ff. wo Eichen nur als Schlagholz zu behandeln, 33. auch in tiefen und nassen Gegenden können Eichen ein festes Holz haben, 33 f. das Verpflanzen der jungen Eichen, 38 ff. Holländische Art zu verpflanzen, 50 ff. Andre Methoden, die Eichen zu verpflanzen und zu vermehren, 52 ff. Pflege und Wartung der jungen Eichen, 59 ff. wie sie als Schneideholz zu behandeln, 65 ff. als lebendiges Schlagholz, 67 ff. Nutzen und Gebrauch der Eichbäume und ihrer Theile, 73 ff. wie sie zur Feuerung zu gebrauchen, ebd. f. Vorbereitung zu Zimmerholz, 74. f. Wagner- oder Stellmacherholz, 75 f. zu Mühlen und Hammerhütten, 79 f. Stabholz, 80. wie alte Eichen zu verjüngen, 81 ff. der Nutzen davon, 83 f. Vorschlag den jungen Eichen die Rinde zur Lohe abzuziehen, 86. größter Nutzen der Eichbäume zum Wetterableiten, 91 ff.

Eicheln, welche zur Saat zu wählen, 17 f. Sammlung und Aufbewahrung derselben dazu, 35 f. Zeit der Aussaat, 37 ff. Futter derselben für Pferde, 88 f. Horn- und Schaafvieh, 89. Hausgeflügel, ebd. f.

Eichenlaub, wie solches zum Dünger zu gebrauchen, 87.

Eichenraupe, verhindert den Wachsthum junger Eichen, 18. soll vertilget werden, ebd.

Eichwälder, wo ihre und andrer Holzungen Haunngen anzufangen, 81.

Elsebeerbaum, 284 ff. liebt einen guten, starken Boden, ebd. Beschaffenheit seiner Beeren, ebd. sind ein Hausmittel wider den Durchfall, 285. Gebrauch des Holzes, ebd. wird dahin gesetzet, wo man die Vögel im späten Herbste hinlocken will, ebd. die Erziehung aus dem Samen, ebd. wo die schönsten und höchsten Bäume zu finden, ebd. Schlagholz davon, ebd.

Erle, Else, Eller, wie ihr Holz wider den Wurmfraß zu sichern, 77 f. wo sie am liebsten wächset, 186 ff. Vermehrung aus dem Samen, 188 ff. durch Aeste

oder

oder Setzlinge, 190. f. in Holland Hecken davon, 191. warum sie nicht an Teichen und Fischhältern zu dulden, ebd. wie oft sie als Schlagholz zu behandeln, 192. Werth des Brennholzes davon, ebd. wie das Abnehmen der Feuerungskraft des Holzes zu verhindern, 193. Kohlen davon, ebd. Gebrauch des Holzes zu allerley Geräthe, 194. Vorschläge zum Abhalten des Wurmstichs, ebd. Unverweßlichkeit im Wasser, ebd. f. die Stangen taugen nicht zu Weinpfählen, Hopfen- und Bohnenstangen, 195. das Holz ist den Wanschen zuwider, ebd. f. Die Blätter wider die Flöhe, 196. Gebrauch derselben zum Schaffutter, ebd. Rinde zum Schwarzfärben, ebd. zur Schusterschwärze, 197. die reifen Früchte zur Dinte, ebd. die Blüthe ist eine der ersten Bienennahrungen im Frühlinge, ebd.

Erle, Nordische weiße, 197 f. verdienet wegen ihres schnellern Wuchses bey uns angebauet zu werden, ebd. der Same wird aus Norwegen erhalten, ebd. die innere rothe Rinde wird zur rothen Farbe der Felle und des Leders von den Lappen gebrauchet, 198. Vorzug des Holzes zu den Milchgefäßen der Nordländer, ebd. die Sprößlinge im Frühjahre ein Mittel wider die Wassersucht der Schaafe, ebd.

Esche, 173 ff. wenn solche ihren Wachsthum vollendet, ebd. Reife und Aussaat des Samens, ebd. wo die Esche am besten gedeihet, 174 f. läßt sich sehr leicht verpflanzen, 176. braucht die wenigste Pflege, ebd. lebendiges Holz davon, ebd. Erkenntniß des Alters. ebd. Behandlung eines Eschenwaldes, 177. Anlegung eines solchen, 178. Alter der Esche zu Zimmerholz, ebd. Wildbahnen, dem Eschenaufschlage gefährlich, ebd. zu kappen wie die Weiden, 179. Erziehung recht gerader und hoher Bäume, ebd. f. ihre Pflanzung in Hecken und Lustwäldern, 180. Einträglichkeit der Eschen, ebd. f. warum Eschen nicht in Dörfern und neben den Häusern zu dulden, 181. wo es als Zimmerholz ohne Dauer ist, 182. das beste Geschirrholz davon, 183. wie die Esche zur Laubfütterung für Rind- und Schaafvieh zu ziehen, ebd. f. das Laub für Pferde, 184. wie solches in Steyermark eingesammlet wird, ebd. f. arzneyische Kräfte desselben, 185 f. die Rinde dienet zum Blaufärben, 186. zur Gärberlohe, ebd.

F.

Faulbaum, 288 ff. wo er gefunden wird, ebd. wird nicht hoch, ebd. für die Bienen ist kein beßrer Baum, ebd. das Laub ein sehr gutes Viehfutter, ebd. wird zum Schießpulver sehr gesucht, ebd. die Rinde dienet zum Gelb- und Braunfärben, 289. Die Beeren färben die Zeuge grün, ebd.

Fichte, wie solche von der Kiefer und Tanne zu unterden, 310. Höhe des Stammes, 311. rauhe Fichten was sie sind, ebd. Zapfen hangen unterwärts von den Aesten, und werden im späten Herbste reif, 312. sie lassen den Samen erst in den wärmern Monathen des folgenden Jahres ausfallen, ebd. wo der Baum am besten wächset, 313. die Fortpflanzung durch den Samen, ebd. f. wenn Stämme verpflanzet werden können, ebd.

Fichte, weiße Nordamerikanische, 314. wird wegen ihres hurtigen Wachsthums empfohlen, ebd. schwarze Nordamerikanische Fichte verdient wenig Achtung, ebd.

Füllen, das zur Welt kommende, 410 ff. wie ihm beym Absterben der Mutter zu helfen, 412. wie eine schöne Mähne und schöner Schweif zu ziehen, 413. wenn es den Schweif der Mutter abkäuet, ebd. dessen Behandlung. wenn es noch säugend ist, 413 ff. wenn es entwöhnet wird, 416. Entstehung rauher Füße und dicker Köpfe, 417. verschiedene Fütterungsarten, 418 ff. soll nicht unsauber gehalten werden, 419 f. wie es nach dem ersten Winter auf die Weide zu bringen, 421. ob ihm das Kleeheu mehr dienlich sey, als das Wiesenheu, 422. dessen Krippe, Raufe und Halfter, 423. Methode es recht zahm zu machen, 423.

G.

Gewitter, die Eichbäume sind Ableiter derselben, 91 ff. warum der Blitz durch hohe Bäume in die Erde schlägt, 92. Die Eichen in Amerika werden davon am meisten getroffen, 93. können Wetterscheiden so gar abgeben, ebend. ff. Kirchthürme sind gute Ableiter, 95. warum jetzt die Gewitter auf den Dörfern mehr Schaden thun als ehemals, 96. die niedergehauenen Eichbäume in der Nähe der Städte und Dörfer veranlassen ein öfteres Einschlagen als ehemals, 97 f. wie dawider die Eichen anzupflanzen, 98 ff.

H.

Häger- oder Elbweide, 259. dienen zu allerley Korbwerk ebd. eine besondre Art solche zu erziehen, 261 ff. berechneter Ertrag, 264.

Hengste, warum sie als Wagen- und Kutschpferde geliebet werden, 445. wie zu verhindern, daß sie sich einander nicht beißen, ebd. f. spät geschnittene oder gewallachte behalten mehr Muth und Stärke, als die früher geschnittenen, 446 f. werden in England allzufrüh geschnitten, 447. wie das Schneiden der Wallachen in hiesigen Gegenden geschiehet, 449 f.

Hengst, zum Beschälen, 336 ff. Erfordernisse eines guten, 397. gesetzliche Beschaffenheit desselben in Schleßwig und Hollstein, ebd. f. wie solcher nach seinem bebesondern Dienste in England gewählet wird, 400 f. in welchem Alter selbiger zum Beschälen zu gebrauchen, 401. Zeichen seiner Entkräftung, 403 f.

Holz, zu hoher Preis verbittert das menschliche Leben, 1 ff. Wohlfeilheit desselben befördert die Population, 3 ff. die Theurung des Bau- und Brennholzes kann Auswanderungen veranlassen, 5 f.

Holzplanteur, Entwurf seiner Geschäffte, 101 ff. warum sie mancher Orten ihre Schuldigkeit nicht thun, 107. Tagelöhner und Jäger können dazu gebraucht werden, ebd. so wie ihr Fleiß zu ermuntern, 109. können zugleich Flurhüter und warum? seyn, 109 f. warum mittelst des Planteurs die Holzvermehrung bey den Bauern gefördert werden kann, 111 f. wie durch sie die Eichelpflanzungen aufs gewisseste emporkommen, 112.

Honig, bey guten Bienenvätern muß immer ein Vorrath zu finden seyn, 534. das Säumen desselben, 536 ff. Jungfernhonig, ebd. Aufbewahrung und Dauer, ebd. f. Essig von den übriggebliebenen Hülsen, 537.

K.

Kiefer, Kien- oder Kühnbaum u. s. f. 317 ff. wächst in jedem Boden, ebd. der beste für sie, ebd. innere Farbe des Holzes, 318. Bestimmung des Alters, ebd. jährlicher Trieb, ebd. Zeit zu allerley Gebrauch und des Fortwachsens, ebd. Farbe, Wachsthum und Reife der Zapfen, ebd. von dreyerley Alter auf einem Stamme, 320. Besäung eines leichten Sandes damit, ebend. f. Folgen des dünn aufgehenden Samens, 321. die Zweige müssen

müssen nicht abgehauen werden, ebd. Herausbringen des Samens aus den Zapfen, ebd. wie der Same eingesäet wird, ebd. f. wie große entblößte Oerter in Bestand zu bringen, 323. Besäung des Flugsandes, ebd. f. wie das Abtreiben auf selbigem vorzunehmen, 324. Zunehmen des Triebes der jungen Kiefern, ebd.

Kieferfichte, die krummwachsende, Krummholzbaum, rc. wo sie zu finden, 325. das Krummholzöl wird daraus gemacht, ebd.

Kirchtbürme, hohe, schützen als Ableiter Städte und Dörfer wider das Einschlagen der Gewitter, 95 f. die aus Sparsamkeit gebauten kurzen Kirchthürme stellen die Dörfer dem Einschlagen sehr blos, 96. welche Thürme die besten Ableiter sind, ebd. f.

Kloppbengste, was sie sind, 448. sollen nicht zu Beschälern gebraucht werden, ebd.

Kreuzdorn, 289 ff. soll gepflanzet werden, um die Vögel bey tiefem Schnee ins Netzer zu locken, ebd. Höhe des Baums, ebd. die Beeren, eine Lockspeise der Krammetsvögel, ebd. f. Gebrauch des Holzes, 290. die Rinde, ein Färbemittel, ebd. das junge Laub, ein Viehfutter, ebd. aus den Beeren ein Muß oder Roob wider die Wassersucht, ebd. unreife Beeren färben dauerhaft gelb, f. ebd. Vermehrung des Kreuzdorns durch den Samen, 291.

Kröten, die größten Bienenfeinde, 522 ff. ihr Bienenfang, 523.

L.

Lerchenbaum, Nordamerikanischer, 330 f.

Lerchenbaum, 327 ff. wo er zu finden, ebd. ist schnellwüchsig, ebd. Reife der Fruchtzapfen, ebd. in welchem Boden der Same zum besten vorkömmt, ebd. das Verpflanzen, 328. Vermehrung des Wachsthums, ebd. die Balken dieses Baumes tragen 10mal mehr Last als Eichen, 329. die Blätterbüsche werden ihres angenehmen Geruchs halber in die Stuben von den Ungarn gesetzt, 330. das Holz verwirft sich nicht, und wird nicht rissig, ebd. wird im Wasser steinhart, ebd. wird zu starken Mühlwellen, zu Masten und zum Schiffbau gebraucht, ebd.

Linde, 237. zwey Arten davon, ebd. in Holland sehr geachtet, ebd. zu Gränzbäumen angepriesen, 239 f. die

Blüthe

Blüthe giebt den besten Honig, Lindenhonig, 238. Erziehung aus dem Samen, ebd. wie Aleger zu machen, 239. der beste Boden für die Linde, ebd. wenn sie pflanzrecht, ebd. Gebrauch des Holzes, ebd. Zweige und Laub ein Lammfutter, 240. Lindenblüthwasser, dessen Nutzen, ebd. Früchte, zerstoßene, ein Mittel wider den Durchfall, ebd. der aus dem Stamme abgezapfte Saft wird wider das böse Wesen nützlich gehalten, ebd. Trank aus den Aesten wider die Wassersucht, ebd.

M.

Männer, wilde, was sie sind, 255. ihre Behandlung, ebend. f.

Maserbirke, 218 ff. wird durchs Trocknen fester und dauerhafter, ebend. ihr Gebrauch bey Hammerwerken, und Räderwerk in Mühlen, ebend. Unterschied der Maser, ebend. f. ihre Entstehung 219. f. wie unsre Bauern sich Maserholz machen, ebend.

Mast, Eichelmast, die volle folgt nicht immer auf die Menge der Blüthe, 16. wie oft darauf zu rechnen, 17.

Mast, von Buchekern, 151 ff. wird für jedes 4te Jahr nur angenommen, ebd. woraus im Herbste zuvor auf die Mast des künftigen Jahres zu schließen, 152. wenn sie von den Schweinen am liebsten gefressen wird, ebd. was an dieser Mast zu tadeln, ebend. wie die Speckseiten aus solcher mehr dauerhaft zu machen, ebd. f.

Maykäfer, ihr Schaden an den Eichen, 19. wie sie zu vertilgen, ebend. f.

Meblbeerenbaum, wird 30 bis 40 Fuß hoch, 292. schickt sich gut zu Alleen, ebd. die Beeren werden gegessen und geben einen guten Brandtwein, ebd. f. die grüne Rinde wider die Wassersucht angepriesen, 301. die mittlere Rinde wider die Mundfäule, ebd. Arzneykräfte der Kerne, ebd. Saft der Beeren wird statt der Citronen und zum Punsch gebrauchet, ebd. Saft der Beeren nebst der Rinde Färbemittel, 302. Gebrauch des Holzes, ebd.

P.

Pappelbaum, 267 ff. schwarzer ebd. sein bester Boden, ebend. schneller Wuchs, 268. kann alle 4 oder 5 Jahre gekröpfet werden, ebd. Reißig zu Faschinen beym Wasserbau, ebd. das Holz ist zur Feuerung etwas bes-

ser als weidenes, ebd. schmerzlindernde Salbe aus den Knospen, ebend. f. Vermehrung derselben, 269. Italienische Pappel, eine Abart der ersten, ebd. warum sie dieser nicht mehr vorgezogen wird, ebd. weißer Pappelbaum, ebd. ff. schneller Wuchs im mittelmäßig feuchten Boden, 270. wo er nicht hinzusetzen, ebd. Vermehrung, ebd. f. Bretter davon zum Austäfeln der Zimmer und Fußböden, 271. Geräthschaften davon, ebd. die Wurzel wird von Kunsttischern gebraucht, ebd. Zitterpappelbaum, 272 ff. wächst auf gutem und schlechtem Boden, ebd. ist im Flugsande bey entblößten Stellen gut anzubringen, ebd. warum sie in Wäldern beym Wildstande so gern gesehen wird, ebd. f. Blätter und junge Triebe eine Lieblingskost der Pferde, Schaafe und Kühe, 273. Gebrauch des Holzes, ebd. feste Bretter davon, ebd. f. mit frischgehauenem Espenholze gebrannte Ziegel bekommen eine bläulichte Glasur und mehrere Festigkeit, 274.

Pferde, braune, 359 ff. Eintheilung derselben, ebd. lichtbraune, ebd. beste Farbe derselben, ebd. licht- und goldbraune (hellbraune) ebd. rechtfarbige, 360. dunkelbraune, ebend. f. gespiegelte braune, ebd. schwarzbraune, ebd. kastanienbraune, ebend. wurden nebst den Apfelschimmeln von den alten Römern sehr geachtet, 361.

Pferde, Erziehung derselben, 396 ff. Hengst oder Beschäler ebd. Gesundheit der Stute ist nöthiger als die des Hengstes, 400. die besten Stuten in Ansehung der Race, ebd.

Pferde, fuchsfarbige, Füchse, 361 f. ihre Eigenschaften, ebd. Eintheilung, ebd. Rechtfüchse, Bauernfüchse, ebd. Schweiß- Dunkel- auch Kupferfüchse, ebend. Rothfüchse, ebend. Lichtfüchse, 362.

Pferde, gelbe, 362. mit schwarzen Extremitäten, ebend. ohne solche, ebd.

Pferde, ihr Alter, 366 ff. Kenntniß an den Zähnen, ebd. f. wenn solches vorbey ist, 367. von welcher Zeit die ungewisse Angabe des Alters angeht, 368. wie lange kann ein Pferd dienen? 368 ff. allerhöchstes Alter, 369.

Pferde, ihre Häßlichkeit, 375 ff. Kopf, ebd. Stirn, Nase, Maul, ebd. Ohren, Schulohren, ebd. f. Augen, 376. Kieferbeine, ebend. Schaafhals, ebend.

Schwei-

Schweinehals, ebd. f. Hirschhals, ebd. f. Mähne 377. Leib, ebend. ff. Rücken, 378. Ribben und Bauch, ebd. nicht gestreckt, ebd. Hüftknochen und Kreuz, ebd. f. Ratten- oder Mauleselschwanz, 379. Füße, ebd. ff. Knie, ebd. Schenkel, ebd. Fessel, 380. Huf, ebd. f. Haare, 381. Temperament, ebd.

Pferde, ihre Schönheit, 370 ff. Grade derselben, ebd. f. Bestimmung nach den 3 Haupttheilen des Pferdes, 371. Kopf, ebd. Stirn, ebd. Nase, ebd. Maul, ebd. Lefzen und Zunge, ebd. Augen, ebd. Kinnbacken, ebd. Ohren, ebd. Hals, ebd. Mähne, ebd. Leib, ebd. f. Brust und Schulterblätter, ebd. f. Rückgrad, 373. Ribben, ebend. Bauch, ebd. Kreuz, ebd. Lenden, ebd. Schweif, ebd. Füße, 374 f. Schenkel, 374. Fessel oder Köthe, ebd. Huf, ebd. Gang der Füße, ebd. Haare des ganzen Leibes, ebd. f. Temperament, 375. Schwanenhals, 377. wohlgestreckt, 378.

Pferde, ihr Durchgehen, 460 ff. bemerkte Wildheit soll durch mageres Futter vermindert werden, 461. Fehler und Schuld der Kutscher beym Durchgehen, ebd. vom Herrn selbst eingefahrne, ebd. f. dreyspänniges Fahren, 462 f. Fahren in die Wette, 463. kein Eisenwerk, welches klappert, ebd. strangschlägichte Pferde, ebd. f. was bey Bergen zu beobachten, 464 f. zur Frostzeit, 465. beym Nachfolgen andrer Wagen, ebd. das Herausspringen aus der Kutsche, 466 f. Pflicht des Kutschers beym Durchgehen, 467 ff. das Losspannen durchgehender Pferde, 469. Schleife zum Fesseln derselben, ebd. f. Rouleaux, womit durchgehende Pferde zu bändigen, ebd. ff.

Pferde, junge, wie sie zum Ziehen zu gewöhnen, 450 f. wie ihr Stätigwerden zu verhindern, 451 f. Zaum für solche, ebd. wenn sie den Wagen das erstemal anziehen sollen, 453 f. Wahl des Leine- oder Sattelpferdes, 454. sollen zu weiten Schritten gewöhnet werden, 450.

Pferde, sollen nach dem Reiten oder Ziehen nicht geschwemmet werden, 424. wie ihr Huf nach übermäßiger Arbeit einzuschmieren, 424 f. wie sie zu tränken, 425 f. wie sie nach dem Jagen zu füttern, 426. wie sie vor Erkältung in Acht zu nehmen, 427. wie junge Pferde zum Reiten zu gewöhnen, ebend. ff.

Pferde, verschiedene nach der Farbe, 355 f. schwarze, oder Rappen, ebd. gute und schlechte Eigenschaften, ebd. lichtfarbene, 357. mausegraue, ebd. warum auf schwarze Pferde zu halten, ebd. Weißfüße werden als Reitpferde vorgezogen, ebd. bläßichte, ebd. f.

Pferde, verschiedene nach den Landesarten, 344 ff. Arabische, ebd. f. Eintheilung derselben in 3 Klassen, 345. aus der Barbarey, 346 f. Türkische, 347. Spanische, ebd. f. Englische, 348. Französische, 349. Italienische, ebd. Dänische, ebd. Hollsteinische, 350. Frießländische, Holländische, Flämische, Westphälische, Geldrische, ebd. Deutsche, ebd. ff. die vorzüglichsten darunter, 351. die allerkleinsten können als die besten Läufer unter der Hußarencavallerie gebraucht werden, ebd. f. Preußische Pferde, 352. werden von Königen zu Kutschpferden geliebet, 353. ihre kriegerischen Eigenschaften, ebd. Ungarische Pferde, 353 f. Vorzug derselben vor andern in Ansehung des Laufens, ebend. Siebenbürger, ebd. Moldauer, 354. Polnische, ebd. Ukrainische, ebend. Tartarische, ebend. Litthauische ebend.

Pferde, weiße, oder Schimmel, 362. drey Klassen derselben, ebd. schneeweiße, ebd. milch- oder perlfarbene, ebd. f. mausfalbe mit schwarzen Mähnen und Schweif, 363. blaue Apfelschimmel, ebd. rothe Apfelschimmel, ebd. Blauschimmel, ebd. Mohrenköpfe, ebd. Grauschimmel, ebd. Fliegenschimmel, ebd. f. Schwarzschimmel, 364. Schecken, ebd. porcelainfarbene Pferde, ebd. falkenfärbige, ebd.

Pferdekauf und Tausch, Regeln dabey, 364 ff. wornach sich der Kauf oder Werth der Pferde richtet, 365. warum und wie an junge Pferde lieber als an alte Geld geleget werden soll, 366. in welchen Fällen junge Pferde den alten nicht vorgezogen werden sollen, 370. nächst dem Alter beruhet ihr Werth auf der Schönheit, 370. Beobachtungen über ein zu kaufendes Pferd im Stalle, 381 ff. Leib und Füße, 382. Krippensetzer und Beisser, ebd. f. Kopfhänger, 383. Gebrauch der Peitsche, ebd. an der Stallthüre, ebend. f. Augen, ebend. f. Zähne, 384. Roßtäuscherkünsteleyen an denselben, 385 ff. Maaß des Pferdes, ebd. f. Untersuchung des Halses

ses und der Füße, 388 ff. des Schwanzes, 389. Aufsitzen aufs Pferd, 390 ff. Reiten im Trab und Gallop, 391. Athem, 392. Rotz, ein Hauptmangel, ebd. f. Stätigkeit desgleichen, 393 f. Zaum beym Vorreiten eines Pferdes, 394. Roßtäuscherkünsteley ein Pferd gegen die Sporen empfindlich zu machen, ebd. f. eine besondere in der Mittelmark gebräuchliche Vorsichtsregel, 395 f.

Pferdekrankheiten und Mittel dawider, 471 ff. Augenfelle, 472. Mundkrankheiten, 472 ff. Feifel, 474 f. Strengel, 475 f. Mandeln, geschwollene, 476 f. Nähekrankheit, Verfangen, 478 ff. Darmgicht, Colik, 480 ff. Dämpfigkeit, Athemkeuchen, Schlagbäuchen, 484 ff. Durchlauf, 485. Satteldruck, ebd. f. Beulen von der Hitze, 487. Verrenkungen, ebd. ff. Splint und Spaat, 489 ff. Mauke, 490. Allgemeine Regeln beym Aderlassen, Purgiren u. s. f. 491 f.

Pferdesiele und Kummete, 455 ff. Vorzug der letztern, 456. Englische, als die besten, ebd.

Pferdezucht, 343 ff. Einfluß der Race und Farbe der Pferde auf ihren Kauf und Verkauf, ebd. f. sind des Menschen liebste Hausthiere, 344.

Platanus, Nordamerikanischer, 308. verdient stärker angebaut zu werden, ebd. Stärke desselben in Pensylvanien, 309. Vermehrung durch eingesteckte Zweige, ebd. das Laub von Insecten nicht angegriffen, ebd. die Ausdünstungen sollen die Luft reinigen, ebd. f.

R.

Reiten, allgemeine Regeln dazu, 429 ff.

Robinia, unbewehrte, Sibirischer Erbsenbaum, 306 ff. wo er wächst und nicht wächst, 307. die Nutzung des Samens davon ist übertrieben angepriesen worden, ebd. f. der Gebrauch der Blätter statt des Indigo bezweifelt, 308.

Roß- oder wilder Kastanienbaum, 282 ff. wird zur Anpflanzung empfohlen, ebd. Gebrauch des Holzes, ebd. die Früchte zur Viehfütterung, ebd. f. wie Kühe daran

zu gewöhnen, ebd. sind bey der Schaaf- und Pferdezucht Arzney, ebd. f. die Vermehrung des Baums, 283. Mehl zum Kleister für die Buchbinder empfohlen, ebd. der Kern ist zur Reinigung der Wäsche diensam, ebd. f.

Rüster, Ulmenbaum, 230 ff. schicklicher Boden dazu, ebd. breitblätterichte Rüster, 231 ff. wo ihr bestes Gedeihen, ebd. Schlag- oder Unterholz davon, 232. Verpflanzungsmethode nach du Hamel, ebd. warum sie Fliegenbaum heißt, 233. Englische Rüster, 233. kleinblätterichte Rüster, ebd. f. Holländische Rüster, 234 f. glatt- und breitblätterichte weiße, 235. schmal- und glattblätterichte, ebd. Bast davon, ebd. Ungewißheit und Undeutlichkeit sämmtlicher Rüsterarten, 236.

S.

Sadebaum, 342. seine Höhe, ebd. muß durch beygesteckte Stangen gerade erhalten werden, ebd. die Blätter ein Mittel wider die Würmer der Pferde, ebd der Gebrauch für Menschen kann nützlich und schädlich seyn, ebd. äußerlicher Gebrauch wider den Grind, Geschwüre und Beinfraß ist sicherer, ebd. Die Vermehrung des Baums, 343. er wächst besser im Schatten, als in der Sonne, ebd.

Saftgrün, Blasengrün, Bereitung desselben, 390.

Schaafe, ob ihnen das Salz unentbehrlich sey, 508. was für ein Mittel wider die Egelnkrankheit bewährt gefunden, 507. wie solches Mittel überall zu erlangen, 508. die Heilung des Grindes, 509 f.

Schaafe, reichliche Winterfütterung derselben, 499 ff. Mangel derselben verursacht Krankheiten und Absterben der Schaafe, 500. wie solcher Mangel am gründlichsten abzuwenden, 501. wie die Winterfütterung aufs vortheilhafteste einzurichten, ebd. f.

Schaafmilch, was zu thun, wenn sie irgendswo unentbehrlich ist, 498 f.

Schaafzucht, 493 ff. Vergleichung der langlebigen Schaafe mit den kurzlebigen, ebd. Verwandlung der kurzlebigen und kleinartigen Rasse in die langlebige und großartige,

tige, 495 ff. was im Anfange für Schaafmütter hierzu zu wählen, 496. Das Langesaugen der Lämmer, ebd. f. dessen Nutzen, 497 f. Vorschlag, wie die neue Schaafzucht überall am leichtesten einzuführen, 510 f.

Schierlingstanne, 317.

Schüttgelb, dessen Bereitung aus Birkenblättern, 226.

Spierbaum, zahmer Ebereschenbaum, 281.

Spindelbaum, 302 f. Gebrauch des Holzes, ebd. die Früchte eine Lockspeise der Rothkehlchen, ebd. erregen Brechen und Purgiren, 303. getrocknete Schale der Frucht tödtet Läuse, ebd. die Frucht schadet den Schaafen, ebd. Vermehrnng des Holzes, ebd.

Splint des Eichenholzes, dem Wurmfraße unterworfen, 76. wie solches abzuwenden, ebd. f.

Stallung der Schaafe, 503 ff. ihnen ist darinn das Leben in frischer, freyer Luft zu verschaffen, ebd. ihre Krankheiten und Sterben aus dem Mangel der freyen Luft, ebd. wie überall die alten Ställe dazu einzurichten, 504 f.

Sterne der Pferde, 357. künstliche, 358 f.

Stränge der Pferde, wie lang sie seyn sollen, 456 f.

Striegeln der Pferde, wie es geschehen soll, 423.

Stute, in welchem Alter solche belegt werden soll, 401. in welcher Jahreszeit, ebd. woran ihr Begehren nach dem Hengste zu erkennen, 402. wie solche demselben zuzuführen ebd. f. Pflege der Stute während ihrer Trächtigkeit, 404 f. wie lange sie trächtig geht, 405 f. geschwollenes Euter derselben, 406. Kennzeichen des herannahenden Füllens, 407. Geburth, 408 f. das Lösen des Füllens, 410. Wegnehmen des Netzes oder Hamens, 411. fernere Verpflegung nach der Geburth, 412 f.

Schwefelregen, wovon er herrühret, 319.

T.

Tabbert, ein Spottname des weiblichen Kopfputzes, dessen Ableitung, 221.

Tanne, Weiß- auch Edeltanne, 314 ff. wo sie zu finden, ebd. f. wächst auf gutem Boden ziemlich schnell, 315. wenn sie tüchtigen Samen trägt, ebd. Vermehrung durch den Samen, ebd. Gebrauch des Holzes, 316. Arzneykräfte der jungen eingemachten Zapfen, ebd. Tannenterpentin besser als der vom Lerchenbaum, ebd.

Taxbaum, Eibenbaum, u. s. f. 340 ff. wird in Deutschland wild gefunden, ebd. wird von den Gärtnern in den Italienischen und Deutschen eingetheilt, ebd. dieser ist nicht wie jener dem Erfrieren unterworfen, ebd. wird in den Gärten nicht mehr geachtet, ebd. Erziehung aus den Samen und Zweigen, 341. Güte und Gebrauch des Holzes, ebd. Die Beeren eine Lockspeise der Ziemer und Schnarren, ebd. das Laub den Pferden, Kühen und Ziegen tödlich, ebd. die Beeren sind öfters von Kindern ohne Schaden verschluckt worden, 342.

Traubenkirschbaum, wird öfters mit dem Elsebeerbaum und dem Faulbaume verwechselt, 285. wo er zu finden, ebd. Kennzeichen desselben, 286. Die Frucht von armen Kindern bey uns, den Lappen und Kamtschadalen gegessen, ebd. sind ein Hausmittel wider den Durchfall, ebd. Vögel sind damit ins Netzer zu locken, ebd. prächtiges Ansehen des Baums in Plantagen und Lustwäldern, ebd. wenn er hoch wächset, 287. die Vermehrung, ebd. Gebrauch des Holzes, ebd. welchen Gegenden der Baum zu empfehlen, ebd. süße Kirschen darauf zu impfen, ebd.

W.

Waagen, Beurtheilung der beweglichen und unbeweglichen, 454 f.

Wachholder, 333 ff. seine Höhe auf gutem Boden, ebd. Brettstämme davon in Rußland, ebd. wächst auch in den elendesten Orten, ebd. Eintheilung des Wachholders bey den Alten, 334. Güte und Gebrauch des Holzes, ebd. bestes Kammholz davon, ebd. ist zum Räuchern des Fleisches vortrefflich, ebd. die Beeren ein Gewürz, 235. ihre Arzneykräfte, ebd. Wachholdermuß, ebd. f. Getränke davon für den gemeinen Mann in Frankreich und Schweden, 336. Fortpflan-

zung

zung durch den Samen, ebd. f. in wiefern Kiefersamen darunter zu säen, 337. wo die Wachholdern am besten wachsen, ebd. ein Wachholderwald, als ein Mittel den Krammetsvogel in jeder Jahreszeit bey sich zu behalten, und zu fangen, ebd. f.

Wachholder, Spanischer, 338. ist gegen die Kälte unempfindlich, ebd. große Beeren desselben, ebd. schicklicher Boden für ihn, ebd.

Wachholder, Virginischer, rothe Virginische Ceder, 339 f. wo er wächset, ebd. dessen Wachsthum bey uns, ebd. das Versetzen, ebd. das Cedernholz ist von diesem Baume, ebd.

Wagenräder, ihre rechte Beschaffenheit zur Erleichterung des Ziehens, 457 ff.

Waldrisse, oder, Eisklüfte, was sie sind, 84 f. machen den Baum zu Nutzholz unbrauchbar, 85. verschiedene Beschaffenheit derselben, ebd.

Wachs, dessen Auspressen, 537 ff. Pressen dazu, ebd. f.

Weide, 240. vier Ordnungen derselben nach dem Linnäus, 241 ff. Vermehrung durch Setzlinge oder Satzweiden, 248 ff. Mittel die Setzlinge auch in ungünstigen Jahren fortzubringen, 250 f. Entledigung derselben von Raupen, 251 f. Sommerseite der Setzlinge zu bemerken, 252. wie sie auf Viehtriften zu verwahren, ebd. f. Kopfweiden, 253 ff. wie das Köpfen vorzunehmen, ebd. ff. bessere Methode, 255. Gebrauch des Holzes, 265 f. Bretter davon, ebd. Wetzsteine davon, ebd. Kähne, ebd. soll zur Feuerung mit andern Holzarten vermengt werden, ebd. Kaminholz für zärtliche Personen, ebd. wie das Zaunholz davon vorzubereiten, ebd. f. Laubfütterung für Schaafe angepriesen, 266. Die Rinde dient zum Lohgerben und Färben, ebd. Wurzel und Blätter sind Färbemittel, ebd. die Wolle der Lorbeerweide, wozu sie am besten zu gebrauchen, 267. Die Rinde dieser und der Bruchweide ist von einigen Aerzten der Chinarinde substituiret worden, ebd.

Weidenarten, Anbau der kleinen niedrigbleibenden, 256 ff. Hecken um Krautgärten davon, 257. wie solche fester zu machen, ebd. f.

Wei-

Weidichte, wie solche anzulegen, 253.

Weiß-Hain- oder Hagebüche, 154 ff. äußerliche Beschaffenheit des Stammes, ebd. anständiger Boden, 155. ist gut im Schlag- oder Unterholze, ebd. Kopfhainbüchen, ebd. Art zu hauen, 156. Vermehrung der Weißbüchen, ebd. ff. Beförderung des Wurzelwuchses, ebd. f. Methode junge Büchen zu pflanzen, 157 f. Erziehung aus dem Saamen, 158 ff. Vorzüge der Wände davon, 159. Nutzen des Hainebüchenholzes, 160 ff. wird zu Kohlen für Hüttenwerke empfohlen, 161. die davon zu machenden Geräthschaften, ebd. wird zu Flegelkeulen von den Landleuten anderm Holze vorgezogen, 162. ein hahnbüchner Kerl, ebd.

Weißdorn, 291 ff. wo er wächset, ebd. giebt ein vortreffliches Geschirrholz, ebd. wie solches zur erforderten Stärke zu bringen, ebd. Gebrauch der Beeren, ebd. f. Hecken davon, 292.

Weymuthskiefer, oder Fichte, 326 f. ihre Höhe in Amerika, ebd. Größe und Reife der Zapfen, ebd. verdienet unter allen Amerikanischen Nadelholzarten bey uns den Vorzug, ebd.

Weirauchswachholder, 340. dauret bey uns im freyen Lande, ebd. Höhe und pyramidenförmiger Wuchs desselben, ebd. Größe und Farbe der Beeren, ebd.

Z.

Zirbelnußfichte, 325 f. wo sie wächset, ebd. ihre Früchte, oder Nüsse, ebd. f.

3.

4 ff. äußerliche Be
anständiger Bodem,
terholze, ebd. kupf
156. Vermehrung
derung des Wuchs
Büchen zu pflanzen
men, 158 f. Ab
Nutzen des Laubh
len für Hüttenwerke
henden Gerüsthol
n den Landleuten u
hahnbüchnen Bal

ebd. giebt ein vor
solches zur erfordern
brauch der Bienen

ihre Höhe in Bäu
apfen, ebd. werden
elholzarten bey uns

t bey uns im fre
enförmiger Wuch
r Beeren, ebd.

, ebd. ihre Früch

633.

Colour & Grey Control Chart
Danes Picta
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
Grey 1
Grey 2
Grey 3
Grey 4
Black